Das belletristische Ausland.

Kabinetsbibliothek
der
classischen Romane aller Nationen.

1761stes bis 1765stes Bändchen.

Enthält:

Olympia von Clèves.

Eilftes bis fünfzehntes Bändchen.
(Schluß.)

Jedes Bändchen kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1852.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei
in Cannstatt.

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1852.

Olympia von Clèves

von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Eilftes bis fünfzehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1852.

LXVI.

Schlange Nro. 1.

Mailly konnte sich nicht darüber trösten, daß er auf die Nothwendigkeiten eines beständigen Monologs beschränkt sein sollte.

Und dennoch war ihm nach dem, was man gesehen, der Monolog noch minder unangenehm, als der Dialog.

Nach seiner Scene mit Louise, nach den despotischen Manieren von dieser, nach der kaiserlichen Geberde besonders, mit der sie ihm die Thüre gewiesen, hatte sich der Graf, von seiner Frau zurückgestoßen, noch einmal gesagt, sie besitze sicherlich für die Augen eines Gatten unsichtbare Eigenschaften; da aber er, der Gatte von Louise, diese Eigenschaften nicht sehen könne, so werde er, wenn es sein müsse, die Augen dem ganzen Weltall ausstechen, damit kein Mensch existire, welcher sehe, was er nicht sehe.

Drohungen, Bitten, rohe Gewalt, Ueberredung, er hatte in seinem Kopfe Alles angeordnet, um einen Feldzugsplan zu combiniren.

Als der Feldzugsplan festgestellt war, und das war die Sache einer Viertelstunde, welche Mailly damit

zubrachte, daß er von einem Ende zum andern der Terrasse am Rande des Wassers hin- und herging, trugen die Beine von Mailly diesen natürlich vom Hotel Nesle zum kleinen Hause der Grange-Batelière, von Louise von Mailly zu Olympia von Clèves.

Ein Unglücklicher muß sich wohl trösten, besonders wenn ihm der Urheber seines Unglücks das Recht des Trostes gibt.

Nach Allem dem, was er bei seiner Frau gehört, war Mailly gewiß nicht so schuldig, als am Tage vorher, da er zu seiner Geliebten ging. Und diese Idee, — sein gutes Gewissen machte, daß er sich voll Wonne daran erquickte. Es ist etwas so Gesundes um ein gutes Gewissen!

Mailly kam also in sein kleines Haus mit der besten Stimmung der Welt, um getröstet zu werden. Er stieg rasch und wie ein Mensch, den es drängt, die Gedanken, die er im Geiste hat, um besserer willen zu verjagen, die Stufen hinauf. Doch auf der Hälfte der Treppe wurde er durch seinen Kammerdiener zurückgehalten.

„Verzeihen Sie, Herr Graf," sagte der Kammerdiener.

„Was willst Du von mir?"

„Sie gehen zu Madame?"

„Allerdings."

„Aber es sind . . ."

„Es sind?"

„Madame hat Leute bei sich."

Mailly fing an sich an die Ueberraschungen zu gewöhnen; er blieb jedoch ganz verblüfft stehen.

Dann überlegte er sich aber, daß das bei sich von Olympia bei ihm war, stieß den Lackel zurück und drang in das Zimmer ein.

Der Herzog von Pecquigny saß bei Olympia, ganz holdselig, ganz in Artigkeiten eingemacht.

Die Stirne von Mailly faltete sich, wie es sich für einen Mann geziemt, der eifersüchtig werden soll.

Er trat indessen ein.

Der Herzog hatte die Güte, ihm eine Höflichkeit zu erweisen: er bot ihm einen Stuhl, Mailly setzte sich.

Diese Miene einer Vertraulichkeit, welche Pecquigny in so kurzer Zeit bei Olympia errungen hatte, setzte Mailly im höchsten Grade in Erstaunen. Er betrachtete sich wie einen von Räubern auf der Landstraße angefallenen Menschen, der in dem Augenblick, wo er sich zur Wehr setzen will, einen Stockstreich auf den Kopf bekommt. Träumt er oder träumt er nicht? Ist es wirklich die Helle des Tages, was er sieht? Ist es der Reflex von tausend fantastischen Lichtern, welche die angegriffene Einbildungskraft unverzüglich im Gehirne eines Menschen von Leidenschaften anzündet?

Beim Scheine dieses Tages oder dieser Lichter erblickt Mailly den Herzog nach der letzten Mode und mit der höchsten Eleganz gekleidet; man kann nichts Feineres sehen, als seine Stickerei; er spielt zart mit dem Griffe eines Degens, von dem man hätte glauben sollen, er sei für ein auf dem Throne der Welt geborenes Kind gemacht: dieser einzige Degengriff hat den Werth des Geldes, das alle Klingen, mit denen das Weltall damascirt ist, kosten würden.

Dem Herzog gegenüber sitzt Olympia. Sie horcht ruhig mit ihrem reizendsten Lächeln und besonders mit ihrem großen wachsamen Auge auf Alles, was der Herzog ihr zu sagen sich das Recht gibt.

So ist das Bild.

Mailly vor der Thüre, Mailly auf der Schwelle.

Mailly faßt bei seinem Eintritt einige Satzschlüsse in der Art des folgenden auf:

„Ei! seien Sie doch unbesorgt um die Meinung, mein Fräulein, und machen Sie sich glücklich."

Dies waren die Eindrücke, welche Mailly in dem

Augenblick, wo er, schon ganz aufgeregt, im Zimmer von Olympia erschien, betrafen.

Der Verführer saß, wie gesagt, auf einem Sofa, mit einer Freundlichkeit, die sich bei der Ankunft von Mailly nicht verleugnete.

„Herzog!" rief der Graf.

Das war nur ein einziges Wort, doch dieses Wort enthielt alle Vorwürfe des Zartgefühls und zur Noth alle mögliche Warnungen.

Pecquigny beschränkte sich darauf, daß er dem Grafen das Ende seiner unter seinen Spitzen begrabenen Finger bot.

Dann, als ob Mailly nicht eingetreten und nichts unterbrochen worden wäre, antwortete Olympia:

„Herzog, ich habe Ihnen schon gesagt, ich bin nicht geboren, um glücklich zu sein."

Das war ein Keulenschlag, um einen Stier in einem Schlachthause niederzuschmettern.

Mailly empfing ihn, doch er erhob wieder das Haupt und sagte mit einem gezwungenen Gelächter:

„Was Sie da sagen, ist nicht freundlich für diejenigen, welche Sie lieben."

„Du hast vollkommen Recht, mein Lieber," versetzte Pecquigny, „und ich bin eben im Zuge, dem Fräulein hierüber zu predigen."

„Ich danke Dir, Herzog, ich sehe es wohl," erwiederte Mailly.

„Und," fuhr Pecquigny fort, „und trotz meines dringlichen Zuredens bleibt das Fräulein hartnäckig."

„Oh!" entgegnete Olympia, „hartnäckig bleiben ist ein sinnloses Wort. Statt sich jener Gemeinplätze zu bedienen, welche fast immer bei müßigen Frauen reussiren, ist der Herzog beharrlich darauf bedacht, mir Eigennamen anzuführen."

Ein Schwindel zog über die Augen von Mailly.

„Ja, und sogar große Namen," sagte lächelnd Olympia, gerührt, da sie Mailly hatte erbleichen sehen.

„Und Sie antworten?“ fragte er mit bewegter Stimme.

„Ich antworte, daß ich, wenn ich liebe, lieben werde.“

Mailly wußte nicht, ob das ein Kompliment oder eine Beleidigung war.

Wie alle Menschen in einer falschen Stellung, zog der Graf den Zorn der vernünftigen Beurtheilung, die Brutalität dem Siege vor, den eine leidliche Beweisführung gibt.

„Ich sehe zu meinem Leidwesen, daß der Herzog zu mir kommt, um mir mein Gut zu entführen,“ sagte er mit einer verletzenden Ironie.

„Graf,“ erwiederte Pecquigny, „wir haben uns über diesen Gegenstand erklärt. Ich habe bei dieser Gelegenheit die Ehre gehabt, Dir Alles zu sagen, was ich zu thun Willens bin, und ich gebe Dir mein Wort, ich werde es thun, das ist fest beschlossen. Dein wüthendes Auge, Deine krampfhaft geballten Fäuste, Deine zitternde Herausforderung werden mich nicht von meiner Pflicht abbringen.“

„Deine Pflicht!“

„Ei! mein liebster Graf,“ erwiederte Pecquigny gewandt, „ist es nicht eine Pflicht, es zu verhindern, daß sich diese schöne Dame langweilt, wie Du Dich langweilst?“

„Herzog!“

„Aergere Dich, bei Gott! was macht das mir?“

„Es macht, daß, wenn Madame die Güte gehabt hat, Dich einmal zu empfangen, sie Dich nicht zweimal empfangen wird, das betheure ich Dir.“

Olympia blieb stumm.

„Madame war so gefällig, mich zu empfangen, weil ich die Ehre habe, der Kapitän der Garden Seiner Majestät zu sein, und weil jede Thüre, an die ich klopfe, sich vor mir und meinem Commandostabe öffnen muß. Madame hat mich empfangen, weil ich ein guter Edel-

mann von unbeflecktem Rufe und der Träger eines Namens bin, der nie auf der Gasse bleibt, hörst Du, Graf von Mailly!"

„Was soll das bedeuten?" versetzte wüthend der Graf.

„Sachte! sachte!" fuhr Pecquigny fort; „ich habe Dir den Krieg versprochen, ich mache ihn Dir; aufgebracht oder nicht, wirst Du die Belagerung Deines Schlosses sehen. Ich konnte mittelst meiner besonderen Einflüsse in den Platz, den Du vertheidigst, eindringen; Du unternimmst einen Ausfall, gut; versuche es, mich zu verjagen, Du bist in Deinem Rechte."

„So werde ich es machen, nicht wahr, Olympia?"

„Wie verstehen Sie das, Herr Graf?" fragte Olympia. „Der Herr Herzog hat mir nichts gesagt, was nicht zu sagen ist."

„Du hörst, Mailly?"

„Ich habe nichts begriffen, als das, was mir Herr von Pecquigny gesagt hat."

„Wenn Sie mehr gehört hätten, Olympia..."

„Ich habe auch nicht mehr gehört."

„Laß mich also mich erklären, ich bitte Dich, Du Wehrwolf, der Du bist!" fuhr der Kapitän der Garden mit voller Brust lachend fort; „Du wirst sehen, daß der Plan, den ich combinirt habe, vortrefflich ist, und daß ich Dich, trotz aller Deiner strategischen Talente, herausfordere, ihn bekämpfen zu können."

„Laß hören."

„Vor Allem will ich dem Fräulein den Ausdruck meines Bedauerns bieten. Das ist mein Recht."

„Dein Recht?"

„Mein Freund, in meiner Eigenschaft als Kammerherr habe ich meinen Zutritt."

„Bei mir?"

„Ist er bei sich, mein Fräulein?" sagte Pecquigny mit einer vollkommenen Ruhe, indem er sich gegen Olympia wandte.

Olympia schwieg.

„Du bist nicht bei Dir, mein Lieber. Mademoiselle ist von der Comédie und hat ein herrliches Talent, das ich vergöttere. Ich komme, ich klopfe an ihre Thüre, sie empfängt mich, ich drücke ihr meine Bewunderung aus, sie hört mich an, was hast Du zu sagen?"

„Nichts; doch diese Phrasen ..."

„Du hast sie vielleicht hundert Frauen gesagt, nur der Deinigen nicht."

Mailly erröthete bis unter die Augen.

„Ah! Graf, sei gerecht; Du lässest diese anbetungswürdige Frau vor Langweile sterben; ich komme, ich tröste sie; Du schließst sie ein, ich dringe in ihr Gefängniß und mache mich liebenswürdig; Du bist eifersüchtig oder gibst Dir den Anschein, es zu sein. Ich lasse, wenn Du willst, die erste Hypothese zu. Mademoiselle ist Deine Sklavin, ich will die Ketten brechen, die sie binden, und beweisen, daß Du bis jetzt nur ein Egoist und ein abscheulicher Kerkermeister gewesen bist."

„Ja, und Deine abscheulichen Pläne ..."

„Ei! wer spricht hievon? es ist wohl die Rede von meinen Plänen! Höre, Du hast einiges Ansehen, Du konntest Mademoiselle nach Paris kommen lassen, Du konntest ihr durch Deine Verbindungen Debuts verschaffen, die sie mit eben so viel Glück, als Talent gemacht hat, und nun, da der ganze Hof an der köstlichen Schale genippt hat, schließst Du die Quelle ab, Du willst uns berauben, Du beraubst uns des schönen, verführerischen Organs, mit welchem Olympia die Verse von Racine mehr singt, als spricht. Du raubst uns diese rührende Schönheit, welche aus Nero einen Titus machte. Du raubst uns diese geistvolle Büchse Pandoras, an deren Stelle Du Deine endlosen Schmollereien setzst. Ah! ah! Mailly, füge Dich, ich werde die Thüren öffnen, und Deine reizende Nachtigall wird entweichen."

„Höre," erwiederte Mailly, während der Kapitän vor den Spiegeln anbetungswürdige Ziereieien und herr-

liche Bewegungen mit dem Kopf und den Schultern versuchte und Olympia belustigt lächelte, „höre mich, Herzog, Du, der Du einer der Bravsten unter den Braven dieses Hofes bist.“

„Hören! ich thue nichts Anderes seit meiner Ankunft, und ich habe noch nichts vernehmen können, was zu vernehmen der Mühe werth war.“

„Höre also Folgendes: Diese Frau ist mein Gut!“

„Graf, Du bist im Irrthum, Mademoiselle Olympia ist im Katalog aufgenommen.“

„Wie, im Katalog aufgenommen?“

„Sie gehört der Kunst, dem Theater.“

„Herzog! wenn Du sie mir entführst...“

„Was wird geschehen, Wahnsinniger?“ sagte Pecquigny, während er aufstand. „Verhindere es, daß sie sich langweilt, und ich schwöre Dir, sie wird mir kein Gehör schenken.“

„Oh!“ rief Olympia, indem sie die Hände von Mailly, welcher wankte, ergriff, „Graf, Sie haben Alles für mich thun können, was Sie thun konnten, und doch...“

„Doch?“ versetzte Mailly voll Bangigkeit.

„Doch Du langweilst sie!“ unterbrach der Herzog. „Sie liebt die Komödie, Du beraubst sie derselben, alle Teufel! Sie, welche zu spielen weiß, um die Anderen weinen zu machen, warum zwingst Du sie, ihre schönen Augen in der Einsamkeit zu röthen?“

„Ah! Olympia!“

„Ja, sie langweilt sich. Ich habe es Dir gesagt, hiedurch werde ich sie überreden, Dir zum Trotze, in Deinem Angesicht; ich werde keine List gebrauchen, ich werde kein unredlicher Feind sein; ich werde zu ihr gehen, ich werde ihr das Gegentheil von dem bieten, was Du ihr gibst, und ich stehe dafür, daß sie mich vorzieht.“

„Schone eine wahre Liebe, Freigeist! Atheist!“

„Deine Liebe, eine wahre Liebe! Ah! ja wohl,“ erwiederte der Herzog. „Deine Liebe, das ist eine bequeme Liebe, die sich aus allen den kleinen Erbärmlichkeiten

componirt, mit denen Du Dein Leben verzierst. Du willst, daß ich dies achte! Du willst, daß ich mich in das kleine, heuchlerische Haus füge, Graf, in welches Du Dich gegen Deine Gläubiger, Deine Frauen und Deine Geliebten flüchtest! Du willst, daß ich mich mit Deinen schmachtenden Augen, mit Deinen Seufzern, Deinen Jeremiaden bezahle, während ich weiß, daß Du gerade von einem Minister, bei dem Du intriguirt, und von einer Frau, bei der Du geseufzt hast, kommst!'

„Ich komme nicht von da her, wo Du sagst."

„Das ist noch viel schlimmer, Du kommst von Deiner Frau her."

Olympia schleuderte Mailly einen trockenen Blick zu. Der Graf war wie von einem Degenstiche getroffen.

„Lassen wir das!" sagte sie ermüdet.

„Olympia," erwiederte er, „Sie wissen nicht, wie ich dort zu thun beabsichtigte."

„Ei! mein Freund," sprach Pecquigny, „Du wolltest ihr schwören, Du kommest nicht von Olympia, wie Du Olympia gern beweisen möchtest, Du kommest nicht von der Gräfin zurück."

„Herr Herzog," sagte plötzlich der Graf von Mailly, indem er sich hoch aufrichtete, „Sie haben die Grenzen überschritten; Sie mischen sich auf eine mehr als impertinente Art in meine Angelegenheiten."

„Große Worte!

„Auf welche die Wirkung folgt."

„Gut! ein Degenstich in Deinem kleinen Hause. Das sind hübsche Manieren!"

„Dann beleidigen Sie nicht!"

„Habe nicht die doppelte Natur der Amphibie, athme nicht zugleich mit den Aesten der Luftröhre und mit den Kiemen."

„Herzog, wir werden uns unten erklären."

„Und wenn ich Dich getödtet habe, oder Du hast einen Kapitän der Garden des Königs auf den Schnee gelegt, so wird das nicht beweisen, daß Du nicht zugleich

eine Geliebte, welche Deiner Frau beschwerlich, und eine Frau hast, welche Deiner Geliebten beschwerlich ist. Teufel! mein Freund, wähle, nimm nicht Alles. Willst Du Deine Geliebte? führe sie weg, aber so weit, daß wir sie nicht mehr sehen können. Ich habe es Dir schon gesagt. Willst Du Deine Frau? dann öffne uns beide Flügel der Thüre Deines kleinen Hauses. Das ist ein Sturm, was willst Du dabei machen?"

Olympia warf einen Blick auf den Grafen.

„Olympia! Olympia!" rief Mailly bestürzt, denn er hatte irgend etwas Schwankendes in ihren Augen erhascht.

„Der Herr Herzog hat Recht," sagte sie kalt, „Sie müssen sich entscheiden."

„Sie lieben also Einen?" fragte Mailly; „diese Erklärung von heute Morgen, diese Versöhnung war also eine Lüge?"

Er rechnete darauf, daß er mit diesen Worten den Herzog ermüden oder reizen würde, doch er hatte es mit einem gewaltigen, in Paradoxen schwierigen Streiter zu thun.

Ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, sagte Pecquigny:

„Wie, Du schämst Dich nicht?"

„Mich schämen, worüber?"

„Du hast eine Erklärung mit ihr gehabt?"

„Ja."

„Und Ihr habt Euch versöhnt?"

„Ich glaube es."

„Und Du bemerkst nicht, daß Du, wenn Du Dich an demselben Tage wieder mit der Frau entzweist, die Dir am Morgen verziehen hat, ein verlorener Mann bist?"

Olympia lächelte dem Stärkeren zu.

Pecquigny hatte die Ehre des Triumphes.

Der Graf ließ seine verstörten Augen auf das Gerathewohl umherschweifen; diese Logik überstieg seine Kräfte.

„Olympia! Olympia!" rief er, indem er die Hände faltete und sich flehend an seine Geliebte wandte, „Olympia, ich habe auf der Welt nichts mehr, als Deine Liebe."

„Ein schönes Bestreben!" murmelte Pecquigny.

„Olympia," fuhr Mailly fort, „ich habe auf der Welt nichts mehr, als Deine Redlichkeit, als Deine Treue."

Pecquigny wagte es nicht mehr, etwas beizufügen; er hätte diejenige verletzt, für welche er seit einer Stunde mit der Hoffnung kämpfte, sich aus ihr einen Beistand zu machen.

„Olympia," sagte Mailly, „alle Opfer, die gebracht werden müssen, werde ich bringen; doch ich beschwöre Dich, sage mir, Du werdest Dich nicht überreden lassen; sage mir, ich werde nicht den tödtlichen Schmerz haben, Dich durch den bösen Dämon, der Dich erniedrigen will, wie er mich erniedrigt, besiegt zu sehen."

„Graf," sprach sie, „ich werde nie denjenigen lieben, welcher mir nur die Hälfte seines Lebens gibt. Geben Sie mir Alles."

„Ah!" versetzte Pecquigny, „bist Du hiebei!"

„Es sei!" murmelte Mailly mit einer düsteren Miene, „ich werde nicht zum Lügner werden. Alles Dir, Olympia, Alles Dir. Nur jage diesen Menschen von hier weg, der wohl weiß, daß ich ihn nicht tödten kann."

Olympia ging auf Pecquigny zu, der sie lächelnd erwartete.

„Herr Herzog," sagte sie, „mein Herr und Meister hat gesprochen, machen Sie ihn nicht unglücklich. Er thut für mich Alles, was er kann, mehr sogar, als er kann."

„Nein," erwiederte Pecquigny, „nein, ich werde nicht eher von hier weggehen, als bis er Sie wieder in die Fluth der Welt gebracht hat. Sie gehören nicht ihm, Sie gehören Ihnen, Sie gehören uns."

„Was willst Du denn, Dämon?" rief Mailly schäumend vor Zorn.

„Ich werde Mademoiselle zwei neue Rollen bringen. Sie soll sie studiren."

„Nein!"

„Oh! sie wird ja sagen."

„Sagen Sie, was Sie wollen, Olympia."

„Ich will lieber Rollen studiren, als vor Langweile sterben. Man thut nichts Schlimmes, wenn man Rollen studirt."

„Du siehst wohl, Graf, sie spricht wie ein schönes Buch. Laß sie also; Du wirst ihr durch die Vergleichung besser erscheinen."

„Schändlicher!"

„Du machst mich lachen. Schauen Sie ihn doch an, Olympia, er ist der Jüngste, der Tapferste, der Schönste von uns Allen; er hat nicht genug mit diesen Vorzügen, er muß auch noch die Heuchelei beifügen. Spiele doch ein offenes Spiel mit uns, und wir werden Dir Genugthuung geben. Hier sind Ihre Rollen, Olympia; werden Sie dieselben spielen?"

Sie schaute Mailly an.

„Ja," sprach er, „sie sage mir morgen: „„Ich habe Sie betrogen,"" wenn es für ihr Glück ist, so werde ich ihr antworten: „„Sie haben wohl daran gethan.""

„Ah!" versetzte Pecquigny, „ich bin geschlagen, Graf; gehen wir nicht weiter."

Er verbeugte sich.

„Bei allen Sternen! Olympia," fuhr er fort, „das ist ein Mann, der Sie liebt."

Und er verbeugte sich abermals.

„Hören Sie," sagte er, „studiren Sie die Falsche Agnes, das ist eine reizende Person, und da Sie in dieser Rolle Glück machen müssen, so biete ich mich Ihnen für Alles an, was Ihnen fehlen mag."

Dann, da er die Wuth von Mailly sah, fügte er bei:

„Beruhige Dich, mein lieber Graf, beruhige Dich; nach dem, was Du gesagt hast, schlafe ruhig. Olympia ist heilig für mich. Wohl verstanden, Du wirst keine

politische Untreue gegen sie begehen, ohne daß ich meine Rechte wieder nehme. Du zweifelst? Bei meinem Herzogswort, das ist beschlossen."

Er grüßte zum dritten Male mit der reizenden Leichtigkeit der Edelleute jener Zeit, küßte Olympia anmuthig die Hand und ließ den Grafen, dem er am andern Tag wiederzukommen versprach, ganz betäubt zurück.

„Ich bin verloren," dachte Mailly. „Ich liebe Olympia mehr als die Ehre meiner Frau. Richelieu neben Pecquigny macht mich lachen."

LXVII.

Der Andere.

Was den Herrn Herzog von Richelieu betrifft, der dem Grafen minder gefährlich dünkte, als Pecquigny, so konnte er, wie man begreift, nicht auf so schönem Wege stehen bleiben.

Nachdem er den Gatten redlich in Kenntniß gesetzt, das heißt, nachdem er seine Kriegserklärung gemacht, hatte er nur noch die Feindseligkeiten zu eröffnen.

Man sieht, daß dieselbe Tactik auf beiden Seiten angenommen worden war.

Richelieu hatte den Gatten in Kenntniß gesetzt.

Pecquigny hatte den Liebhaber in Kenntniß gesetzt.

Man sah dann den Herzog nach der Unterredung, die er mit Mailly gehabt, sich nach dem Hause von Herrn von Fréjus in Issy wenden.

Barjac erwartete ihn dort.

Diese großen Vorzimmermänner haben eine an-

schauende Erkenntniß von einer Sicherheit, welche man schwer bei den Propheten der modernen Wissenschaft wiederfindet.

Ein im ersten Salon entschlüpftes und vom Herzog wie vom Diener aufgefaßtes Lächeln offenbarte Jedem von ihnen, die Gelegenheit sei günstig, bei der Absicht, ihn von dem, was vorfiel, zu unterrichten.

Richelieu wurde eingeführt.

Nüchtern und streng nach der Vorschrift im Punkte des Essens, hatte Herr von Fréjus so eben ein Mahl zu sich genommen, dessen Wirkung aufheiternd für sein Gehirn hatte sein müssen.

Richelieu, als er diese schmeichelhaften Symptome wahrnahm, beeilte sich, das Gespräch auf das Niveau der Erwartung des Cardinals zu bringen.

„Monseigneur, ich habe nach Ihren Wünschen gethan."

„Welche Wünsche meinen Sie, mein lieber Herr von Richelieu?

„Wir haben, wie Sie wissen, neulich eine kleine Unterredung gehabt."

„Ah! ja, verzeihen Sie."

„Eine Unterredung, deren Bagatellen alle etwas Ernstes berührten."

„Oh! Herzog, Sie haben unsere Unterredung im Ernste genommen?"

„Ja, Monseigneur, und mein Gewissen ist sehr lebhaft davon betroffen gewesen."

„Wahrhaftig?"

„Dergestalt, Monseigneur, daß ich sogleich nach meinem Abgang meine Beobachtungen angestellt habe."

Herr von Fréjus entrunzelte sich.

„Lassen Sie hören," sagte er.

„Ich habe, wie Sie, Monseigneur, die Wohlfahrt, die Ruhe dieses Reiches im Auge."

„Allerdings, das muß der Zweck und der Wunsch jedes guten Franzosen sein, und Herr von Richelieu ist ein guter Franzose unter Allen."

„Indessen, Monseigneur ...“

„Nun?“

„Ein Bedenken hält mich zurück.“

„Ah!“ versetzte Herr von Fréjus, abermals zu der Befürchtung eines Abfalls von Herrn von Richelieu zurückgeführt: „Sie haben ein Bedenken? ein Bedenken, das Sie zurückhält?“

„Ah! ich habe es Ihnen gesagt, Monseigneur, ich bin sehr ängstlich in Wien geworden.“

„Wie, ein Bedenken! während es mir im Gegentheil schien ...“

„Ei! Monseigneur, ich sagte Ihnen, wie sehr mich Wien verändert hat.“

„Ich sehe es; doch was befürchten Sie? haben die Coterien aller dieser Frauen sogleich bei Ihrer Ankunft in Paris an Ihnen abgefärbt?“

„Das ist es nicht, Monseigneur.“

„Ich verstehe, Sie haben die Königin gesehen und Sie zaudern!“

„Das ist es auch nicht, Monseigneur, da ich die Idee habe, noch mehr das Glück Ihrer Majestät der Königin, als das des Königs zu machen.“

„Dann sehe ich kein Bedenken, das auf Seiten eines Diplomaten, eines Kriegsmanns, eines Hofmanns möglich wäre.“

„Aber, Monseigneur,“ erwiederte Richelieu entzückt, daß er Herrn von Fréjus ein wenig erschreckt hatte, „mir scheint, Eure Herrlichkeit versteht mich durchaus nicht: das Bedenken, das ich habe, habe ich Ihretwegen.“

„Gut! Wie denn? Was für ein Bedenken ist es?“

„Ich suche einen Eingang.“

„Um was zu thun?“

„Ei! um zu sprechen!“

„Was befürchten Sie denn? Der Wundarzt muß die Wunden zu berühren wissen; und bin ich nicht ein doppelter Wundarzt, ein moralischer Wundarzt und ein politischer Wundarzt?“

„Gut geantwortet, Monseigneur. Ich fange an, und zuerst die Hauptsache: Ich habe Alles gesehen, was bei Hofe ist."

„Sodann?"

„Der König kommt mir sehr zögernd vor."

„Sie glauben?"

„Ich bin dessen sicher."

„Sie beunruhigen mich."

„Es wäre mir sehr lieb, Monseigneur, wenn ich Sie Ihre Muthmaßungen in dieser Hinsicht ausdrücken hören würde."

„Ei! es ist ein wenig an Ihnen, mir die Ihrigen zu sagen."

„So will ich es versuchen," antwortete Richelieu.

„Lassen Sie hören," sagte Herr von Fréjus."

Und er versenkte sich in einen weiten Lehnstuhl, durch die glückliche Erinnerung an eine gute Verdauung zu den verborgenen Freuden einer kleinen, vom Herrn Herzog von Richelieu erzählten Intrigue präludirend.

„Der König hat vor Allem Frau von Toulouse ausgezeichnet."

„Nein, nein!" rief lebhaft Herr von Fréjus, „eine Frau von diesem Range, das ist gerade, als sagte man: Krieg im Schooße der königlichen Familie. Wahrhaftig, Herzog, sollten Sie an Frau von Toulouse gedacht haben?"

„Ich mußte an Alles das denken, woran der König einen Gefallen zu haben scheint, Monseigneur."

„Und dann ist da ein Gatte."

„Oh! gibt es für den König Gatten?"

„Unmöglich! unmöglich!" rief Fleury.

„Ich vermuthete es wohl, Monseigneur, wegen der Politik."

„Denn," fuhr Herr von Fréjus fort, „wenn wir einen Gebieter haben sollen, so müßte er wenigstens unter uns gewählt werden, und die Frau Gräfin von Toulouse würde zu leicht sich selbst wählen."

„Monseigneur, Sie sind ganz Vernunft. Gehen wir also zu Numero zwei über.“

„Thun wir das.“

„Fräulein von Charolais?“

Herr von Fréjus schaute Richelieu lächelnd an.

„Ah! Herr Herzog, Sie thun vom Ihrigen dazu. Das ist schön.“

„Ich, Monseigneur! oh! Und dann, der Dienst des Königs!“

„Streichen Sie Numero zwei, und zwar aus Interesse für die Staatskassen.“

„Numero drei. Madame Paulmier.“

„Wie! Paulmier, die Wirthin?“

„Die Wirthin, ja, Monseigneur. Die schöne, starke Frau, Venus im dreißigsten Jahre, von Rubens gemalt.“

„Ja, doch alle Pagen, alle Chevaulegers, alle Musketiere, alle Schweizer und alle Studenten sind in sie verliebt gewesen. Das ist eine Frau, welche mehr Liebesbillets im Tage erhält, als ich Briefe in der Woche bekomme. Der König hätte zu viele Nebenbuhler.“

„Weiter also. Numero vier . . . Der König hat gleichfalls Fräulein Olympia von Clèves ausgezeichnet.“

„Die Schauspielerin?“

„Sie selbst. Was haben Sie hierüber zu sagen, Monseigneur?“

„Herzog!“

„Sie ist neben Madame Paulmier das, was neben der Schönheit die Anmuth ist.“

„Ja, sie ist sehr hübsch.“

„Sie kennen Sie?“

„Bah!“

„Talent.“

„Ja, genug; Wahrheit besonders.“

„Sie haben sie spielen sehen?“

„Man hat es mir gesagt.“

„Es ist ärgerlich, daß Sie sie nicht selbst gesehen

haben; Sie würden gestehen, daß Sie nichts so Schönes kennen.“

„Ah! was die Schönheit betrifft, das ist wahr. Wenn diese Frau geht, sollte man glauben, sie drücke einem auf die Fibern des Herzens und mache sie erklingen wie Claviertasten.“

„Monseigneur, ich sehe, daß man sie sehr gut geschildert hat.“

„Ohne Schminke, Herzog, ich habe sie spielen sehen. Sie ist herrlich.“

„Nun?“

„Nein, was Seine Majestät bedarf, ist eine wahre Liebe, eine Liebe des Herzens, wenn man will, unter der Bedingung, daß wir uns an der Quelle halten, mit dem Schlüssel, der austheilt oder zurückzieht, der öffnet oder schließt.“

„Aber wir werden dabei sein, Monseigneur.“

„Nein.“

„Und dann wiederhole ich Ihnen, der König hat Olympia lebhaft bemerkt.“

„Ein Grund mehr: Coterie Pecquigny.“

„Doch Herr von Pecquigny wird groß werden, wenn wir es wollen: Coterie Fleury.“

„Herzog, bedenken Sie wohl; eine Schauspielerin, nein, nein! Hören Sie,“ sprach er, wieder zum Ernste zurückkehrend, „der König darf nie sinken. Eine Schauspielerin in Versailles oder im Louvre, nein, das ist nicht möglich. Setzen wir die Edelleute nicht dem aus, daß sie in Coulissen das königliche Gemach zu verwandeln haben.“

„Sie haben alle meine Ueberzeugungen genommen, Monseigneur,“ sagte Richelieu kalt; „ich ergebe mich.“

„Gehen wir, wie Sie so eben selbst sagten, zu anderen Bewunderungen des Königs über.“

„Gehen wir zu Numero fünf über.“

„Wer hat auf Ihrer Liste Numero fünf?“

„Die Frau Gräfin von Mailly.“

„Ho! ho!“ rief Seine Eminenz, „der König hätte Frau von Mailly bemerkt, Louise Julie, Gemahlin von Louis Alexandre von Mailly, dem Liebhaber von Mademoiselle Olympia von Clèves?“

„Es ist ein wahres Vergnügen, mit Ihnen zu sprechen; es gibt kein Gedächtniß, das dem Ihrigen ähnlich.“

„Das ist wahr, Herzog, man sagt mir zuweilen, ich habe beinahe das Ihres Großoheims, des Cardinals.“

„Monseigneur,“ versetzte Richelieu mit einer Art von Trockenheit, „ich kann nicht viel hierüber urtheilen: ich habe meinen Oheim nie gesehen, und ich sehe Sie.“

Diese Zurückhaltung mit doppelter Schneide konnte für eine zarte Schmeichlei gelten.

Fleury nahm sie so und bewirthete sich damit.

„Kommen wir auf Frau von Mailly zurück. Sie hat Chancen. Und vor Allem ist Frau von Mailly diejenige Frau Frankreichs, welche am Besten ein Staatskleid trägt.

„Das ist Etwas!“

„Ich glaube wohl!“

„Für einen zierlichen jungen König.“

„Das ist wahr.“

„Die schönsten Hände.“

„Man sollte allerdings glauben, man sehe reizende Spindeln oder die Finger von Aurora.“

„Eine perlmutterartige, durchsichtige Haut, unter der ein frischrothes, edles Blut läuft.“

„Oh! ich leugne das nicht.“

„Ein großes, offenes, leuchtendes Auge.“

„Wie das eines Rehs.“

„Ein reizender Mund!“

„Perlzähne, es ist wahr.“

„Ein schwarzes Schnurrbärtchen, das immer ihre Mundwinkel lächeln macht!“

„Und das von der Farbe der wie Ebenholz schwarzen Augenbrauen ist.“

„Und die Spitzen der Stirne?“

„Es sind deren sieben.“

„Nach der Regel der Schönheit.“

„Die Stirne ist herrlich.“

„Sie ist nicht prätentiös.“

„Es ist die Stirne einer schönen Frau, nicht einer Frau von Genie.“

„Ei! Monseigneur, wer weiß, was in dieser so schönen Stirne ist.“

„Wenig vielleicht.“

„Verzeihen Sie, viel Geist.“

„Ah! Teufel! verborgener Geist!“

„Sie haben gesagt Teufel, Monseigneur, für Sie ist das ein gräßlicher Fluch!“

„Es ist wahr, ich hätte sagen sollen Herzog statt Teufel: das wäre nur eine Wahrheit. Sie hat also einen verborgenen Geist?“

„Ja.“

„Den schlimmsten von allen, wissen Sie wohl?“

„Einen sehr großen Geist, der sich nur für diejenigen verbirgt, welchen sie ihn nicht zeigen will.“

„Das ist erschreckend! Die Frau von Geist wird den König regieren, da es heute nur noch des Geistes bedarf, um zu regieren.“

„Was Sie da gesagt haben, Monseigneur, ist boshaft gegen den Herrn Herzog.“

Fleury lachte.

„Das Schlimmste für uns ist, wie Sie gesagt, der Geist.“

„Verzeihen Sie, Monseigneur, neben dem Geiste vergaß ich das Herz.“

„Sie hat Herz?“

„Und zwar ein Herz, in welchem der König herrscht.“

„Sie glauben, daß sie den König liebt?“

„Monseigneur, ich befürchte es: daraus ginge hervor ist, daß Frau von Mailly, da sie in den König verliebt ist, uns die Sicherheit, die wir haben wollen, geben würde. Nie würde sie Uebergriffe zu machen suchen.“

„Gut, mein bester Herzog; doch ist man dieser Dinge auch sicher? Eine Frau, wenn sie von einem Manne geliebt zu sein glaubt, und dieser Mann ist der König, ändert sie nicht ihren Charakter?“

„So lange sie liebt, nein, Monseigneur.“

„Liebt sie aber lange?“

„Diese, ich glaube es.“

„An welchen Anzeichen sehen Sie das, Herr Prophet?“ fragte Fleury spottend.

„Zugleich glühend und träumerisch.“

„Das bedeutet für Sie?“

„Wollen Sie hören. Indem sie ihren Gatten verläßt, erregt sie ein Aergerniß; das ist nicht die Frau, welche vor einem Aergerniß zurückweicht, es ist aber auch nicht die Frau, um Abenteuer auf Abenteuer anzufangen; sie wird ein Mal das thun, was ihr Herz und ihr Kopf ihr sagen werden; ihr Kopf ist lebhaft, das muß ich Ihnen sogleich bemerken. Das Herz ist geschwätzig, das versichere ich Sie; ist jedoch einmal dieses Wort des Herzens oder des Kopfes wohl ausgedrückt, dann völlige Stummheit. Nun aber muß eine Frau, um sich zu entscheiden, so viele gute Gründe haben, daß sie nie alle zusammenbringen kann: sie capitulirt lieber. Darum wird Frau von Mailly immer in ihrer Verbindung mit dem König capituliren.“

„Selbst mit der Eitelkeit?“

„Vornehmlich.“

„Selbst mit der Armuth?“

„Wie! die Armuth! Monseigneur, sagen Sie da, was Sie denken?“

„Ich sage es. Frau von Mailly wird von ihrem Gemahle verlassen sein, nicht wahr? Ihre Familie wird sie zurückstoßen, und der König wird nicht freigebig sein.“

„Der König ist nicht freigebig?“

„Ich sage Ihnen nicht: „„Der König ist nicht freigebig;““ ich sage Ihnen: „„Der König wird nicht freigebig sein.““

„Ho! ho! Monseigneur, was läßt sie das denken?“ versetzte Richelieu, welcher aufmerksam geworden war.

„Einmal, Herzog, meine Instincte, sodann meine Bedürfnisse . . . ich meine die Bedürfnisse Frankreichs.“

„Sollte es Frankreich nöthig haben, daß der König geizig wäre!“ rief Richelieu.

„Herr Herzog, schauen Sie mich nicht schief an; ich sage es Ihnen in Wahrheit, ich bin alt, der König ist jung; er kündigt sich als ein Mensch an, der eine sehr große Anzahl von Sünden zu begehen haben soll; früher oder später wird er in den Abgrund der Verschwendung fallen, wie sein Großvater Ludwig XIV.“

„Nun! Monseigneur?“

„Nun! mein Herr, Frankreich wäre zu Grunde gerichtet. Ich will aber nicht, daß dies zu meiner Zeit geschieht. Ich habe etwa noch zehn Jahre zu leben; ich werde sie leben, indem ich mit den Mitteln haushälterisch umgehe: ein Anderer, ein Nachfolger wird den gefährlichen Sprung machen, — nicht ich!“

„Den Sprung! Sie erschrecken mich, Monseigneur! Ist man so nahe dabei?“

„Man ist zu nahe dabei; die Auskunftsmittel fangen an; ich bin nicht jung genug, um immer neue und productive zu ersinnen. Wenn Sie Minister sein werden, wickeln Sie sich heraus, Sie, der Sie ein Mann von Mitteln sind.“

„Oh! Monseigneur.“

„Ich verkleide meinen Gedanken nicht, wie Sie sehen: Alles für mich, bis ich todt bin. Das wird nicht mehr lange ausbleiben.“

„Oh! welche Uebertreibung in Allem dem!“

„Keine, Herzog!“

„Sie vergrößern die Ausgaben.“

„Sie werden sehen!“

„Sie vergrößern die Gefahr.“

„Verbrennen Sie sich daran! doch nicht mit meinem Gutheißen.“

„Werden Sie den König verhindern, jung zu sein?"

„Ei! nein, ich werde den König nicht verhindern, jung zu sein, ganz im Gegentheil; sehen Sie, ich finde ihm zwei Capitalien da, wo ihm alle Andere nie eines gefunden hätten."

„Zwei Capitalien?"

„Die Jugend und die Macht, zwei herrliche Kerzen, ganz neu von schönem und gutem Wachs, angehäuft von Mazarin, einem gewandten Mann; geknetet von Ihrem Oheim, einem großen Mann; zwei Kerzen, die Ludwig XIV. so gut mit einander und an beiden Enden verbrannt hat, daß sie, bei meiner Treue, ein wenig sehr vermindert worden sind."

„Das ist wahr."

„Sie sehen wohl, der König, mein Zögling, muß bis an das Ende seiner Tage daran haben, welche Tage hoffentlich zahlreich sein werden."

„Hoffen wir es."

„Ich trage also schon zum Voraus Sorge hiefür. Ich erlaube dem König, eines von diesen Capitalien auszugeben, nie zwei zugleich. Er hat die Jugend, das kostet nichts; er mache davon Gebrauch, wir werden später sehen."

„Aber ein junger König ist ein verschwenderischer König."

„Durchaus nicht! ein junger König, das ist schon eine ziemliche kostbare Gnade. Sehen Sie, Herr Herzog," fügte Fleury streng bei: „die Geliebte eines Königs hat keine Perle, welche nicht dem Volke dieses Königs zehntausend Pfund Brod kostet."

Richelieu verbeugte sich.

„Meine Politik scheint Ihnen vielleicht nicht eines Edelmannes würdig?"

„Monseigneur, ich sage nichts mehr."

„Glauben Sie mir, Herzog," fügte fein der Greis bei, „ich halte darauf, daß man die Theile meiner Freunde nicht zu sehr beschneidet."

„Frau von Mailly ist also unter der Bedingung angenommen, daß sie das Gelübde der Armuth ablegt?“

„Ja.“

„Des Gehorsams?“

„Ja.“

„Das sind harte Bedingungen, Monseigneur.“

„Sie glauben nicht, daß ich der Geliebten geben werde, was ich der Königin verweigere.“

„Aber der König wird Sie vielleicht zwingen?“

„Ah!“ rief der Greis mit einer Lebhaftigkeit, welche Richelieu seine ganze Politik enthüllte, „dabei erwarte ich ihn. Der König thue mir Zwang an, und meine Verantwortlichkeit ist gedeckt, dann werden wir sehen.“

„Gut,“ dachte Richelieu, „ich verstehe Dich.“

„Uebrigens,“ fügte Fleury rasch bei, „haben Sie mir nicht gesagt, Frau von Mailly liebe ihren Gemahl nicht mehr?“

„Sie hat ihn verlassen.“

„Sie liebe den König?“

„Vermuthung.“

„Oh! es ist unerläßlich, daß sie ihn liebt.“

„Man wird das erforschen müssen.“

„Das ist Ihre Sache.“

„Ich werde mich bemühen, um Ihnen zu gehorchen.“

Fleury verbarg eine Bewegung der Ungeduld, verursacht durch die Hartnäckigkeit, mit der sich Richelieu bedeckt hielt.

„Ich schließe: liebt Frau von Mailly den König, so wird ihr wenig daran liegen, ob der König sie als Cleopatra oder als Lucretia behandelt.“

„Das ist möglich; doch der Stolz?“

„Wir sind übereingekommen, daß sie keinen haben werde.“

„Monseigneur schlägt mich.“

„Mit Ihren Waffen. Uebrigens, Herzog, fürchten Sie für die Solidität dieser Nummer? Wollen Sie, daß wir eine andere suchen?“

„Oh! nein, Monseigneur; bleiben wir hiebei stehen! Der Kampf mit Ihnen ist ermüdend."

Der Prälat lächelte.

„Herzog," sagte er, „vergessen Sie nie, daß ich Ihr bester Freund bin, wenn Sie mir diese Ehre gestatten wollen."

Richelieu verbeugte sich und erwiederte:

„Ich habe bei Allem dem nur einen einzigen wahren Kummer."

„Mein Gott! welchen?"

„Den, sagen zu hören, ein König von Frankreich werde geizig sein. Das ist nicht mehr geschehen, seit..."

„Seit Ihrem Oheim," unterbrach boshaft der Greis.

Richelieu wollte vielleicht etwas erwiedern. Fleury schnitt ihm das Wort ab.

„Was liegt im Ganzen Ihnen daran, ob der König geizig oder verschwenderisch ist?"

„Ei! Monseigneur, Sie sprechen wie ein von der Welt abgeschiedener Mann."

„Mein Lieber, es ist wahr, ich bin von der Welt abgeschieden; aber Sie, Sie haben die Vortheile der Welt."

„Welche, mein Gott! wenn der König geizig ist?"

„Ei! Herzog, ein König ist nie geizig, wenn er verspricht, oder wenn er Leute hat, die für ihn versprechen."

„Bah! Monseigneur, Sie scherzen."

„Nein, bei meinem Wort."

„Sie, Monseigneur, nennen reich denjenigen, welchem man versprochen hat?"

„Gewiß."

„Wenn man es hält, ja."

„Das ist klar; doch wem ist je der Gedanke gekommen, ein König von Frankreich oder der Minister eines Königs von Frankreich breche seine Zusage?"

„Oh!" rief Richelieu entzückt, „das nenne ich spre-

chen. Also, geizig und filzig, wird Ludwig XV. immer sein Wort halten?"

„Zweifeln Sie daran, Herzog?"

„Nein, wenn Sie dafür stehen."

„Ich verbürge mich dafür."

„Monseigneur, kein Wort mehr."

„Es fehlt Ihnen nur an Einem, Herzog, am Gedächtniß."

„Mir, Monseigneur?"

„Ja, Ihnen. Was hat man Ihnen versprochen?"

„Ah! bei Gott! ich weiß es wohl. Ich habe es nicht vergessen, nie."

„Das ist Alles, was wir brauchen: Gedächtniß, um zu behalten, Gedächtniß . . ."

„Um zu halten."

„Leben Sie wohl, Herzog."

„Monseigneur, mit tiefster Achtung," sagte Richelieu.

Und er ging weg.

LXVIII.

Schlange Nro. 2.

Richelieu, nachdem er seine doppelte Versicherung vom Minister erhalten hatte, dachte, es sei Zeit, zum Werke zu schreiten, und ging, ohne eine Minute zu verlieren, ab, um Frau von Mailly aufzusuchen.

Um den König bekümmerte er sich nicht; hatte er nicht die Vollmacht von Herrn von Fréjus!

Ganz außer sich über ihre Scene mit dem Grafen, ganz angeschwollen von weiblicher Rache, befand sich die Gräfin in dem Augenblick, wo ihr der Herzog durch ihre Kammerfrau gemeldet wurde, in ihrem Boudoir.

Unter allen andern Umständen hätte Louise von Mailly sich geweigert, den Herzog zu empfangen, dem sein mehr als gefährdender Ruf alle Häuser der bei Hofe geachteten Frauen schloß; doch die arme Gräfin lebte seit zwei Tagen in einer solchen Ueberreizung, daß ihr nichts weniger schicklich dünkte, als die Schicklichkeiten.

Es ist für die Frauen ein furchtbarer Augenblick, den sie durchzumachen haben, der Augenblick, wo sie ihre Bläſſe unter der Schminke verbergen, oder ihre Röthe unter dem Fächer; nur muß man gestehen, daß sie, wenn dieser Augenblick durchgemacht ist, stärker für das Gute oder das Böse sind, als die Männer.

Die Gräfin, ohne dahin gekommen zu sein, fühlte sich schon halb vereinzelt; das Verlassen von Seiten ihres Gatten flößte ihr eine tiefe Verachtung gegen die Männer ein; ein solches Gefühl führt zur Erhabenheit.

In der Welt erhaben sein, heißt oft die Meinung der Menschen unter seine Füße werfen.

Louise sagte sich in ihrem Herzen, daß sie, da Herr von Mailly an öffentliche Liebschaften denke, wohl an Privatliebschaften denken könne; sie errinerte sich, daß Herr von Richelieu am Abend vorher der kleinen Fête in Rambouillet beigewohnt hatte, und daß er Zeuge der Handlungsweise des Königs gewesen war.

Sie erinnerte sich überdies, daß bei ihrem kurzen Alleinsein mit Herrn von Richelieu in dem Augenblick, wo sie wartete, bis Alle abgegangen, Herr von Richelieu so tief in ihrem Herzen gelesen, als hätte sie vor ihrer Brust das Fenster gehabt, welches daran der Philosoph des Alterthums zu sehen wünschte, und das zum Glück für viele Leute die Philosophen der Neuzeit noch nicht anzubringen im Stande gewesen sind.

Sie dachte auch, sobald der Name des Herzogs von Richelieu ausgesprochen wurde, es werde aus einer Zusammenkunft mit ihm eine Gelegenheit hervorgehen,

zu erfahren, was der König seit dieser Scene gesagt oder gethan habe.

Es gibt vielleicht keine Frau, welche der Neugierde, dem heftigen Gelüste, zu erfahren, wie von ihr die Leute, die sie ausgezeichnet, und besonders der Mann, den sie liebt, denken, widerstehen kann.

Und ist der Mann, den sie liebt, der König, so kann man sich wohl vorstellen, daß es nicht mehr Neugierde, sondern Wuth ist.

Man hat mit Recht gesagt, es sei diese Neugierde, was das Verderben der meisten Frauen verursache, denn dadurch, daß man sich erkundigt, erfährt man, und das Wissen richtet zu Grunde.

Ohne sich zu erinnern, so groß war ihr Verlangen, zu erfahren, daß sie noch am Tage vorher eine unantastbare und unangetastete Frau, gab die Gräfin von Mailly sogleich Befehl, Herrn von Richelieu bei ihr einzuführen.

Was die Gedanken betrifft, die sich auf den Herzog persönlich bezogen, so hatte sie keinen gefaßt.

Und der Herzog war doch mit dreißig Jahren von einer seltenen Schönheit. Das männliche Alter hatte alle Versprechen des Jünglingsalters gehalten, mehr als gehalten.

Doch die Gräfin hatte von Allem dem nichts bemerkt. Was sie gesehen, war der junge, schöne König, nicht König Ludwig XV., sondern Ludwig XV. mit sechzehn Jahren, Ludwig XV. strahlend von Jugend und dem Bedürfniß, zu lieben.

Was den Herzog betrifft, so wußte sie, daß er ein schöner Mann und bevorzugt war, wie man weiß, daß Raphael ein großer Maler war. Diese Schönheit und diese siegreichen Abenteuer des Herzogs, das war eine öffentlich anerkannte Sache, die sie weder bestritt, noch bestätigte.

Dem zu Folge hatte sie keine Vorsichtsmaßregel

des Lichts oder des Schattens genommen, nach dem Gebrauche der Frauen jener Zeit, um ihren Teint geltend zu machen. Sie hatte nicht ein einziges Schönfleckchen beigefügt oder weggenommen, als der Herzog friedlich in ihr Cabinet hinter der Kammerfrau eintrat.

Ohne Unruhe, ohne Befangenheit, ohne Affectation lächelte sie Richelieu zu, während sie sich vor ihm verneigte, und ließ ihre Kammerfrau abgehen, ohne ihren Abgang zu beschleunigen oder zu verzögern.

Sie blieben allein.

Frau von Mailly brach das Stillschweigen; sie fühlte sich wie verlegen unter dem starren Blicke des Herzogs von Richelieu.

Dieser betrachtete Louise mit einer Art von Verblendung, welche in seinen Ideen sicherlich das bestmögliche Conversationsmittel war.

„Herr Herzog," sagte endlich die junge Frau, „welchem glücklichen Umstande, wenn ich fragen darf, verdanke ich die Ehre Ihres Besuches?"

„Madame," erwiederte er, mit ausgezeichneter Anmuth sich verbeugend, „verzeihen Sie mir vor Allem, daß ich Sie wohl anschaue."

Die Wangen von Louise bedeckten sich mit Purpur, und alle Geschichten des Herzogs von Fronsac kamen ihr ins Gedächtniß.

„Es ist mir nicht möglich," sprach sie, trotz ihrer Verlegenheit lächelnd, „es ist mir nicht möglich, Sie zu verhindern, mich anzuschauen, Herr Herzog, oder sogar mich darüber zu ärgern, denn Sie thun es auf das Redlichste der Welt und, ich glaube es aufrichtig, in einer Absicht, die nichts Feindliches für mich hat."

„Sie können es glauben, Madame."

„Sagen Sie mir jedoch, ich habe Sie das schon gefragt, ob ich allein dem Wunsche, mich anzuschauen, die Gunst Ihres Besuches zu verdanken habe?"

„Madame, es ist wahr, ich habe in Rambouillet Gelegenheit gehabt, Sie zu sehen, sehr lange zu sehen,

doch, dessen ungeachtet, wenig genug, zu wenig sogar, wenn ich alle Ideen glaube, die mir seit gestern gekommen sind, und die ich auch bei Ihnen mit ein paar Worten berührt habe."

„Ah!" dachte sie, „wir sind hiebei. Ist es auf dieser Welt nicht möglich, eine Stunde mit einem Manne zuzubringen, ohne daß er einem Complimente sagt? Was für eine Alltagsnatur ist doch die Natur der Männer!"

Richelieu errieth den Gedanken der Gräfin von Mailly und sagte lächelnd:

„Madame, ich bin im Begriffe, Ihnen vielleicht eine grobe Ungebührlichkeit zu machen."

„Wer weiß?" antwortete sie kalt.

„Doch ich bin überzeugt, Sie werden mir dieselbe verzeihen."

„Vielleicht, Herr Herzog."

„Ich setze alle meine Hoffnungen auf Ihre Güte, Frau Gräfin."

„Trauen Sie nicht zu sehr," erwiederte sie mit hartem Tone; „und dann haben Sie noch nicht angefangen. Da ich von Ihnen die Erinnerung an einen außerordentlich artigen und im Lebensverkehr angenehmen Edelmann bewahren kann, so geben Sie mir keinen andern Begriff von Ihnen."

„Frau Gräfin," sagte der Herzog, der immer sein erstes Lächeln auf den Lippen behielt, „ich bitte, erlauben Sie mir, daß ich mich erkläre."

„Nein! nein! Herr Herzog, nein! ich glaube, der Zweifel ist besser als die Gewißheit."

„Doch diese Ungebührlichkeit ist verzeihlich, wenn ich mich nicht täusche."

„Herzog, ich glaube es nicht. Ein Mann von Ihrem Range kommt nicht zu einer Frau mit der Garantie, daß eine beschlossene Ungebührlichkeit verzeihlich sei."

„Kurz, so wie sie ist, Madame, — ich unterziehe mich; das Gespräch würde ohne dieses nicht mit Ihnen beginnen. Alles, was ich Ihnen nun Angenehmes sagen

kann, nehmen Sie es, ich bitte Sie, nicht als persönliche Berechnung. Ich habe das Unglück, oder ich habe vielmehr das Glück, nur befeuert zu sein von einem sehr lebhaften Gefühle . . ."

„Herzog! Herr Herzog!"

„Die Freundschaft, Frau Gräfin," sagte Richelieu mit einer Geberde voll Höflichkeit, „die zurückhaltendste und ehrerbietigste Freundschaft, die es auf der Welt gibt."

Louise von Mailly zitterte.

„Oh!" machte sie.

„Sie sehen, Gräfin, daß wir uns auf diesem Gebiete nothwendig verstehen müssen."

„Oh! gewiß."

„Ich fahre also fort, und Sie werden wahrnehmen, ob ich seit gestern gute und nützliche Betrachtungen angestellt habe."

„Ich höre."

„Wohl überlegen, das ist besonders bei denjenigen der Fall, welche wohl beobachtet haben, nicht wahr, Gräfin?"

„Ich glaube, ja. Ebenso wie, was ich immer glaube, wohl beobachten bei denjenigen der Fall ist, welche wohl zu überlegen wissen."

Richelieu verbeugte sich.

„Sie haben nun aber beobachtet?" sagte sie.

„Madame, ich habe eine sehr seltsame Sache beobachtet."

„Wo dies, Herr Herzog?"

„Gestern in Rambouillet, Frau Gräfin."

„In Beziehung auf wen?"

„Auf Sie. Dieselbe Sache, Sie wissen, von der ich mit Ihnen gesprochen habe."

„In Beziehung auf mich, das ist schwierig, Herr Herzog; einfach und wenig mittheilsam, glaubte ich nicht . . ."

„Sie glaubten nicht bemerkt zu sein? das ist unmöglich, Frau Gräfin."

„Ein Compliment!“

„Nein, etwas Besseres, eine Beobachtung. Ihre Augen sehen und finden, daß sie schwarz sind, das ist nichts; Ihren Mund sehen und finden, daß er reizend, daß Ihr Lächeln anmuthvoll ist, das sind alltägliche Beobachtungen. Ich habe also etwas Besseres beobachtet, als dieses, und ich besitze Eitelkeit, das ist bei Hofe längst bekannt.“

Das Herz von Frau von Mailly fing an zu schlagen. Sie verbarg das Zittern, das sich unter einer befohlenen Heiterkeit zu offenbaren drohte.

„Ah! Herzog, spannen Sie mich auf die Folter; ich bevollmächtige Sie hiezu, da ich mich nicht zur Wehre setzen kann.“

„Oh! Gräfin, hören Sie mich an. Ich habe also bemerkt, daß die schwarzen Augen funkelten, wenn sie ein gewisses Ziel berührten; daß die so feinen und so sprechenden Lippen ein Lächeln voll von Seufzern hatten.“

„Herr Herzog!“

„Immer, wenn dasselbe Ziel berührt wurde, — ich bitte, verstehen wir uns wohl. Es war äußerst interessant für mich, dies zu studiren. Den ganzen Abend habe ich mich am Spiel dieser anbetungswürdigen Physiognomie ergötzt. Die ganze Nacht fühlte ich in der Entfernung, als hätte ich alle Fäden davon gehalten, dieses Herz vibriren, das reich durch ein unschätzbares Gut, um so mehr unschätzbar, als Sie selbst den Werth eines an Liebe reichen Herzens nicht kennen.“

„Mein Herz?“

„Ihr Herz.“

Louise legte eine Hand auf ihr Herz und erbleichte.

„Frau Gräfin,“ rief Richelieu, „ich beschwöre Sie, vergessen Sie nicht einen Augenblick, daß ich das Gespräch mit der Erklärung angefangen, Niemand sei ein ergebenerer Freund von Ihnen, als ich dies zu sein die Ehre habe.“

„Liebe!" wiederholte sie, die Ironie versuchend, „oh! mein Herr, nein, nein . . ."

„Madame, leugnen Sie es nicht."

„Herr Herzog, ich versichere Sie."

„Frau Gräfin, ich würde mir nicht erlauben, Sie zu befragen, und verlange folglich nicht, daß Sie etwas gestehen."

„Sie sind ein seltsamer Besuch, Herr Herzog, und ich begreife Sie wahrhaftig nicht."

„Sollte ich das Unglück haben, Ihnen zu mißfallen?"

„Ich muß bekennen, Sie reizen meine Neugierde."

„Das ist schon ungeheuer, Frau Gräfin. Ich sagte Ihnen also, Ihr Geständniß sei nicht nothwendig für mich, da ich Ihnen ein Bekenntniß gemacht habe. Ich würde höchstens Ihrer Beistimmung bedürfen."

„Meinetwegen! Was das betrifft, was Sie mir von Ihren Beobachtungen sagten . . ."

„Sie sind richtig, Madame."

„Falsch, Herr Herzog, falsch."

„Gut, gut; nöthigen Sie mich nicht zum Beweise, Frau Gräfin."

„Falsch, sage ich Ihnen."

„Warum strafen Sie Ihre schönen Augen, Ihr schönes Lächeln Lügen?"

„Was ist ein Blick? Ein Strahl des Verstandes. Was ist ein Lächeln? Ein Grübchen in der Wange."

„Madame, es ist die Sprache des Herzens."

„Sie nennen einen Blick und ein Lächeln die Sprache des Herzens bei einer müßigen Frau?"

„Ah! strafen Sie nicht Ihr edles, vortreffliches Herz Lügen."

„Nun halten Sie sich an mein Herz, welches kalt ist wie Stein."

„Ah! Sie reizen mich; bedenken Sie, Gräfin, daß ich ein Interesse gegen Sie zu vertheidigen habe."

„Gegen mich! ein Interesse! Welches?“

„Das des Zieles, von dem ich so eben sprach, des Zieles, gegen welches gestern in Rambouillet Lächeln und Seufzer zusammenliefen. Ich spreche nicht mehr von Blicken, da Sie es nicht haben wollen.“

„Beweisen Sie mir!“

„Frau Gräfin, ich fordere Sie heraus, zu leugnen, daß Sie in diesem Augenblick Einen lieben!“ rief Richelieu mit Energie. „Leugnen Sie das, und ich steige von aller Bewunderung herab, die Sie mir eingeflößt haben; leugnen Sie das, und ich leugne meinerseits Ihren Herzensaufschwung, Ihren Feuerblick, Ihr Lächeln voll Begeisterung; ich verleugne Sie und schweige!“

„Aber, Herzog,“ sagte Louise ganz bebend, „wen liebe ich?“

„Den König.“

Und er ließ ruhig diese zwei Worte wie zwei ungeheure Berge fallen, unter deren Wucht in einem Augenblicke die Lügenentschlüsse der Frau versanken.

Sie fiel, das Auge erloschen, die Lippen entfärbt, die Stirne bleich, auf die Lehne ihres Stuhles.

Richelieu erhob sich nicht von seinem Platze.

„Das ist entsetzlich,“ murmelte Louise, „das ist entsetzlich, Herr Herzog.“

„Sie werden nicht sagen, ich beleidige Sie,“ erwiederte kalt der Herzog. „Es gibt Niemand auf dieser Welt, der würdiger ist, von Ihnen geliebt zu werden, seitdem Sie das Recht haben, Ihren Gemahl nicht mehr zu lieben.“

Ein Schlag hatte sie niedergeschmettert, der zweite Schlag hob sie wieder auf.

Richelieu hatte ihr durch eine beispiellose Geschicklichkeit den Vortheil in ihren eigenen Augen bei dieser Unterredung gegeben.

Allmälig belebte sich Frau von Mailly wieder; die Farbe erschien wieder auf ihren Wangen und das Feuer funkelte aufs Neue in ihrem Blicke.

„Herr Herzog," sprach sie zu Richelieu, „ich sage nicht, daß Sie mich beleidigen; ich sage, Sie quälen mein Herz und zwar sehr grausam."

„Frau Gräfin, Gott verhüte es, daß ich mich eines solchen Verbrechens schuldig mache! Ich! Sie quälen? oh! nein! Ich habe Ihnen Ihre eigene Geschichte erzählt; nur hatte ich die Gewißheit, daß Sie sie selbst nicht kannten."

„Ich kenne sie noch nicht."

„Ja, doch mir ist sie nicht mehr unbekannt."

„Oh!"

„Und ich bemerke Ihnen, es ist äußerst natürlich, daß Sie den König lieben."

„Herr Herzog, schonen Sie mich."

„Ei! was thue ich Ihnen denn? Ich habe, wie ich Ihnen so eben sagte, gestern in Ihren Augen den Geist, in Ihrem Herzen die Liebe, in Ihrer Seele den Adel gesehen. Ich habe errathen, wie sehr Sie unter Allem dem, was geschieht, leiden würden."

„Was geschieht denn?"

„Ich komme hiezu. Der König hat die Königin sehr geliebt."

„Ah! liebt er sie weniger?" sagte die Gräfin lebhaft.

„Seien Sie mit Ihren Augen auf der Hut," unterbrach der Herzog lächelnd: „Sie haben eine Wahrheit in einem Blitze entschlüpfen lassen! Ja, Frau Gräfin, der König liebt die Königin etwas weniger und viel mehr fängt er anderswo an zu lieben."

„Ah!"

„Liebt er nicht, so wird man ihn glauben machen, er liebe. Sie wissen, welche Begeisterung dieser reizende König um sich her bei seinem Hofe erregt."

„Ja, ja."

„Der König hat ein entzündbares Herz."

„Sie wollen mir sagen, er liebe Jemand, nicht wahr, Herzog?"

„Madame, das könnte sehr rasch geschehen, wenn er Sie oft anschauen würde, wie er gestern hiezu Gelegenheit gehabt, und wie er es gethan hat."

Die Gräfin erröthete.

„Oh! der König hat mich wenig angeschaut," sagte sie.

„Der König ist zerstreut, und man sucht ihn noch mehr zu zerstreuen! So viele Leute werden seine Augen nach rechts und nach links ziehen, daß es Seiner Majestät nicht mehr möglich sein wird, einen vacanten Blick von jetzt bis in zwei Monaten zu haben. Armer Prinz! wie viel falsche Liebe, wie viel Verrath verbergende geizige Lügen!.. Ihr Herz hat so eben mit einer Philosophie gesprochen, deren ich Sie ganz für fähig hielt, Gräfin. Ich habe sogleich auch, wie Sie, an die Gefahr gedacht, die der König läuft, betrogen zu werden, und an die Gefahr, die Sie selbst laufen."

„Ich! eine Gefahr?"

„Ja, allerdings."

„Ich sehe nicht, welche ..."

„Verzeihen Sie, Frau Gräfin, ist es nicht so eben zwischen uns abgemacht gewesen, daß Sie den König lieben?"

„Boshafter Mensch!" rief Louise mit Thränen in den Augen.

„Boshaft, es mag sein, aber logisch. Ueber diesen Punkt sind wir einig. Wenn Sie nun den König lieben, werden Sie es belustigend finden, Seine Majestät andere Frauen lieben zu sehen?"

„Ungeschlachter Mensch!"

„Ungeschlacht! es mag abermals sein; doch Sie begreifen, immer mehr logisch. Wenn Sie also den König lieben, wenn Sie verletzt sind, daß Sie ihn zu unwürdigen Liebschaften sich hinneigen sehen, denken Sie, daß Sie arbeiten müssen, um sich vom König lieben zu machen, Sie, die Sie ihn retten können, indem Sie ihn lieben."

„Herzog! oh! Herzog!" rief Louise.

Und Sie verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

„Madame, glauben Sie mir, würde ich Sie nicht über Alles schätzen, so wäre ich nicht gekommen, um mit dieser Offenherzigkeit mit Ihnen zu sprechen. Sie müssen hierin nichts fühlen, als den entschiedenen Wunsch, Ihnen jeden Fehler zu untersagen, als den Willen, mitzuwirken, daß Ihnen jeder Plan glücke. Bei einer Frau von geringem Werthe hätte ich mich nicht bemüht, oder ich hätte Diplomatie gemacht. Ihnen sage ich frei und unumwunden: „„Schöne Frau, liebende, edle Frau, würdig, von einem reizenden Prinzen, von einem großen König geliebt zu werden, wollen Sie Ihren Platz wahren oder ihn unwürdigen Weibern, die darauf lauern, überlassen? Antworten Sie. Keine Thränen, keine kindische Röthe, nicht die Gemüthsbewegung einer Pensionaire: handelte es sich darum, Königin von Frankreich zu sein ... ich würde nicht minder Ihre Antwort suchen ... aber der Platz ist besetzt. Es bleibt leider nur der zweite einzunehmen; doch er kann der erste werden. Wollen Sie ihn haben?““

Betäubt, niedergeschmettert, gelähmt, erhob sich Louise abwechselnd und fiel wieder auf ihren Stuhl zurück, einer Verzweiflung, einem Fieber preisgegeben, daß sogar die unempfindliche Seele von Richelieu bewegt wurde.

„Madame,“ sprach er, „ich täuschte mich, ich glaubte, Sie besäßen einen festen Charakter; entschuldigen Sie mich und vergessen Sie, ich bitte Sie, das, was ich Ihnen gesagt habe; von Allem dem bleibt mir nur das sehr lebhafte Bedauern, daß ich Sie beleidigen konnte, indem ich mir eine Sprache gegen Sie erlaubte, die Sie nicht so verstanden haben, wie ich sie an Sie richtete.“

Der Herzog stand auf das Allerehrbietigste auf und trat vor die Gräfin, um ihr seine Verbeugung zu machen.

Sie war in Thränen gebadet und zitterte wie eine Grasmücke außer dem Neste nach dem ersten Maisturm.

Als sie aber sah, daß sich der Herzog unbarmherzig wegzugehen anschickte, sagte sie endlich:

„Mein Herr, mißbrauchen Sie nicht das Geheimniß einer Frau, welche liebt, da Sie ihr ihre Liebe entdeckt zu haben behaupten.“

Der Herzog kehrte zu Frau von Mailly zurück, beugte ein Knie vor ihr und küßte, als betete er eine Heilige an, die kalte Hand, welche am Lehnstuhle herabhing.

„Ich gehöre nun ganz Ihnen,“ sagte er; „fassen Sie sich, Gräfin, ich bin der Ihrige bis zum Tode. Sprechen Sie.

LXIX.

Wo von der Macht der guten Gründe auf einen richtigen Geist abgehandelt wird.

Frau von Mailly hob ihren Fächer auf, der sachte aus ihrer Hand auf ihren Stuhl und von ihrem Stuhle auf den Boden geglitten war.

„Ich will mich nun offenherzig mit Ihrem Geiste erklären,“ sagte Richelieu.

„Und warum nicht mit meinem Herzen?“ fragte die Gräfin.

„Weil es mit Ihrem Herzen schon geschehen ist; Sie sind verführt und Sie brauchen nur noch bestimmt zu werden.“

„Ah! Herzog!“

„Gut! wir werden nicht weiter gehen, wenn Sie

die erste Wahrheit empört. Geben Sie wohl Acht, Gräfin, ich habe Ihnen nur Wahrheiten zu sagen, das bemerke ich zum Voraus. Nun, da alles Eis gebrochen ist, nun, da Sie wissen, daß ich Ihr Freund bin, erfahren Sie noch Eines, was Sie sehr beruhigen wird."

„Was?"

„Daß ich ein Interessirter bin."

Frau von Mailly erhob ihren verständigen Kopf, den die Präliminarien dieser ernsten Unterredung gebeugt hatten.

„Ein Interessirter?" fragte sie mit Erstaunen.

„Ei! Madame, es handelt sich darum, zu wissen, wer Frankreich in zwei Monaten regieren wird."

„Herr Herzog . . ."

„Abermals! Oh! ich verzeihe Ihnen dieses Zögern nicht, Gräfin."

„Sprechen Sie also," sagte Frau von Mailly mit einem Seufzer.

Und sie breitete ihren Fächer aus, wie bei einem Einzelnkampfe ein Krieger des Alterthums seinen Schild rüstete.

„Der König ist so jung," fuhr Herr von Richelieu fort, „daß wir nicht einmal wissen, ob er ein Herz hat. Lassen Sie uns auf unserer Hut sein, an dem Tage, wo eine Andere als die Königin dieses wichtige Problem wird lösen können, an diesem Tage werden wir einen falschen Weg eingeschlagen haben, und es ist nicht mehr ein Herz, was der König haben wird."

„Wird er zwei Herzen haben?" fragte lächelnd Frau von Mailly.

„Nein, Gräfin, er wird Launen haben, und das wird noch gefährlicher für Sie, für mich, für alle Welt sein."

„Es ist also sehr schwierig, Herzog, zu lieben und geliebt zu werden?"

„Oh! Gräfin," rief der Herzog, „aus welch einem

beschränkten Gesichtspunkte betrachten Sie die Sache! wie begreifen Sie Ihre Sendung unter einer bürgerlichen Ansicht! Ein Fräulein von Nesle!"

„Halten Sie mir also eine Lection."

„Hören Sie mich wohl an. Sie müssen wissen, Gräfin, daß zu dieser Stunde, zur Stunde, wo Sie noch nichts sind, als die von Herrn von Mailly kaum getrennte Frau . . ."

„Oh! völlig getrennt!" rief die Gräfin.

„Nun wohl! Sie haben schon Nebenbuhlerinnen."

Die schwarzen Augenbrauen von Louise von Mailly zogen sich zusammen gleich zwei mit Stürmen und Blitzen beladenen Wolken.

„Nebenbuhlerinnen," murmelte sie, wie eine Frau, welche weniger erschrocken, als zum Kampfe bereit ist.

„Gut!" sagte der Herzog, „das sind von den Umständen, die mir gefallen; Sie haben das vortrefflich gesagt, ganz à la Clairom. Ja, Gräfin, Nebenbuhlerinnen!"

„Welche?"

„Zuerst die Königin; oh! verziehen Sie Ihre purpurne Lippe nicht zum Zeichen der Verachtung; glauben Sie mir, die Königin ist keine zu verachtende Nebenbuhlerin."

„Herr Herzog," erwiederte Frau von Mailly, „wenn Sie glauben, die Königin sei mir in diesem Grade furchtbar, und der König liebe sie mit einer so zärtlichen Liebe, so ist es schrecklich für eine Frau von meinem Blute und meinem Charakter, den Kampf zu eröffnen. Geben Sie wohl Acht, Herzog: unter solchen Umständen gegen eine Frau kämpfen, welche eine vierjährige Ehe für sich hat, heißt sich sicher entehren; Sie sind mein Freund, Herzog, und die Schande würde auf Sie zurückfallen."

„Oh! merken Sie, das ist nicht Alles. Sie haben außer der Königin, welche, was Sie auch sagen mögen (Sie begreifen, ich spreche in Beziehung auf das, was ich weiß; ich hätte von Ludwig XIV. nicht gesagt, was

ich von Ludwig XV. sage). Sie haben außer der Königin, welche den großen Vortheil hat, daß sie die Königin ist, eine noch schönere Frau, eine Frau, welche eben so viel Geist besitzt, als Sie, eine Frau, oh! das wird hart sein! doch gleichviel! Sie müssen es hören; eine Frau, welche regelmäßiger schön ist, als Sie; eine Frau von Adel. . . warten Sie doch, Alles dies ist nichts! eine Schauspielerin, das heißt eine Chamäleon, bereit, sich in alle Formen zu kleiden, eine Schauspielerin, das heißt nicht nur eine Schönheit, sondern auch ein Talent, ein Lächeln, ein Wohlgeruch, ein Herz."

„Mein Gott! mein Gott! wissen Sie, daß Sie mich erschrecken!" rief Louise.

„Bei Gott!" erwiederte der Herzog, „das ist meine Absicht; nur mittelmäßigen Generalen verbirgt man die Stärke des Feindes; ich behandle Sie als Condé, als Turenne, als Marschall von Sachsen."

„Wissen Sie, daß ein solches Portrait eine bittere Satyre auf meine Person ist?"

„Ah! gut! mein General steigt eine Stufe herab, mein Turenne ist nur noch ein Villars."

„Und wer ist diese bezaubernde, vollkommene Person?" fragte Frau von Mailly.

„Es ist Fräulein Olympia von Clèves."

„Ich kenne diesen Namen," versetzte Frau von Mailly, die Lippen an einander pressend.

„Ich glaube wohl, daß Sie ihn kennen müssen," sagte Richelieu lächelnd.

„Ja, ich erinnere mich; gehen wir weiter."

„Nein, gehen wir nicht weiter; bleiben wir im Gegentheil stehen."

„Gut, diese Frau ist also so, wie Sie sagen?"

„Besser vielleicht."

„Haben Sie sie gesehen?"

„Gräfin, erlauben Sie mir, nichts auf diese Frage zu erwiedern, sondern nur durch Schätzung zu antworten."

„Thun Sie das.“

„Ehe er Sie kannte, liebte sie Herr von Mailly.“

„Gut.“

„Herr von Mailly wurde Ihr Gemahl und nach einer einjährigen Ehe ist er zu seiner ersten Liebe zurückgekehrt.“

„Ja, Sie haben Recht, das ist entschieden eine Nebenbuhlerin. Und der König liebt sie?“

„Glücklicher Weise noch nicht; nur befürchte ich, daß er sich in seinem Innern mit ihr beschäftigt; und die Liebe kann kommen!“

„Und die Liebe wird kommen?“

„Wenn Sie es wollen: die Schiffe rücken nur nach Maßgabe des Windes, der Sie antreibt, vor.“

„Und man treibt dieses Schiff an.“

„Thätig.“

„Wer dies?“

„Ein Mann von Geist, bei Gott! das ist es, was mich beunruhigt; einer von meine Freunden, ein Hartnäckiger, der Herr Herzog von Pecquigny.“

„Und mein Gemahl?“

„Ah! der arme Graf! was wollen Sie, er ist prädestinirt.“

Louise lächelte unter ihrer Beklommenheit.

„Herzog,“ sprach sie, abermals die Augenbrauen zusammenziehend, „da ich mich herabgelassen, mit einer Schauspielerin zu kämpfen, so wollen sie mir wenigstens sagen, ob ich Chancen habe.“

„Frau Gräfin,“ erwiederte Richelieu sich verbeugend, „Sie kämpfen zu gleicher Zeit mit einer Königin, und das gleicht es aus.“

„Ah! es ist wahr! noch eine Chance weniger, ich hatte das vergessen!“ sagte Louise.

Dann rief sie mit spöttischem Tone:

„Das ist ruhmvoll!“

„Sie sind eine anbetungswürdige Frau; doch wissen Sie zu wollen, es fehlt Ihnen nur dieses.“

„Entehrt sein wollen?“

„Sie übertreiben, Gräfin; Sie haben keinen Begriff, wie viel Sie von Ihrem Geiste verlieren, wenn Sie übertreiben.“

„Oh! Herzog, ich bin auch . . .“

„Nun?“

„Ich bin empört.“

„Erröthen Sie nicht, Gräfin, Sie vermindern, indem Sie erröthen, Ihre Hauptschönheit, welche in der wunderbaren Gleichheit Ihres Teint besteht. Ah! nun haben Sie mich also wohl begriffen. Kämpfen Sie. Die Königin hat ihre Partei. Ich erkläre Ihnen, daß sie nicht sehr zahlreich ist, doch am Ende ist sie die Königin, sie hat die Gesandten, die Mächte, den Nuncius, die Frauen.“

„Nur dieses?“

„Oh! aber Olympia, Olympia hat viel mehr als die Königin! Sie hat Pecquigny, sie hat die Roués, sie hat ihre allmächtige Schönheit.“

„Dieses Geschöpf ist also sehr schön?“

„Es ist über dem, was man sagen kann.“

„Suchen Sie es mir begreiflich zu machen.“

„Sie ist Sie nebst ihr.“

Louise erbleichte.

„Was ist aber zu thun?“ fragte sie:

„Beinahe nichts. Spannen Sie so viel Segel als möglich aus: das ist das Ganze.“

„Und Sie werden blasen!“

„Oh! mit voller Lunge.“

„Sie haben also einige Hoffnung?“

„Bei Gott! Sie haben Ihre Vortheile, und diese sind ungeheuer: Sie sind vornehme Dame, Sie lieben.“

„Dieses Mädchen liebt also nicht?“

„Wer weiß!“

„Sie liebt vielleicht Herrn von Mailly?“

„Es ist nicht bekannt.“

„Sie muß ihn lieben, daß sie um seinetwillen, bei meiner Treue, einen schönen jungen Mann verlassen, der die Naivetät gehabt hat, zu mir zu kommen und sie von mir zurückzufordern.“

„Wahrhaftig!“ rief Richelieu: „Teufel! darin ist vielleicht Etwas. Wer war dieser schöne junge Mann?“

„Eine Art von Narren.“

„Was ist aus ihm geworden?“

„Ich weiß es nicht. Sie begreifen, daß ich ihm nicht habe folgen lassen.“

„Verschwunden! Dann verzichten wir auf dieses Mittel: es würde uns zu viel Zeit wegnehmen; überdies ist dieses Mittel kleinlich und unserer unwürdig.“

„Und Sie sagen, Sie bezweifeln, daß diese Frau Herrn von Mailly liebe?“

„Ich bezweifle es.“

„Warum wohnt sie mit ihm? Wäre es Eigennutz?“

„Oh! ich schwöre, daß dies nicht der Fall ist.“

„Was für eine Frau ist es denn?“

„Ein lebendiges Geheimniß, ein Mysterium, das spricht, aber seine Auflösung nicht sagt. Sie hat den Zauber. Nicht wahr, Sie kennen den ganzen Werth dessen, was ich da sage?“

„Und was hätte ich gegen sie zu thun?“

„Sie lieben den König, und die Liebe ist ein guter Rathgeber.“

„Erster Punkt also,“ sagte die Gräfin. „Gehen wir zum zweiten über.“

„Gräfin sind Sie eitel? sind Sie stolz?“

„Ein wenig.“

„Würden Sie einen großen Werth darauf legen, Herzogin zu werden wie Frau von Fontanges oder Königin wie Frau von Maintenon?“

„Warum diese Fragen?“

„Antworten Sie immerhin.“

„Es sei! Mit zwei Worten. Ich will, daß man

mich lächelnd grüße, ich will nicht, daß man sich abwende, um mich nicht mehr zu grüßen."

„Gräfin! Gräfin!"

„Wie, Herr Herzog, Sie geben mir nicht Recht?"

„Erzürnen wir uns nicht. Sie fingen damit an, daß Sie mir sagten, Sie haben Stolz."

„Nun?"

„Ich mußte es glauben."

„Herzog, ich sehe in dem, was ich Ihnen zu antworten die Ehre gehabt, nichts, was diese wüthende Miene motivirt. Ein Mann wie Sie müßte doch wissen, was eine Frau von Stande ist."

„Weil ich es weiß, Gräfin, weil ich mit meinen Augen gesehen habe, was es war, erschrecke ich. Wollen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen eine Geschichte erzähle, Gräfin?"

„Thun Sie es; Sie haben einen Ruf als Erzähler, der Sie nie eine Weigerung befürchten lassen muß."

„Wohl denn, Gräfin, es hat eine Frau gegeben, welche Ludwig XIV. nicht einen Sou kostete. Das war nicht Mademoiselle de la Vallière, wie Sie denken können. Nein, für Mademoiselle de la Vallière hat Ludwig XIV. Versailles gebaut, Lebrun, Lenotre, Molière mit Pension bedacht; für Mademoiselle de la Vallière hat Ludwig XIV. Turniere und Carrousels, Ringspiele und Serenaden wiedererweckt, und das war sehr gut, denn das Geld, das der König ausgab, fiel in die Hände der Dichter, der Maler, der Künstler, — lauter Leute, welche stark den vornehmen Herren gleichen, besonders auf der Seite der Hände, die sie alle wie Siebe haben. Was nun aus den Staatskassen in die Hände aller dieser Leute fiel, sickerte aus den Händen dieser Leute in die der Schneider, der Bänderhändler, der Bader, — lauter Leute, welche ihrerseits eine große Anzahl von Arbeitern beschäftigen. Hieraus entsprang, daß kein Pfennig von all diesem Aufwand verloren

war. Nein, ich will nicht von Mademoiselle de la Vallière sprechen; nein, ich will auch nicht von Fräulein von Fontanges sprechen, ich will nicht einmal von Frau von Montespan sprechen; lauter Frauen, für welche der König verschwendet hat, doch als König verschwendet hat, wie die Sonne ihre Strahlen verschwendet, indem sie dieselben über die ganze Welt ausbreitet; lauter Frauen, sagen wir, für die der König fünf bis sechs Millionen verschwendet hat. Nein, ich spreche von Frau von Maintenon, einer Frau, die ihn nichts kostete, die aber Frankreich zu Grunde gerichtet hat. Statt aus den Staatskassen zehn Millionen, zwanzig Millionen, fünfzig Millionen zu entwenden, hat sie dem König eine Politik auferlegt, die ihn eine Milliarde gekostet, die Niemand etwas genützt, und die zum Resultate einen Krieg hatte, in welchem ihr Leben dreimal hunderttausend Menschen verloren, die nur den Erben ihrer Güter einen Vortheil brachten. Der Herr Regent wußte das; ich schwöre Ihnen, er war ein Mann von unendlich viel Geist, der Herr Regent; er hatte sogar sein Gutes."

„Sie wissen etwas davon, Sie, den er zweimal in die Bastille geschickt hat."

„Gräfin, ich hatte ihn nicht bestohlen. Ich hätte also Unrecht, wenn ich ihm grollen würde. Nun! als eines Tags eine vornehme Dame, seine beste Freundin, über Politik mit ihm sprechen wollte, unterbrach sie der Herr Regent kurz, führte sie vor einen großen Spiegel, der sogleich ihre Schönheit wiederstrahlte, und sagte zu ihr:

„„Sehen Sie, ob ein so hübscher Mund das Recht hat, so häßliche Dinge auszusprechen.""

„Nie mehr versuchte es die Dame, welche über das Herz von Philipp regierte, über Frankreich zu regieren.

„Gräfin, ich sagte Ihnen, der Regent habe sein Gutes gehabt, und Frau von Parabère auch."

„Aber ich sehe nicht, welche Anwendung Sie von dieser Geschichte auf Frau von Mailly machen können, Herzog," versetzte die Gräfin; „ich bin keine Frau, um Politik zu treiben."

„Gräfin," rief der Herzog, „Sie werden sich damit begnügen, daß Sie lieben?"

„Gewiß."

„Sie werden nicht die geheime Räthin machen?"

„Nein."

„Sie werden nicht Truppen mustern, wie Frau von Maintenon?"

„Das würde mich zum Sterben langweilen."

„Sie werden nicht Minister ernennen?"

„Nie, Herzog. . . . mit einer Ausnahme," fügte Frau von Mailly mit einem reizenden Lächeln bei.

„Geben Sie mir Ihr Wort als Edeldame."

„Bei meinem gräflichen Ehrenwort."

„Gräfin, Ihre Hand."

„Hier ist sie."

„Nun schlafen Sie ruhig; es gibt nur eine Frau, welche der König lieben soll, das sind Sie."

Sie erröthete vor Vergnügen.

Er näherte sich ihr und sagte:

„Bei meiner Ehre, ich grolle mir."

„Und worüber?"

„Daß ich nur ein armer Teufel, einmal Herzog und zweimal Pair bin."

„Warum?"

„Weil Sie eine Anbetung über meinen Mitteln sind, Gräfin."

Und nachdem er ihr die Hand mit der zartesten Höflichkeit geküßt hatte, nahm er Abschied, um zu Herrn von Fleury zu eilen.

Louise von Mailly, welche allein blieb, fühlte, wie die Kräfte sie verließen; sie war versucht, sich vor ihrem Christus auf die Kniee zu werfen und zu weinen.

Die Thränen erstickten sie.

„Oh! nein," sagte sie, „es ist unnütz, die Zeit der heroischen Entehrungen ist vorüber; ich mag immerhin beten, ich werde nicht einmal eine la Vallière sein."

Und sie stand auf, um in ihrem Spiegel ihre wie zwei Sterne unter ihren schwarzen Wimpern funkelnden Augen zu betrachten.

„La Vallière," sagte sie leiser, „eine Hinkende!"

Und mit einem dämonischen Lächeln fügte sie bei: „Eine Blonde!"

LXX.

Befehl des Königs.

Mit all seinem Mißtrauen, mit dem Mißtrauen des Gatten, dem Mißtrauen des Liebhabers, vermochte Mailly indessen nicht den Feind des doppelten Gutes, das er vertheidigte, zu entfernen.

Er glich den unglücklichen spanischen Stieren, die rechts und links, auf der einen Seite von den Picadores, auf der andern von den Chulos geneckt werden, welche die Aufmerksamkeit des Thieres von dem Todesstoße ablenken wollen, den ihm der Torero bereitet.

Kaum aus den Händen von Richelieu hervorgegangen, fiel er in die von Pecquigny.

Und Pecquigny, der ungeschlachtere, war nicht der minder gefährliche.

Nichts destoweniger glaubte Mailly auf dieser Seite ruhig sein zu können, denn er hatte den Leuten der Grange-Batelière einen strengen Befehl gegeben.

Für den Herrn Herzog von Pecquigny sollte Fräulein Olympia nie zu Hause sein.

Pecquigny stieß sich zweimal an dieser Barrière; doch, er schwur sich dafür zu rächen.

Das war schwierig. Olympia erschien nicht mehr im Theater, — eine Schwierigkeit, welche leicht mit einem Befehle des Königs gehoben worden wäre.

Doch mit einem Befehle des Königs fand er Mailly bei Olympia, und er konnte den König nicht einen Befehl unterzeichnen lassen, der Mailly verhinderte, Olympia ins Theater zu begleiten.

Ueberdies spricht man schlecht von solchen Angelegenheiten in einer Coulisse, hinter einem Blendfenster, und sogar in einer Loge. Er bedurfte einer schönen und guten, sehr ruhigen, sehr langen Unterredung, einer Unterredung, welche wenigstens so lange dauerte, als Satan gebraucht hat, um Eva zu verführen.

Er mußte also auf einen Ausgang von Mailly warten, denn Olympia ging nie aus.

Pecquigny war in Wahrheit sehr unglücklich, denn er hatte nicht die gewöhnlichen Mittel der Verführer; er konnte Olympia nur durch Briefe verführen.

Wie Olympia schreiben?

Nie entehrt ein Liebesbrief den Mann, der ihn geschrieben hat; er trägt ihm eine barsche Abweisung, er trägt ihm ein Duell ein, das ist das Ganze, doch es gibt wenig Beispiele, daß ein Edelmann vom Range von Pecquigny einer Frau für Rechnung eines Andern, und wäre es für die des Königs, geschrieben hat.

Das Duell, das auf einen solchen Brief erfolgt wäre, hätte Pecquigny entehrt, und der König selbst würde, statt sich beleidigt zu fühlen, Beifall geklatscht haben.

Pecquigny war also gezwungen, bei diesem Verhältniß die unangenehmste Vorsicht zu beobachten.

Mittlerweile verging die Zeit.

Und während Pecquigny seine Zeit verlor, konnte Richelieu siegen.

Das war es, was Pecquigny erschreckte und Mailly einigen Trost gab.

Dieser war auf der Seite seiner Frau noch nicht ganz verzweifelt. Er kannte sie als tugendhaft, zornmüthig und wußte, daß sie leicht von ihren Ideen abging; sie hatte gedroht, doch sie würde sich sicherlich besänftigen.

Mailly verließ sich auf seine Wachsamkeit und das Ansehen seines Namens.

Aber der Tag war gekommen, wo die Umstände Pecquigny die Leichtigkeit, seinen Angriff zu erneuern, geben sollten.

Das war ein Tag, wo Mailly unvermeidlich Dienst für die Inspection von drei Cavalerie-Regimentern hatte.

An diesem Tage sollte der König durch die Reihen reiten. Mailly würde ruhig sein: Seine Majestät wäre weder bei seiner Frau, noch bei seiner Geliebten.

Es blieben die Agenten Seiner Majestät, Richelieu und Pecquigny.

Gegen Richelieu hatte er die Tugend von Frau von Mailly.

Gegen Pecquigny hatte er die Riegel des Hauses der Grange-Batelière.

Doch kaum war er auf dem Felde, wo die Manoeuvres stattfanden, als Pecquigny auf die Meldung seiner Spione bei der Grange-Batelière ankam.

Er wußte, man würde ihm den Eintritt versagen.

„Befehl des Königs," sagte Pecquigny einfach zu dem verblüfften Schweizer.

„Aber . . ." entgegnete der ehrliche Hellebardenträger.

„Befehl des Königs," wiederholte Pecquigny.

Der Schweizer besänftigte sich bei dieser doppelten Ankündigung.

„Sie sind der Herzog von Pecquigny?" sagte er.

„Kammerherr," erwiederte Pecquigny, „und ich bringe

einen Befehl des Königs. Soll ich einen Commissär holen lassen?"

„Oh! der Herr Graf wird mich fortjagen."

„Nun! was macht das mir, Schlingel! wenn er Dich fortjagt, so wirst Du ein großes Unglück vermieden haben."

„Welches?"

„Das, daß man Dich in einen unterirdischen Kerker wirft, um Dich die einem Befehle des Königs schuldige Achtung verletzen zu lehren."

Niedergeschmettert durch diese Logik, verbeugte sich der Schweizer und öffnete beide Flügel des Thores.

Der Herzog hatte die Güte, seinen Wagen nicht einfahren zu lassen.

Olympia hörte die Frauen und die Diener im Vorhause aufschreien.

Sie klingelte, um die Ursache von diesem Tumulte zu erfahren.

Mademoiselle Claire trat ganz erschrocken ein.

„Was gibt es?"

„Oh! Madame, welches Unglück!"

„Sprechen Sie!"

„Ein Befehl des Königs für Madame!"

„Ja, und ich überbringe ihn," sagte vom Vorzimmer aus Pecquigny.

„Wer, Sie?" fragte Olympia.

„Der Herr Herzog von Pecquigny, Madame," erwiederte Claire.

„Oh! mein Gott!" rief der Herzog, „welche Mühe, schöne Dame, hat man, um bei Ihnen einzudringen."

„Herr Herzog," antwortete Olympia, „ich werde Sie im Gegentheil fragen, woher es kommt, daß ich Sie so selten bei mir sehe?"

„Oh! das ist reizend!" rief Pecquigny; „und mir sagen Sie das?"

„Allerdings, Ihnen."

„So wissen Sie also nicht, warum Sie mich nicht wiedergesehen haben?“

„Nein.“

„Nun, ich will es Ihnen sagen. Weil Ihr Tyrann die Leute vor die Thüre werfen läßt.“

„Man hat Sie vor die Thüre werfen lassen?“

„Ja, mich.“

„Man hat Ihnen eine solche Beleidigung angethan, Herr Herzog?“

„Ja. Wollen Sie mich rächen?“

„Ich will die Gebieterin in meinem Hause sein,“ erwiederte Olympia, „und da ich nie den Befehl gegeben habe, Ihnen den Eintritt zu versagen, so werden Sie fortan eintreten, ohne daß Sie nöthig haben, wie heute, Befehle des Königs vorzuschützen, die mich beben machen, mich, Olympia von Clèves, eine arme Schauspielerin, für die sich Befehl des Königs immer durch das Wort: Fort l'Evêque übersetzt.“

„Aber ich bitte Sie, zu glauben, daß ich gar nichts vorgeschützt. Ich habe einen Befehl des Königs, um Sie Komödie spielen zu lassen.“

„Mich!“ rief Olympia ganz neugierig und besonders ganz entzückt, denn was sie nach Bannière am meisten liebte, war das Theater. „Und wie dies? ich glaubte, ich sei gefallen, und in Folge dieses Falles sei ich wieder frei geworden.“

„Ganz und gar nicht; Sie haben im Gegentheil reussirt, und zwar großartig reussirt. Nur hat man bemerkt, daß Sie unsichtbar geworden sind. Der man, der es bemerkt hat, begehrt nach Ihnen, und hier ist ein von ihm unterzeichneter Befehl,“ sagte Pecquigny.

Und er zog aus seiner Tasche ein viereckiges Papier und reichte es der schönen Schauspielerin.

Olympia nahm es und las zu ihrer Freude:

„Auf Befehl des Königs werden die Herren Schauspieler vor vierzehn Tagen auf Requisition von einem unserer Kammerherrn die Falsche Agnes und Herodes

und Marianna aufführen. Der Kammerherr vom Dienste wird die Rollen austheilen und die Proben halten lassen."

„Werde ich in den beiden Stücken spielen?" fragte Olympia.

„Gewiß; können Sie nicht die beiden Rollen?"

„Ich kann Marianna; ich kann die falsche Agnes auswendig, doch ich habe sie nie gespielt."

„Wollen Sie irgend eine andere Rolle wählen?"

„Nein; diese ist reizend, nur verdient sie große Studien."

„Oh! nicht lange?"

„Sie täuschen sich, Herr Herzog, das ist, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre gehabt habe, eine reizende Rolle, die aber gründlich aufgefaßt zu werden verdient."

„Adel verpflichtet, Sie wissen das, schöne Dame, und ich lehre Sie nichts Neues."

„Es ist gut," sagte Olympia lächelnd, „man wird das Mögliche thun, um Seine Majestät zu befriedigen."

„Oh! Madame, Sie haben dem König schon zu sehr gefallen, um ihm nicht noch mehr zu gefallen."

„Steht es im Befehle Seiner Majestät, daß Sie mir solche Dinge sagen, Herr Herzog?" fragte Olympia.

„Nein, aber es steht in Ihren Augen geschrieben."

„Soll ich es billigen, daß Ihnen Herr von Mailly meine Thüre verschlossen hat?"

„Nein, ich sage Ihnen nichts, was er nicht hören kann."

„Meinetwegen! Uebrigens, da Sie da sind, so wissen Sie, daß er fern von hier ist; nun kommt er aber zurück," fügte Olympia boshaft bei.

Pecquigny stand rasch, indem er die Stirne faltete und die Hand an den Griff seines Degens legte, auf. Doch Olympia lachte.

Pecquigny schaute sie erstaunt an.

„Sie sehen wohl, daß Sie schlimm thaten oder schlimm dachten," sagte sie.

„Ich muß es gestehen."

„Halten Sie sich in den Schranken des Befehles Seiner Majestät, glauben Sie mir, das ist sicherer."

„Wahrhaftig, diese Frau ist von Stahl."

„Lassen Sie uns von der Rolle der falschen Agnes sprechen, Herr Herzog."

„An welchem Tage wollen Sie sie spielen?"

„Was wird Herr von Mailly sagen, wenn ich auf das Theater zurückkehre?"

„Wenn er mit dem König Streit anfangen will, so steht es ihm frei. Wann wollen Sie die falsche Agnes spielen?"

„Herzog, es ist bei der falschen Agnes eine schwierige Arbeit."

„Welche?"

„Die des Wahnsinnes."

„Bah! ein verstellter Wahnsinn!"

„Er ist darum nur um so schwieriger. Die Person muß nothwendig Illusion erregen, und ich habe nie Wahnsinnige gesehen."

„Warum nicht?"

„Weil mir die Wahnsinnigen bange machen."

„Nun wohl! Sie sehen Einen."

„Wo?"

„Zu Ihren Füßen."

„Es ist wahr," sprach Olympia ruhig.

„Nehmen Sie ein Muster," sagte Pecquigny, ein wenig aus der Fassung gebracht.

„Nein, diese Narrheit ist nicht vernünftig genug. Kann man die Andern sehen?"

„Wie! Sie wollten Narren sehen?"

„Ja."

„Arge Narren?"

„Allerdings."

„Nehmen Sie sich in Acht."

„Vor was?"

„Die Narrheit ist ansteckend; das steckt gewöhnlich durch die Augen der Leute an."

„Oh! nein, ich bin ruhig."

„Scherzen Sie nicht. Ich habe sagen hören, diejenigen, welche Charenton zu oft besuchen oder sogar dort wohnen, laufen die größte Gefahr für ihre Vernunft."

„Ah! in Charenton sind die Narren?"

„Ja, schöne Dame, und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß dies gräßlich anzuschauen ist."

„Ich werde nach Charenton gehen."

„Sie sind also eine Grausame?"

„Nein, ich bin eine Künstlerin, die sehr in ihr Gewerbe verliebt ist und ehrgeizig nach günstigen Erfolgen trachtet."

„Gut, es sei, man wird Sie Charenton besuchen lassen. Sie werden schon heute Abend eine Erlaubniß haben, und morgen, wann Sie befehlen wollen, wird mein Wagen vor Ihrer Thüre sein."

„Ich danke, ich habe den meinigen."

„Sie bieten mir also einen Platz an?"

„Dazu bin ich nicht berechtigt, Herr Herzog."

„Warum nicht?"

„Weil meine Wagen Herrn von Mailly gehören, und weil er in dieselben einzusteigen ermächtigt, wie der König in die seinigen."

„Oh! Sie wissen wohl, daß er es mir abschlagen würde."

„Schlägt er dies ab, so wird er es auch abschlagen, mich spielen zu lassen; er ist mehr als halsstarrig, er ist unerschütterlich."

„Und Sie glauben, diese Unerschütterlichkeit werde gegen den König Stand halten?"

„Sie würde gegen die Hölle Stand halten."

„Ho! ho!"

„Thun Sie etwas Besseres, wenn Sie wollen, daß

ich wirklich die Falsche Agnes spiele: lassen Sie Herrn von Mailly nichts davon wissen, daß ich spiele."

„Wissen Sie, was Sie mir da vorschlagen, ist schwach für einen Gesandten!"

„Oh! Herr von Richelieu ist ein minder stolzer Gesandter."

„Was thut Herr von Richelieu?"

„Er reussirt vor Allem."

Der Name von Richelieu, den Olympia auf das Allerunschuldigste hinschleuderte, brachte nichtsdestoweniger eine magische Wirkung auf den Herzog hervor.

Er zitterte bei dem Gedanken, es werde Herrn von Richelieu vielleicht bei Frau von Mailly glücken, während er auf der Seite von Olympia scheitere.

„Sie haben Recht," rief er ungestüm, „Sie haben Recht, Madame. Gehen Sie allein nach Charenton; halten Sie den Befehl des Königs geheim, machen Sie es, wie es Ihnen beliebt; doch in jedem Fall und um für jedes Ereigniß bereit zu sein, werden Sie morgen Ihre Erlaubniß haben. Und ich zähle auf Sie, daß Sie die falsche Agnes spielen."

„Ja, in vierzehn Tagen, Herr Herzog."

„Gut, also in vierzehn Tagen, doch Ihr Wort."

„Hier ist meine Hand."

„Sie wissen, daß der König anwesend sein wird."

„Ich rechne darauf. Warum sollte er mir befehlen, zu spielen, wenn nicht, um vor ihm zu spielen?"

Pecquigny küßte die Hand, die ihm Olympia reichte, und machte einen Abgang ungefähr dem ähnlich, welchen Richelieu bei Frau von Mailly gemacht hatte.

Er triumphirte seinerseits, wie Richelieu triumphirt hatte.

Armer Mailly!

LXXI.

Der neue Geistliche von Charenton.

An demselben Tage, an welchem Pecquigny mit einem Befehle des Königs bewaffnet bei Olympia erschien, in der Stunde, wo er ihr eine Erlaubniß, um Charenton zu besuchen, versprach, ging eine ziemlich seltsame Ceremonie im Innern des Irrenhauses in Erfüllung.

Der Director des Hauses führte von Kerker zu Kerker, von Saal zu Saal, von Zelle zu Zelle einen neuen Geistlichen, den der Erzbischof von Paris zu diesem peinlichen Amte, auf die Empfehlung eines seiner Freunde, des Rectors der Jesuiten in Avignon, ernannt hatte.

Dieser neue Geistliche ging mit festem und entschlossenem Schritte. Er trug seinen Kopf mit einer gewissen Würde und schien stolz auf sein geistliches Kleid, wie es auf seine Uniform einer der glänzendsten Officiere des Heeres gewesen wäre.

Man besichtigte zuerst den Speisesaal, die Schlafzimmer, die besuchten Orte.

Seit undenklichen Zeiten läßt der Director eines Gefängnisses oder eines Hospitals diejenigen, welche er umherführt, seine Suppe und seine Nahrungsmittel kosten: man besuchte die Küche.

Die von Charenton war mit einem Luxus ausgestattet, der den Neid der Köche von Herrn von Soubise erregt hätte.

Es waren da Kupfergeschirre und Bratenwender, um Apicius in Ohnmacht fallen zu machen, wäre er wieder auf die Welt gekommen und von Neapel nach Charenton versetzt worden; es fanden sich da die Mo-

del für Backwerk, die Model für Crêmes, die Fischkessel von allen Stärken, von demjenigen, welcher einen Merlan halten kann, bis zu dem Schiffe, das einen Stör zu kochen vermag.

Die entzückten Augen gewahrten tausendfältiges Glück und gaben dem Magen tausend Hoffnungen.

Der Director machte mit Stolz den neuen Geistlichen auf diese ganze glänzende Batterie aufmerksam.

„Mein Vater...“ sagte er, „Sie sehen, daß man hier die Küche auf eine redliche Art bestellen kann.“

„Ja, mein Herr,“ antwortete ziemlich gleichgültig der neue Functionär.

„Mein Vater, verzeihen Sie, ich vergesse immer Ihren Namen, und ich kenne doch diesen Namen, wie mir scheint.“

„Ich heiße von Champmeslé, mein Herr.“

„Der Herr Abbé von Champmeslé, das ist drollig; Champmeslé, mir scheint . . . . Ah! bei meiner Treue, das ist seltsam!“

„Ich bitte, was ist denn hiebei Seltsames?“ fragte der Abbé.

„Ich habe gleichsam Lust, zu lächeln, wenn ich diesen Namen höre. Sehen Sie unsere Fleischdämpfer, Herr von Champmeslé.“

„Ich sehe sie.“

„Es sind sechs für die Puterhennen, acht für die jungen Hähne; dieser ungeheure, für ein ganzes Schwein, ist dem Hause von den Benedictinern geschenkt worden; der mittlere ist für zwei Hasen oder für zwei Kaninchen. Herr von Champmeslé! Ah! mein Gott!“

„Was denn?“

„Das ist ein Schauspielname.“

„Ein Schauspielername, wollen Sie sagen.“

„Der Name eines Schauspielers oder einer Schauspielerin; ja, sehr gut, einer Schauspielerin, ich erinnere mich . . . Die Geliebte von Herrn Racine . . .“

„Das war meine Großmutter, mein Herr,“ erwie-

derte mit einer Demuth voll Adel der neue Geistliche, der bis über die Ohren erröthete.

So dumm der Director auch war, er sah seine Dummheit ein.

„Verzeihen Sie, Herr Abbé," sagte er.

„Mein Herr, ich bin geschaffen, um zu leiden," erwiederte der Abbé.

„Ah! Herr Abbé, ich habe Sie nicht beleidigen wollen."

„Mein Herr, ich thue Buße."

Der Director verbeugte sich und ging zu den Brotzpfannen und dem Backofen über; von da zu den Brunnen und den Brennereien.

„Mein Herr," sprach sodann Champmeslé, „Ihre Küche erregt Lust, den Narren zu machen, um hier alle diese guten Dinge essen zu können. Doch verzeihen Sie, es war vorhin nur Ochsenfleisch in den Schüsseln, und die Fleischbrühe war so schwach, daß nicht viel Huhn dazu genommen werden mußte."

„Herr Abbé, es ist ein Arzt im Hause, und er verordnet den Narren die leichten Nahrungsmittel; wenn ein Narr gegessen hat, so ist er stärker als zuvor."

„Ich würde es glauben, mein Herr," sagte Champmeslé.

„Und wenn er stärker ist, so ist er gefährlicher."

„Ah!"

„Herr Abbé, wir werden sie sogleich sehen."

„Arme Leute! Beichten sie?"

„Nie. Das ist eine Sache, die sie rasend macht."

„Warum? Weil sie nicht begreifen, Herr Director."

„Oh! Herr Abbé, es gibt darunter, welche vollkommen begreifen."

„Warum beichten Sie dann nicht?"

„Weil keine Beichtväter da sind, Herr Abbé."

„Mir schien doch, daß vor mir ein Geistlicher hier gewesen."

„Ja, doch er machte es, wie Sie es machen werden."

„Wie denn?"

„Er blieb in seinem Zimmer oder im Garten, zwei Wohnungen, welche viel sicherer und angenehmer, als die Zellen oder die Gefängnisse.“

„Entsetzen!“ rief Champmeslé; „er war feig genug, sich fern zu halten!“

Der Director schaute Champmeslé mit einer erstaunten und zugleich verschmitzten Miene an.

„Gut,“ sagte er, „nach Ihrer Meinung soll man sich zum Gefährten dieser Leute machen?“

„Warum nicht?“

„Aber sie beißen!“

„Nun?“

„Aber sie schlagen!“

„Allerdings.“

„Aber sie tödten!“

„Warum hat man es angenommen, ihr Geistlicher zu sein?“ erwiederte Champmeslé einfach.

„Ah! ah! mein Herr,“ versetzte der Director, „ich erwarte Ihren Ausspruch nach dem Besuche.“

„Lassen Sie uns gehen.“

„Ich will also,“ fuhr der Director fort, „ich will also, da Sie in dieser Stimmung sind, die Förmlichkeiten abkürzen. Ich hätte Ihnen zuerst die Krankenzimmer, die Schlafsäle zeigen können.“

„Unnöthig.“

„Zu den Gefängnissen, zu den Zellen nicht wahr?“

Der Director winkte einem Schließer, und dieser ging sogleich voran, nachdem er eine Laterne angezündet hatte.

„Es ist Tag, wie mir scheiut,“ sagte Champmeslé.

„Nicht an den Orten, wohin wir gehen,“ erwiederte der Director mit ironischem Tone.

Der Schließer führte sie in der That in erschreckliche Höhlen, die sich acht Fuß in die Erde vertieften und das Licht nur am oberen Theile durch ein Luftloch empfingen, das auf eine mit Schildwachen besetzte Gallerie ging.

Jedes Gefängniß hatte seine massive eichene Thüre, woran ein eisernes Gitterwerk in Rauten angebracht war, durch welche das Auge mit Entsetzen tauchte.

Im Halbschatten dieser Cloaken erblickte Champmeslé abgezehrte, erschreckliche Gestalten, die einen tanzend und heulend, die andern ganz bestürzt, wieder andere unbeweglich wie Leichname.

Er fühlte einen Schauer seine Adern durchlaufen.

„Ei!" sagte der Director, „was denken Sie hievon?"

„Ich denke," erwiederte Champmeslé, „wenn diese Unglücklichen, statt in den Dohlen zu verfaulen, Licht, Luft und den Anblick der Menschen hätten, so wären sie weniger wild und besonders weniger unglücklich."

„So ist man immer, wenn man anfängt," versetzte der Director.

„Ich werde endigen, wie ich anfange," sprach Champmeslé. „Was für Leute sind dieß?"

„Verzweifelte Narren."

„Sie leben hier?"

„Oh! es sterben jeden Tag Einige davon, und sie sind die Glücklicheren! Wenn man todt ist, leidet man nicht mehr."

„Das ist wahr."

„Holla!" rief der Director, „kommt hierher, Martin. Martin ist ein Oberaufseher, ein Hercules, ein Mensch, der einen Ochsen mit einem Faustschlage tödtet."

„Wozu nützt ihm das? Tödtet er die Ochsen hier?"

„Nein, er ist beauftragt, in die Zwangszellen einzutreten."

„Und seine Stärke dient ihm?"

„Wenn Einer von denjenigen, welche man für todt hält, oder welche die Todten spielen, — denn ein Narr hat Bosheit, wenn, sage ich, Einer von diesen es versucht, auf Martin loszuspringen, so expedirt sie Martin mit einem einzigen Schlage, ohne daß sie zu leiden haben."

„Das ist voll Humanität. Martin ist Ihr Henker.“

Der Director lachte.

Er hatte geglaubt, Champmeslé mache einen angenehmen Scherz.

„Martin,“ sagte er, „tretet hier in Nro. 9 ein; das riecht schlecht, es muß ein Todter darin sein.“

Martin, der angekündigte Hercules, schlug seine Aermel zurück, trat wie eine Dogge, die auf eine Katze losgeht, ein und hob am Ende einen Leichnam auf.

„Todt!“ sagte er.

„Bringt ihn weg und führt hierher an seinen Platz einen wüthenden Narren von Nro. 7 der steinernen Gallerie.“

Martin schickte sich an, zu gehorchen.

„Ich bitte, einen Augenblick,“ sagte Champmeslé, dem es übel wurde; „lassen Sie nicht mit solcher Eile einen Unglücklichen in diesen tödtlichen Schlund werfen.“

„Man sieht wohl, daß Sie nicht, wie ich, über der steinernen Gallerie wohnen,“ erwiederte der Director; „ich habe dort eine Office, es ist die Schenke des Hauses.“

„Und dieser Narr macht Lärmen?“

„Sie werden ihn hören, er declamirt wie ein Rasender, brüllt, schüttelt seine Ketten und wird am Ende von der Epilepsie befallen; dann zerbricht er Alles und droht, Alles umzubringen.“

„Oh! vielleicht gibt es ein Mittel hiefür.“

„Keines.“

„Lassen Sie mich ihn sehen.“

„Sie werden ihn sehen; mehr noch: da es oben ist, so ist es auch hell, und Sie können mit ihm sprechen.“

„Ich werde auch mit denjenigen sprechen, welche unten sind,“ erwiederte Champmeslé; „doch . . .“

„Der Geruch erstickt Sie; nicht wahr?“

„Ich werde mich daran gewöhnen.“

„Ja! aber ich gewöhne mich nicht daran, und ich bitte Sie, mich hinaufsteigen zu lassen, um zu athmen."

„Wohlan!" sagte Champmeslé, der sich wiederzukommen vornahm: „gehen wir!"

Sie stiegen zu der steinernen Gallerie hinauf.

Das war ein langes Gevierte von steinernen, wie die der wilden Thire mit Eisen vergitterten Behältnissen.

Ein mit Sand bestreuter Hof breitete sich in der Mitte aus und gab ein wenig Luft und den Anblick des Himmels etwa vierzig Unglücklichen, Männern oder Frauen, die man häßlich, nackt, blutig und schmutzig hinter den Gitterstangen erblickte.

Geschrei, Gestöhne, Gelächter erschollen jammervoll an diesem Aufenthaltsorte.

Weniger beengt durch den Director, fing Champmeslé bei Nro. 1 an, entschlossen, die Runde zu machen.

Der Director gab seine Erklärungen mit einer immer verdrießlicheren Miene.

Beim Vierten zog er seine Uhr; beim Fünften pirouettirte er um sich selbst; beim Sechsten sagte er endlich zu Champmeslé:

„Verzeihen Sie, Herr Abbé, ich habe Geschäfte, und wenn Sie entschlossen sind, Alles zu sehen, so werden wir um Mitternacht von hier weggehen."

„Ich bitte, noch diesen," erwiederte Champmeslé.

Er war vor einer Zelle stehen geblieben, die von einem langen, dürren, ergrauenden Mann von fünfzig Jahren bewohnt wurde, welcher einen Wald von fettigen weißen Haaren auf dem Kopfe trug, unter einem schwärzlichen Barte begraben war und Phosphoraugen unter dicken Brauen rollte.

„Dieser ist erschrecklich," sagte leise Champmeslé.

„Das ist einer der Grausamsten des Hauses."

„Oh! er scheint zu leiden."

„Er wird nie genug leiden."

„Gut! was hat er gethan, dieser Narr?"

„Er ist nicht mehr Narr, als Sie."

„Warum ist er denn hier?"

„Oh! Herr Abbé, das ist die Sache des Ministers und des Polizeilieutenants."

„Es ist ein Geheimniß?"

„Für Jedermann, ja. Für Sie, nein."

„So sprechen Sie."

„Ich habe große Eile."

„Noch Diesen, und Sie werden mich verlassen."

„Das ist der Aergste."

„Sie werden schnell sprechen. Sie erzählen so gut."

Nach diesem Complimente, das der Eitelkeit des Tigers mit dem Büffelgesichte ungeheuer schmeichelte, trat der Director ein wenig auf die Seite, um es zu vermeiden, gehört zu werden. Champmeslé folgte ihm.

Der Director blieb einen Augenblick stehen, hustete und spuckte aus wie ein Mensch, der eine Erzählung anfangen will. Dann streckte er den Arm gegen das Behältniß des wüthenden Narren aus und sagte:

„Sie sehen dort einen Menschen, der nicht mehr Narr ist, als ich."

„Bah! und wer ist denn dieser armer Teufel?"

Der Director schüttelte den Kopf.

„Es ist eben so wenig ein arme Teufel."

„Wer ist es denn?" fragte der Abbé mit wachsender Theilnahme.

„Es ist ein kleiner sardinischer Edelmann."

„Ein Edelmann?"

„Ein Marquis."

„Weiß man seinen Namen?"

„Niemand wird dafür gehalten, daß er ihn wisse; doch als Director weiß ich ihn."

„Und er heißt?"

Der Director dämpfte seine Stimme.

„Nein, sagen Sie es mir nicht," sprach Champmeslé nachdenkend. „Er wird es mir in der Beichte sagen."

„Sie werden ihn beichten hören?“

„Gewiß.“

„Sie werden in seine Zelle eintreten?“

„Schon morgen.“

„Das ist aber ein Mörder.“

„Ein Grund mehr, daß ich ihn beichten höre,“ erwiederte der Abbé mit einer Einfachheit, welche um so erhabener, als er sich eines inneren Schauers nicht erwehren konnte.

„Er heißt Marquis de la Torra,“ sprach der Director, der sich dessen, was ihm Champmeslé in Beziehung auf den Namen des Gefangenen gesagt hatte, nicht mehr erinnerte oder nicht mehr erinnern wollte. „Kennen Sie diesen Namen?“

„Nein,“ erwiederte Champmeslé, „es ist das erste Mal, daß ich ihn aussprechen höre.“

Und er machte einen Schritt, um sich der Zelle zu nähern.

„Warten Sie doch, daß ich Ihnen die Geschichte vollends erzähle.“

„In der That,“ sagte Champmeslé, „ich werde vielleicht in dem, was Sie mir erzählen, die Quelle für einigen Trost finden, der sich diesem Menschen geben läßt.“

„Hören Sie. Er war Grieche.“

„Grieche? Sie haben mir gesagt Sardinier?“

Der Director lachte.

„Oh! vortrefflich! vortrefflich!“ rief er. „Er war ein Grieche, doch nicht von Geburt, sondern von Gewerbe.“

„Ah! ich verstehe.“

„Er stand an der Spitze einer Bande von Gaunern, welche lange die Provinz verwüstet haben.“

„Sein Platz war also im Kerker.“

„Oh! im Kerker, ein Edelmann!“

„Wohl!“ versetzte Champmeslé, „doch der Herr Regent hat den Grafen von Horn rädern lassen, der mit regierenden Fürsten verwandt war.“

„Der Herr Regent war ein Atheist, der an nichts glaubte," erwiederte der Director, „während der gegenwärtige König den Adel nicht entehren will. Das ist ihm vom verstorbenen König empfohlen worden."

„Ich bitte, lassen wir das," sagte Champmesls, „das sind nicht meine Ansichten."

„Ah! Sie haben also Ansichten?"

„Wollen Sie fortfahren."

„Nun! Betrügereien auf Betrügereien, Diebstähle auf Diebstähle, dieser Marquis de la Torra .... Ah! verzeihen Sie, ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß er auf seinen Reisen eine sehr hübsche Creatur mit sich schleppte, ein Person Namens ...."

„Namens?"

„Ah! das ist es! helfen Sie mir doch."

„Das ist ziemlich schwierig, mein Herr. Ich weiß weder von wem, noch von was Sie sprechen wollen."

„Ich will von einem Mädchen sprechen, das einen berühmten Namen hatte."

„Semiramis?"

„Nein, nicht in dieser Art."

„Lucretia?"

„Noch weniger."

„So nennen Sie doch diesen Namen."

„Das Gegentheil von Lucretia."

„Lais?"

„Nein, nein, eine Französin, Ninon ... nicht! Ah! Marion; ich habe es, Marion."

„Ah! in der That, Marion. Sie denken an die Delorme, nicht wahr, Herr Director!"

„Ja, Herr Abbé, ganz richtig."

„Sie haben Lecture?"

„Ja, ein wenig."

„Nun denn! diese Marion?"

„Nun! diese Marion, die, in Parenthese gesagt, wie es scheint, eine sehr hübsche Frau war, obgleich er sie bei sich hatte, um ihn bei seinen Betrügereien zu

unterstützen, verrieth ihn zuweilen. Es geschah aber, daß eines Tages, als der Marquis einen sehr hübschen Jungen geplündert hatte und dieser Junge, gegen den er spielte, zu Grunde gerichtet war, Marion mit ihm Mitleid bekam und den betrogenen Spieler davon in Kenntniß setzte, daß er in ein Wespennest gefallen war, so daß dieser den Marquis braun und blau schlug und ihm sein Geld wieder nehmen wollte; doch es war zu spät, ein dritter Gauner, wie der gute la Fontaine sagt, hatte sich damit aus dem Staube gemacht. Ich sage, der gute la Fontaine, weil das gewöhnlich der Name ist, den man ihm gibt."

„Ah! mein Herr," sprach Champmeslé erröthend, „er hat sehr leichte Fabeln gemacht. Doch kommen wir auf den Marquis de la Torra zurück, Herr Director."

„Ja, kommen wir auf den Marquis zurück. Nun wohl! Marion trennte sich von dem Marquis und folgte dem hübschen Jungen."

„Desto besser! wenn er redlich war, so wird sie ihr Heil auf diesem neuen Wege gefunden haben."

„Ah! ja wohl, ihr Heil! Sie werden es sehen. Nach Verlauf von drei bis vier Tagen scheint der hübsche Junge geheime Geschäfte gehabt zu haben, welche die Gegenwart eines Dritten nicht gestatteten, denn er verließ sie, nachdem er mit ihr fünf bis sechs Louisd'or getheilt hatte, die ihm mit ihrer Hülfe wiederzuerwischen gelungen war. Marion, welche allein blieb und nicht wußte, was aus ihr werden sollte, schlug auf das Gerathewohl den ersten den besten Weg ein und fiel in die Hände von la Torra, der auf sie lauerte; es gab Streit, Erklärungen, Beleidigungen. Statt Alles zu leugnen, gestand sie Alles, sie rühmte sich sogar mit Allem, so daß in einem Augenblick des Zorns la Torra dieses arme Mädchen mit einem gewaltigen Degenstich ins Herz tödtete."

„Oh! der abscheuliche Schurke!" rief Champmeslé. „Und wie wurde die Sache ruchbar?"

„Oh! ganz einfach. Marion lebte lange genug, um sie zu erzählen. Man verhaftete den Marquis mit einem seiner Genossen, der bei dem Morde zugegen gewesen; der Genosse war ein einfacher Bauernkerl. Er wurde in Lyon gerädert. La Torra aber, den man für einen Narren erklärte, wurde hierher gebracht und doppelt eingeschlossen.“

Champmeslé neigte den Kopf gegen la Torra, der, als er sah, daß man sich mit ihm beschäftigte, die Zähne fletschte und eine Bewegung der Wuth machte.

„Schauen Sie,“ sagte der Director, „schauen Sie den Unglücklichen an; hat er ein böses Auge! Nach reiflicher Ueberlegung ist er es, den ich in No. 9 der unterirdischen Zellen hinabbringen lassen werde, statt des No. 7.

„Und nun, da ich Ihnen gesagt habe, was Sie zu wissen wünschten, Gott befohlen, Herr Abbé. Sie sind über diesen wenigstens eben so gut unterrichtet, als ich. Gott befohlen, Herr Abbé. Werden Sie mir die Ehre erweisen, mit mir zu Mittag zu speisen?“

Und ohne nur die Antwort des Abbé abzuwarten, entfernte sich der Director.

LXXII.

Der Liebesnarr.

Champmeslé, als er allein war, betrachtete zum letzten Mal den Marquis de la Torra, der, in die Ecke seines Behältnisses gekauert einen wilden, hinterhälstischen Blick nach dem Hofe richtete.

Er fand, es müsse eine gräßliche Qual sein, die

Qual dieses Menschen, der, immer allein, immer als Narr behandelt, mit der Erinnerung an sein Verbrechen, ohne Vorwurf, aber auch ohne Trost lebe.

Champmeslé nahm sich vor, von Gott mit diesem Elenden, von der Hoffnung mit diesem Verzweifelten zu sprechen.

Und um seine Functionen als Geistlicher gut zu beginnen, näherte er sich dem Gitter.

Ein Wärter, der an einer parallelen Zelle lehnte, schaute ihm mit Theilnahme zu, wachte über ihm und hielt sich bereit, ihn im Nothfall zu vertheidigen.

„Mein Freund," sagte Champmeslé zum Mörder der armen Marion, „ich bin der Geistliche des Hauses. Sind Sie reumüthig genug, um mit Aufmerksamkeit die Worte zu hören, die ich Ihnen bringe?"

Doch statt zu antworten, wandte sich la Torra gegen die Mauer um und versenkte sich in eine stumme Unbeweglichkeit.

Champmeslé versuchte es, diese in ihre Verzweiflung begrabene Seele aufzuwecken, doch es gelang ihm nicht.

Er rief den Wärter und sagte zu ihm:

„Ich glaube, daß mit diesem heute nichts zu machen ist."

„Ach! Herr Abbé," erwiederte der Wärter, „weder heute, noch morgen."

„Wer ist der Narr von No. 7, sein Nachbar?" fragte Champmeslé.

„Ah! dieser, das ist etwas Anderes: es ist ein Liebesnarr, Herr Abbé, ein sehr geräuschvoller Narr, der den ganzen Tag und sogar die ganze Nacht nicht aufhört, Verwünschungen gegen die Treulose zu brüllen, die ihn verrathen habe."

„Wahrhaftig? der arme Junge!"

„Es scheint, er liebte Eine Namens Junia; denn als ihn die Schützen im Vorhause der Comédie-Française, wo er mit Gewalt eindringen wollte, verhafteten, wie-

derholte er diesen Namen mit aller Wuth: wenigstens haben die Schützen dies erklärt."

„Ist er bösartig?"

„Man weiß es nicht, Herr Abbé."

„Wie! man weiß es nicht?"

„Nein, denn er thut Niemand etwas zu Leide, als sich selbst. Nur schreit er unablässig."

„Und was schreit er denn?"

„Oh! mein Gott, was diejenigen schreien, welche mit der schlimmsten von allen Narrheiten behaftet sind."

„Mit welcher?"

„Diejenigen, welche glauben, sie seien keine Narren, weil sie lichte Augenblicke haben."

„Gut!" sagte Champmeslé, „ich will mit ihm sprechen, um ihn zu ermahnen, sich ruhig zu verhalten, und damit der Director sein Vorhaben, ihn in die unterirdischen Löcher zu stecken, nicht ausführt."

„Thun Sie das," erwiederte der Wärter; „ich glaube, daß Sie von diesem nicht viel zu befürchten haben."

Champmeslé näherte sich wirklich dem Gitter und sah einen jungen Mann, der, den oberen Theil des Gesichts mit seinen langen Haaren und den unteren mit einem blonden Barte bedeckt, in einer Ecke seines Käfichs saß, die Sonne suchte und glücklich mit seinen Gedanken, mit seinem Strahle und mit seiner Einsamkeit zu sein schien.

Er lächelte, er hatte das Auge gesenkt, er rollte zwischen seinen Fingern ein Strohhälmchen, in dessen Ende er zuweilen mit schönen weißen Zähnen biß.

Champmeslé betrachtete einen Augenblick dieses Gesicht, das ihm eben so edel, als rührend dünkte, und übersetzte den Eindruck, den er empfand, durch die drei Worte:

„Ah! armer Junge!"

Sogleich öffneten sich die Augen des Narren. Er heftete sie auf den Geistlichen, der seinerseits mit einer christlichen Rührung den so bleichen Unglücklichen anschaute.

„Ah! mein Gott!" rief der Narr, indem er nur

einen Sprung von dem Schemel, auf dem er saß, zu dem Gitter seines Käfichs machte.

Der Wärter wich rasch zurück und zog den Abbé mit sich.

„Was denn?“ fragte dieser, der sich rückwärts ziehen ließ und fortwährend den Narren betrachtete.

„Er, Abbé!“ rief der Gefangene, während er sich an seine Gitterstangen hing.

„Nun wohl, ja, ich bin Abbé.“

„Was! Herr von Champmeslé, Sie sind es!“

„Wie, er kennt mich!“

„Herr von Champmeslé! Herr von Champmeslé!“ rief der Narr.

„Mein Freund?“

„Der Himmel schickt Sie.“

„Ich wünsche es.“

„Erkennen Sie mich denn nicht wieder?“

„Ach! nein.“

Der Gefangene strich seine Haare aus dem Gesichte.

„Ich bin Bannière,“ sagte er.

„Wie! der kleine Noviz der Jesuiten?“

„Ja.“

„Bannière, der den Herodes gespielt hat?“

„Ja.“

„Der Liebhaber von Fräulein von Clèves?“

„Ja! oh! ja!“ rief Bannière mit einer gräßlichen Verzweiflung. „Oh! ja, ich war es!“

Und er rang krampfhaft die Hände und brach in ein Schluchzen aus.

„Mein Freund,“ rief Champmeslé dem Wärter zu, „ich bitte, öffnen Sie mir rasch die Zelle dieses armen jungen Mannes.“

„Aber, Herr Abbé, er wird Sie schlagen!“

„Oh! nein! nein! der Herr Abbé weiß wohl, daß ich dies nicht thue,“ sagte Bannière mit allen Schmeicheltönen, die er seiner Stimme geben konnte.

„Oeffnen Sie doch,“ rief Champmeslé.

„Ja, ja, öffnen Sie," flehte Bannière, „öffnen Sie dem Herrn Abbé, mein Freund; und Sie, Herr Abbé, oh! Sie sollen sehen; Sie sollen sehen, wie ich Sie lieben werde."

„Ja, er wird Sie lieben, wie meine Katze die Mäuse liebt, das heißt, er wird Sie fressen."

„Das ist meine Sache," entgegnete Champmeslé; „öffnen Sie."

„Sie befehlen es, Herr Abbé?"

„Ja."

„Sie werden erklären, Sie haben es verlangt, daß ich die Thüre seiner Zelle öffne?"

„Ich werde es erklären, doch öffnen Sie."

„Ich muß Ihnen gehorchen und werde Ihnen gewiß gehorchen, wenn Sie mir aber glauben wollen, nehmen Sie meinen Stock."

Und er öffnete, doch nicht ohne Champmeslé bei jeder Drehung, die der Schlüssel im Schlosse machte, angeschaut zu haben.

Champmeslé eilte in die Zelle, und Bannière sagte mit der höchsten Zartheit:

„Oh! wenn ich Sie nicht zu erschrecken befürchtete, wenn ich Sie nicht zu beschmutzen befürchtete, oh! mein lieber Herr von Champmeslé, wie würde ich Sie umarmen!"

Der würdige Geistliche warf sich in die Arme des Narren, und das war ein Schauspiel, für das viele Neugierige seinen Preis bezahlt hätten.

„Setzen Sie sich auf meinen Schemel, Herr von Champmeslé," sagte Bannière, „setzen Sie sich, und seien Sie ohne Furcht. Oh! lassen Sie uns mit einander reden; ich habe Ihnen so viele Dinge zu sagen!"

„Ja," erwiederte Champmeslé mit einem liebreichen Lächeln; „lassen Sie uns mit einander reden, aber vernünftig reden."

„Ei! glauben Sie denn, ich sei nicht vernünftig?" versetzte Bannière.

„Nehmen Sie sich in Acht!“ sagte der Wärter; „seine Narrheit packt ihn wieder.“

Champmeslé schaute rings umher, dann kehrte er zu Bannière zurück mit einem leichten Achselzucken, welches sagen wollte:

„Ach! wenn Sie vernünftig wären, wären Sie dann hier?“

„Ich verstehe Sie,“ sprach traurig der junge Mann, „und das ist ganz einfach, denn Sie sind gegen mich eingenommen; doch wenn Sie mich anhören, werden Sie wohl sehen, ob ich ein Narr bin.“

„Nun wohl,“ erwiederte Champmeslé, „wenn Sie kein Narr sind, so erzählen Sie mir, durch welche seltsame Verkettung von Umständen Sie nach Charenton kamen.“

„Entfernen Sie diesen Mann.“

Champmeslé winkte, ohne zu zögern, dem Wärter, und dieser entfernte sich aus dem Bereiche der Stimme.

Da entrollte ihm Bannière seine schmerzliche Geschichte, von dem Abend an, wo er seinen Platz eingenommen und Herodes gespielt hatte.

Er erzählte ihm seine Flucht mit Olympia, welche der Graf von Mailly verlassen, ihren Aufenthalt in Lyon und seine Verhaftung in dieser Stadt auf Requisition der Jesuiten, aus deren Haus er entflohen war. Er theilte ihm über die Folgen dieser letzten Thatsache einige Einzelheiten mit, die wir summarisch wiedergeben zu müssen glauben.

An demselben Tage, wo ihn Olympia im Gefängniß besucht und ihn verlassen hatte, nachdem sie ihn bewogen, um sich den Verfolgungen der Jesuiten zu entziehen, bei dem Dragonerregimente des Herrn Grafen von Mailly einzutreten, dessen Depot gerade in Lyon war, an demselben Tage, als Olympia, welche sogleich mit dem Grafen abgereist war, um sich nach Paris zu begeben, wohin sie ein Debutbefehl für die Comédie-Française rief, Entfernung genug zwischen sich und den-

jenigen, welchen sie verließ, gelegt zu haben glaubte, an diesem Tage, sagen wir, wurde Bannière wieder in Freiheit gesetzt.

Der erste Gebrauch, den er von seiner Freiheit machte, war, daß er nach dem Hause von Olympia lief. Er erlangte hier die Gewißheit von ihrer Abreise und fand einen Abschiedsbrief. Olympia hinterließ ihm ein Summe im Betrage der Hälfte des Gehaltes, den sie mit einander beim Theater von Lyon verdient hatten; sie verbot ihm, je an sie zu denken, und verlangte von ihm als einzigen Gefallen, daß er den Händen der Catalane den Ring entziehe, den er ohne ihr Wissen an den Juden Jacob in Folge seiner Verluste im Spiele verkauft hatte, und von dem sie glaubte, er sei dieser Frau von ihrem ungetreuen Liebhaber geschenkt worden.

Bannière lief zu der Catalane und fand sie in der Gesellschaft der Coiffeuse. Die zwei Megären waren eben im Zuge, sich zu streiten, sich zu schmähen und sogar sich zu schlagen wegen der Theilung der Summen, die sie durch ihre Betrügereien der Leichtgläubigkeit des Abbé ausgepreßt hatten. Bannière erfuhr von ihnen, der galante Abbé, der sich immer noch durch ihre Mystification bethören ließ, setze der Flüchtigen nach. Bannière kaufte der Catalane für hundert Louis d'or den Ring wieder ab, den er Olympia entwendet, um mit dem Preise zu spielen, den hernach der Abbé vom Juden gekauft und der Catalane im Glauben gegeben, er mache damit Olympia ein Geschenk. Durch Drohung brachte es endlich Bannière dahin, daß die zwei Genossinnen schriftlich bezeugten, auf welche Art der Ring in ihre Hände gekommen war.

Zwei Werber des Dragonerregiments erwarteten ihn vor der Thüre der Catalane. Banniere wurde von ihnen in die Kaserne des Regiments geführt, dem er fortan angehörte. Man kleidete ihn in eine Uniform, man hing ihm einen Säbel an die Seite, man schob

ihm ein Pferd zwischen die Beine und überließ ihn den Instructoren.

Bannière benützte an demselben Abend einen günstigen Augenblick, entfernte sich aus der Reitschule, ohne daß man seine Absicht vermuthete, erreichte das freie Feld und verfolgte Olympia auf der Landstraße von Lyon nach Paris, wo wir ihn im zweiten Bande haben galoppiren sehen.

Der Erzähler setzte die Geschichte der Abenteuer, welche auf seine Desertion folgten, bis zu dem Tage fort, wo er unter dem Vestibule der Comédie-Française verhaftet wurde. Er erzählte Alles mit so viel Schärfe, Nachdruck und Maßhaltung, daß Champmeslé, als er sein letztes Wort gesprochen, ausrief:

„Dieser Mensch ist eben so wenig ein Narr, als ich.“

„Oh! nicht wahr, Herr von Champmeslé, nicht wahr, ich bin kein Narr?“ rief Bannière.

„Ich würde darauf schwören! ich würde mich dafür verbürgen!“

„Gut!“ sprach Bannière, „Gott schickt mir das, um was ich ihn, seitdem ich hier bin, gebeten habe: einen unparteiischen Mann, der mich anhört und beurtheilt. Ich verlangte von Gott nur einen Fremden, und Gott schickt mir einen Freund.“

„Oh! ja, mein lieber Bannière, einen wahren Freund.“

„Doch nun sprechen Sie,“ sagte Bannière, „wie kommen Sie hierher, und wie sind Sie unter diesem Kleide?“

„Der Beruf, mein lieber Herr.“

„Oh! mein Gott, ja, ein Beruf in verkehrter Richtung des meinigen!“ sagte schwermüthig lächelnd der arme Bannière.

„Ganz richtig. Wie Sie meinen Platz und meine Kleidung im Theater genommen haben, so habe ich Ihren Platz und Ihre Kleidung im Kloster genommen.“

„In dem Kloster, das ich verließ?“

„In dem Kloster, das Sie verließen, und ich bin der Günstling des ehrwürdigen Pater Provisor geworden."

„Ah! mein lieber Herr," versetzte Bannière, „das ist gerade das Gegentheil von mir."

„Und da ich nur das Theater zu verlassen verlangte, da mein Verzichten auf diese verfluchte Kunst ein großer Triumph für die Religion war, so hat man mich unterrichtet, man hat mich aufgenommen, man hat mir fortgeholfen, man hat mir einen Platz gegeben."

„Ach! ein trauriger Posten, mein lieber Abbé."

„Ja, Sie haben Recht, ich weiß es; er wird als der traurigste von allen betrachtet; Niemand wollte ihn; ich habe mich darum beworben und ihn erhalten."

„Wäre ich nicht minder glücklich, so würde ich Ihnen sagen: Sie haben sehr Unrecht, mein lieber Abbé."

„Ich hatte so viel zu sühnen, mein Bruder," sprach mit Salbung Champmeslé, „ich war zu mehr als drei Vierteln verdammt."

„Teufel!" rief Bannière, „nach dieser Rechnung wäre ich also ganz verdammt?"

„Ei! ei!" machte Champmeslé.

„Aber," fuhr Bannière fort, indem er die Augen zum Himmel aufschlug, „ich hoffe Besseres von Gott; er hat mich in diesem Leben zu viel leiden lassen, um nach meinem Tode fortzufahren."

„Beklagen Sie sich nicht über Gott, mein lieber Bruder," sprach Champmeslé, glücklich, eine Predigt zu beginnen.

„Ich beklage mich nicht mehr über ihn, seitdem ich Sie wiedergefunden, lieber Abbé," antwortete mit sanftem Tone Bannière.

„Gott prüft Sie, mein Sohn."

„Grausam."

„Gott hat seine Absicht."

„In welcher Absicht sollte Gott einen armen Teufel leiden lassen?“

„Um zu machen, daß Sie eine strafbare Liebe vergessen.“

„Welche Liebe?“

„Die Liebe, die Sie für Olympia haben.“

„Die Liebe, die ich für Olympia habe? Sie nennen meine Liebe für Olympia eine strafbare Liebe? Ich! diese Liebe vergessen! Müßte ich Gefangener bleiben, müßte ich mein ganzes Leben für einen Narren gelten, müßte ich auf immer Gefangener sein, geschlagen, gepeitscht, gemartert werden, wie man die Unglücklichen, deren Geschrei ich höre, schlägt, peitscht, martert, nie werde ich auf meine Liebe für Olympia verzichten; eher den Tod, eher die Verdammniß!“

„Stille, stille, mein Bruder!“ rief Champmeslé, „Sie faseln; man wird sagen, Sie seien ein Narr.“

„Das ist wahr,“ sprach Bannière traurig, „doch was wollen Sie, Herr Abbé, ich liebe diese Frau so sehr, daß nichts machen wird, daß ich sie vergesse...“

„Nicht einmal Gott?“

„Nicht einmal sie.“

„Aber mir scheint, Ihr Unglück, mein lieber Bannière, Sie haben es ihr zu verdanken.“

„Ja, allerdings, ihr verdanke ich es; ja, sie hat mich verrathen, ja, sie hat mich vergessen; ja, vielleicht, um sich meiner zu entledigen, hat sie darum nachgesucht, daß man mich ins Gefängniß sperrte; nun denn! diese Frau, so, wie sie ist, segne ich sie; so, wie sie ist, liebe ich sie. Oh! wenn nur Sie, der Sie sie kennen, mir Nachricht von ihr geben könnten?“

„Ich komme so eben von Lyon an,“ erwiederte Champmeslé.

„Und dann,“ fügte Bannière mit einem Seufzer, als ob ihm eine letzte Hoffnung entginge, bei, „und dann haben Sie mit dem Theater gebrochen.“

„Oh! mein Gott, ja, und dennoch habe ich Be-

kannte dabei, mit denen ich Umgang pflege, um es zu versuchen, sie zu Gott zurückzuführen."

„Sie werden Mühe haben," sagte Bannière den Kopf schüttelnd.

„Ich hoffe, es werden nicht Alle in Olympia verliebt sein. Und dann," fügte Champmeslé bei, indem er sich Bannière näherte, als wollte er ihm ein Geheimniß anvertrauen, „ich habe einen Plan."

„Welchen?"

„Ich werde sie beim weltlichen Interesse fassen, um sie unmerklich zum himmlischen zu führen."

„Ah!" machte Bannière erstaunt.

„Hören Sie, was ich thun werde," sprach Champmeslé, glücklich, so neu er im Orden war, eine Theorie des Seelenheils auseinandersetzen zu können. „Ich habe zum Freunde, ich darf es wohl sagen, obgleich dieser Freund Herzog und Pair ist, einen Kapitän der Garden Seiner Majestät, welcher als Kammerherr unumschränkte Gewalt über die Schauspieler hat."

„Oh! das ist eine schöne Bekanntschaft, mein lieber Abbé! ein Mann, der debutiren machen, der die Engagements unterzeichnen lassen kann, ein Mann, der die Rollen austheilt! Ah! ich wiederhole, Sie haben da eine schöne Bekanntschaft! Wie glücklich sind Sie!"

„Nehmen Sie sich in Acht," sagte Champmeslé lächelnd, „ich werde Sie wieder einen Narren nennen."

„Fahren Sie fort, fahren Sie fort."

„Wobei war ich?"

„Sie sagten, Sie werden die Schauspieler bei den weltlichen Interessen fassen, um sie zu Gott zurückzuführen."

„So ist es."

„Ich begreife, Sie wollen ihnen schöne Rollen geben lassen, und aus Dankbarkeit werden sie gottesfürchtig werden. Nun! ich gestehe, ich liebe diese Berechnung nicht, und, mehr noch, ich gestehe, ich zähle nicht darauf."

„Aber hören Sie mich doch an, ewiger Sprecher," sagte Champmeslé, den ersten Halt benützend, den die Zunge von Bannière machte, um in seine Reihe zu treten und sein Mittel anzubringen. Nein, das ist nicht mein Plan: ich kenne hiefür die Schauspieler zu genau; ihnen Rollen geben, ah ja wohl! im Gegentheil, ich werde ihnen diejenigen verleiden, welche sie haben, ich werde sie ihnen abnehmen lassen, ich werde ihnen das Theater zu einem Orte der Qualen machen, und wenn sie recht müde sind, werde ich meinen Freund, den Herzog und Pair, bitten, ihnen eine kleine Pension in einem guten, frommen Ordenshause auszusetzen."

„Ah gut! das ist eine Idee!" rief Bannière, der seine eigene Lage vergaß, um sich zum Advokaten von derjenigen zu machen, welche Champmeslé im Geiste verfolgte. „Woher des Teufels nehmen Sie denn dergleichen Ideen, mein lieber Abbé? Wie! Sie würden einen solchen Kummer denjenigen bereiten, für welche Sie sich interessiren? Zum Henker mit Ihren Protectionen! Ihre Feindschaft wäre mir lieber."

„Undankbarer!" rief Champmeslé.

„Also, zum Beispiel," fuhr Bannière fort, der auf einem Umwege zu dem Hoffnungsgedanken zurückkam, welcher ihn, seitdem er Champmeslé wiedergefunden, nicht verlassen hatte, „also nicht wahr, Sie sind überzeugt, daß ich kein Narr bin? Denn nun, da ich es über mich vermocht habe, eine halbe Stunde mit Ihnen zu plaudern, ohne von mir zu sprechen, sind Sie wohl überzeugt, daß ich kein Narr bin?"

„Ich bin davon überzeugt."

„Also, mit Ihren Ideen vom Seelenheil, bei Ihrem Wunsche, alle Welt das Theater verlassen zu machen, würden Sie mich lieber ungerecht hier eingesperrt, als zum Theater zurückkehren sehen?"

„Bei meiner Treue! ich möchte beinahe ja sagen."

„Sprechen Sie im Ernste?"

„Ja."

„Ah! Nehmen Sie sich in Acht!" sagte der Gefangene mit einem Blicke und mit einem Ausdruck, der den Director und die Wärter in die Flucht geschlagen und selbst den berüchtigten Martin zurückweichen gemacht hätte. „Nehmen Sie sich in Acht, hier wohnt die Verzweiflung, und die Verzweiflung ist eine schlechte Rathgeberin, Herr von Champmeslé! Hier, hinter diesen Gittern, stirbt man jeden Augenblick des Tages, so daß Einer, der wüßte, daß er ewig hier bleiben sollte, wie ich seit zwei Wochen hier bin, Sparsamkeit hätte, wenn er sich die Hirnschale mit einem Schlage auf diesen steinernen Platten zerschmettern würde."

Und Bannière machte eine schlimme Bewegung.

Champmeslé stürzte sich auf ihn und nahm ihn mit einem Ergusse wirklicher Zärtlichkeit in seine Arme.

„Ihr Heil, mein Bruder!" rief er.

„Oh! sprechen Sie nicht von meinem Heile!" sagte Bannière mit Begeisterung; „mein Heil ist meine Liebe."

„Doch diese Frau hat Sie betrogen! sie hat Sie um eines Andern willen verlassen!"

„Ei! hatte sie diesen Andern nicht mir zu Liebe verlassen?"

„Mein Bruder, mein Bruder!"

„Was wollen Sie von mir?"

„Ich will Ihnen sagen, daß dies tolle Hoffnungen, sophistische Raisonnements sind."

„Es ist Alles, was Sie wollen, Herr Abbé, doch es ist so."

„Ah!" sagte Champmeslé, „ich fange an zu begreifen, daß man Sie für einen Narren hat erklären lassen."

„Und überzeugt, daß ich es nicht bin," erwiederte Bannière, „würden Sie dazu beitragen, mich hier alle dem Wahnsinn vorbehaltene Qualen erdulden zu lassen! Das wäre wenig christlich, Herr von Champmeslé, mein

Kamerad beim Theater von Avignon, mein Stellvertreter im Jesuitenkloster."

„Ah! ah! ärgern wir uns nicht!" erwiederte der gute Abbé empfindlich für diesen Vorwurf. „Ach! ich bin schwach, und wenn Sie so mit mir im Namen der Menschlichkeit sprechen, so führen Sie mich zu den Ideen dieser verkehrten Welt zurück; ich fühle mich gerührt."

„Oh! wenn Sie es nicht wären," rief Bannière, „Sie müßten von Stein sein, denn Sie sehen, ich, seitdem Sie da sind, seitdem ich Sie wiedererkannt, habe eine gewaltige Anstrengung gegen mich selbst gemacht."

„Welche?"

„Ah! glauben Sie denn, ich habe etwas Anderes im Kopfe, als den Wunsch, von hier wegzukommen? ich habe etwas Anderes im Munde, als diese Bitte? Sie werden mich hiebei unterstützen, nicht wahr?"

„Wie soll ich Sie hiebei unterstützen, mein Kind?"

„Sagen Sie mir, nun, da ich sehr vernünftig mit Ihnen gesprochen, sehr klar und entschieden auf alle Ihre Fragen geantwortet habe, sind Sie fest überzeugt, daß ich ungerecht hier bin?"

„Mir scheint, ja."

„Nun! das ist Alles, was ich verlange. Wenn Sie von hier weggehen, machen Sie dem Polizeilieutenant einen Besuch; gehen Sie zu den Richtern, die mich verurtheilt haben; sagen Sie ihnen, geben Sie ihnen die Versicherung, schwören Sie ihnen, ich sei vernünftig, ich sei nie ein Narr gewesen, und sie werden mich entlassen."

„Ich will es thun."

„Wann?"

„Heute noch."

„Gut."

„Das ist eine Pflicht für mich, und ich werde mich derselben entledigen."

„Ich danke."

„Doch ich befürchte . . .“

Champmeslé hielt inne.

„Was befürchten Sie?“

„Ich befürchte, daß dies nichts ändert.“

„Woran?“

„An Ihrer Lage.“

„Wie! die von einem Manne Ihres Standes gemachte Erklärung wird nichts an meiner Lage ändern?“

Champmeslé schaute aufmerksam umher, näherte sich Bannière und sagte zu ihm:

„Aber wissen Sie denn mit Sicherheit, daß Sie hier eingesperrt sind, weil Sie ein Narr sein sollen?“

„Ei! warum sollte man mich denn einsperren?“

„Oh! wegen eines Fehlers, wegen eines Verbrechens vielleicht.“

„Mein lieber Abbé,“ erwiederte Bannière, „ich habe wahrscheinlich eine große Anzahl von Fehlern begangen, was aber die Verbrechen betrifft, so hoffe ich, daß mich Gott nie in diesem Grade verlassen hat.“

„Mein Freund, alle Tage begeht man ein Verbrechen, ohne darum ein sehr großer Verbrecher zu sein. Sehen Sie Horatius, der seine Schwester tödtet: das ist ein sehr schönes Verbrechen; sehen Sie Orosmane, der Zaire tödtet: das ist ein nicht minder schönes Verbrechen, aus dem Gesichtspunkte der dramatischen Kunst.“

„Ich habe, Gott sei Dank, Niemand getödtet, mein lieber Abbé, und nicht nach Charenton bringt man die Mörder.“

„Sie täuschen sich.“

„Wie so?“

„Ihr Nachbar, zum Beispiel . . . nicht weiter, als von dieser Seite der Scheidewand zur andern von Ihnen entfernt . . . .“

„Nun?“

„Ihr Nachbar ist ebenso wenig Narr als Sie.“

„Was sagen Sie mir da?“

„Die Wahrheit. Und dennoch werde ich mich wohl hüten, hinzugehen und zu erklären, er sei kein Narr."

„Warum dies?"

„Weil er ein schändlicher Mörder ist, der ein armes Mädchen getödtet hat, das nur einer redlichen Handlung schuldig war."

Bannière bebte.

„Ei! was sagen Sie mir da?" rief er; „mein Nachbar? Sollte zufällig ..."

„Was?"

„Mein Gott! mehrere Male schien es mir, als erkennete ich in seiner Stimme eine, die ich schon gehört habe."

„Unmöglich!"

„Warum?"

„Er ist kein Franzose."

„Er ist ein Sardinier?"

„Woher wissen Sie das?"

„Er ist Marquis?"

„Ja."

„Und er heißt?"

„Mein Bruder, sein Name ist ein Geheimniß," antwortete Champmeslé.

„Ein Geheimniß, das ich Ihnen offenbaren will! Er heißt Marquis de la Torra! Und Sie sagen, er habe getödtet? Wen denn?"

„Eine Frau."

„Eine Frau, die er liebte?"

„Es scheint, daß er sie liebte, da er sie getödtet hat. Man tödtet nur aus zwei Gründen: weil man haßt oder weil man liebt."

„Und diese Frau hieß?"

„Diese Frau hieß Marion."

„Marion!" rief Bannière.

Dann, indem er sich anstrengte, um sich zu beherrschen, fragte er:

„Und weiß man, warum er die Arme getödtet hat?"

„Weil sie aus seinen Klauen einen hübschen jungen Mann gezogen hatte, der mit ihr abgereist ist und sie hernach schutzlos verlassen hat; dann ist dieser Unglückliche, dieser Elende der Armen begegnet und hat sie mit einem gewaltigen Degenstich ins Herz getödtet."

„Der Unglückliche, der Elende, das bin ich!" rief Bannière. Und er warf sich auf die Platten seines Käfichs und wälzte sich in Verzweiflung darauf.

„Wie dies?" fragte Champmeslé.

„Arme Marion, armes Mädchen!" rief Bannière, „ich habe sie getödtet! Verzeih' mir, Marion!"

Champmeslé schloß Banière in seine Arme und sprach zu ihm:

„Mäßigen Sie sich; nehmen Sie sich in Acht, man wird sagen, der Anfall sei bei Ihnen wiedergekommen."

„Oh! mein Vater, mein Vater!" schrie der unglückliche Bannière, „ich hatte Unrecht, wenn ich Ihnen sagte, ich habe nur Fehler begangen; ich habe ein Verbrechen begangen, das größte, das schlimmste der Verbrechen: ich habe gemordet!"

„Beruhigen Sie sich."

„Ich verdiene den Tod, mein Vater! überliefern Sie mich den Richtern, führen Sie mich zum Henker! ich, ich habe Marion ermordet!"

Doch bei diesen Worten, die er im Paroxysmus der Verzweiflung schrie, erscholl ein gewaltiges Kettengerassel begleitet von einem dumpfen Gebrülle in der anstoßenden Zelle.

„Wer," rief de la Torra, die Scheidewände und die Thüren erschütternd, „wer spricht denn von Marion? wer sagt denn: Ich habe Marion ermordet?"

„Ich, ich, Elender!" brüllte Bannière. „Meinen Degen! meinen Degen! man gebe mir meinen Degen! Du bist mir einmal entwischt, doch zum zweiten Male wirst Du mir nicht entwischen."

Und er fing an auf seiner Seite an die Scheidewand zu schlagen, wie la Torra auf der seinigen daran schlug.

Erschreckt durch den Einbruch dieses unerwarteten Sturmes, rief Champmeslé den Wärter, der beim Anblick dieser doppelten Wuth wieder aufmerksam geworden, stürzte aus der Zelle und sagte zu sich selbst, Vannière habe seine Narrheit, diese Narrheit sei eine wüthende Narrheit, und wenn man nicht mehr Narr sei, als er, so könne man nicht daran denken, ihn zur Vernunft zurückzurufen.

Und während der Unglückliche, von entsetzlichen Gewissensbissen heimgesucht, mit den Füßen und den Fäusten an die Scheidewand schlug, in der Hoffnung, den Marquis zu erwürgen, flüsterte der Wärter Champmeslé ins Ohr:

„Nun? was sagen Sie? Gestehen Sie, daß Sie ihn einen Augenblick für vernünftig gehalten haben.“

LXXIII.

Besser spät, als gar nicht.

Während der Abbé, weniger erschrocken, als enttäuscht, da er die Menschenliebe an einem des Mitgefühls würdigen Subjecte zu üben geglaubt hatte, entfloh; während Vannière, von einem wirklichen Schmerze ergriffen, den Kopf in seinen Händen, da lag, versunken in den erschrecklichen Gedanken, er sei die Ursache des Todes eines armen, unschuldigen Geschöpfes, das ihn geliebt; während la Torra, der beim Namen Marion in Wuth gerathen war und vielleicht die Stimme von Vannière wiederzuerkennen geglaubt hatte, wie Vannière die seinige zu erkennen geglaubt, die Scheidewand,

welche ihn von seinem Nachbar trennte, zu durchbrechen versuchte, öffnete sich das Gitter des Hofes, um Besuche einzulassen, welche dem Wächter ihre vom Minister unterzeichneten Erlaubnißscheine zeigten.

Diese zwei Besuche waren eine junge und schöne Frau, mit einer grauen Robe und einer rosa Mantille bekleidet, und ein Herr von sehr vornehmem Aussehen.

Beide fingen an die Zellen zu besichtigen, wie es der Abbé von Champmeslé zwei Stunden vorher gethan hatte.

Der Herr ging hin und her, hüpfte der Dame mit der grauen Robe und der rosa Mantille auf der Spur nach und überhäufte mit Fragen den Director, welcher sehr höflich und sehr geduldig, ohne Zweifel in Betracht des Ranges von dem, der ihn befragte, sogar den Fragen zuvorkam.

„Madame wünschte Narren zu sehen," hatte der Herr bei seinem Eintritte gesagt.

„Madame," hatte der Director erwiedert, „dort links sind solche; doch ich habe die Ehre, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie nicht sehr appetitlich sind."

„Sind es Liebesnarren?" fragte die Dame mit einer Stimme so sanft und so harmonisch, daß man hätte denken sollen, es sei ein Gesang.

„Ich glaube nicht," antwortete der Director.

„Ah! Teufel!" rief der vornehme Mann, „ich dachte, Sie wären besser verprovlantirt."

„Glauben Sie mir, daß ich in Verzweiflung bin, mein Herr."

„Ei! machen Sie das, wie Sie wollen, das geht uns nichts an; Sie halten Narren, Sie müssen folglich von allen Arten haben."

„Aber ..."

„Diese Dame braucht Liebesnarren, Sie müssen ihr solche zeigen."

„Befehl des Königs, nicht wahr, Herr Herzog?“ sagte lächelnd die junge Frau.

„Madame,“ erwiederte der Director, „glauben Sie mir, daß ich es innigst bedaure, doch wir haben in dieser Section nur einen Liebesnarren.“

„Ein Narr! Ah! vielleicht ist ein Narr noch besser, als eine Närrin. Zeigen Sie uns denselben.“

„No. 7, Madame.“

„Kann man sich ihm nähern?“ fragte die Dame, welche mittelst eines durch die Blätter ihres Fächers geworfenen verstohlenen Blickes den häßlichen Zustand der Mehrzahl der Narren dieser Zllen bemerkt hatte.

„Er ist angekleidet,“ antwortete der Director, „und wenn er nicht schön ist, so ist er wenigstens nicht empörend anzuschauen; nur ist er bösartig.“

„Oh! so bösartig er auch sein mag,“ entgegnete die Dame, „er wird mich durch dieses Gitter nicht beißen.“

„Gleichviel,“ versetzte der vornehme Mann, „nehmen Sie sich in Acht, Olympia, denn wenn Ihnen ein Unglück begegnete, wenn sich eine Schramme diesem reizenden Gesichte aufdrückte, — ich kenne Einen, der es mir nie verzeihen würde.“

„Oh! sprechen Sie mir nicht von dem Einen; Sie sind, wie mir scheint, schon strafbar genug, daß Sie mich hier vor der Thüre erwartet und sich, trotz der unter uns festgestellten Bedingungen, zu meinem Begleiter gemacht haben.“

„Schöne Olympia, ich bekenne mich als schuldig und neige mich in Demuth. Nähern wir uns indessen immerhin.“

Dieses ganze Gespräch hatte fünfzehn Schritte von der Zelle stattgefunden.

Olympia näherte sich.

Man sah auf ihrem schönen Gesichte, je näher sie hinzukam, immer mehr den schmerzlichen Eindruck, den

auf jedes mit Geist begabte Wesen der Anblick des betrübendsten Unglücks der Menschheit hervorbringt.

Olympia von Clèves, denn sie war es, stellte sich vor die Zelle und fragte mit jener religiösen Schüchternheit, welche alle edle Herzen großen Ansichten der lachenden oder der leidenden Natur gegenüber ergreift, so leise, daß der Director kaum ihre Frage hören konnte:

„Das ist ein Liebesnarr?"

„Ja, Madame."

Bannière verbarg seinen Kopf an der Wand, er war unempfindlich für Alles, was um ihn her vorging. Die entsetzliche Offenbarung, die ihm Champmeslé gemacht, hatte diese nervöse und zarte Natur vollends gelähmt.

Nach dem großen Getöse des Ausbruchs war das Stillschweigen gekommen. Nach dem Donner die Thränen.

Begraben in seinen beiden Armen, mit denen er sich die Ohren verstopfte und das Gesicht verschleierte, weinte Bannière bis zum Schluchzen.

„Mein Gott! man sollte glauben, er weine," sagte Olympia, indem sie neugierig den Kopf vorwärts streckte.

Und immer demselben Eindrucke unterworfen, sprach sie, je mehr sie sich dem unglücklichen Narren näherte, desto leiser.

„Oh! das begegnet ihm häufig," erwiederte der Wärter, der die Frage gehört hatte.

„Häufig?" versetzte Olympia: „armer Mensch!"

„Alle Narren weinen oder lachen viel," sagte der Director, der sich beim Wärter nach der Frage der Dame erkundigt hatte und artig darauf zu antworten sich beeiferte.

„Man hatte mir das Gegentheil versichert," sprach Olympia.

„Ich weiß nicht, ob es ein normaler Zustand ist; doch es ist wenigstens der Zustand von diesem."

„Er leidet also?"

„Die Narren lachen, ohne glücklich zu sein, und weinen, ohne zu leiden; übrigens will ich diesen trösten."

„Ah! thun Sie das."

Der Director näherte sich.

Olympia und der Herr blieben ein wenig zurück.

„Holla!" sagte der Director, „auf, mein Kamerad, Sie müssen nicht so weinen."

Bannière antwortete nicht; er weinte nur fortwährend, gerade als ob er nichts gehört hätte. Der Director rief:

„Was Teufels! drehen Sie sich ein wenig! Es ist eine schöne Dame hier, die Sie sehen will."

„Oh! mein Herr!" rief Olympia.

Doch ohne diesen Ausruf oder das Gefühl, das ihn eingegeben, zu begreifen, fuhr der Director fort:

„He! Numero 7, schauen Sie ein wenig diese Dame an, die Sie sehen will: es ist Julia, Ihre Julia, Ihre kleine Julia."

Bannière rührte sich nicht.

„Wer ist diese Julia?" fragte Olympia.

„Oh! wer weiß?" erwiederte der Director, „seine Geliebte ohne Zweifel."

„Was läßt Sie das vermuthen?"

„Als man ihn verhaftete, wiederholte er unablässig: „„Laßt mich los. Ich will ankommen, ehe Julia vom Theater weggeht. Julia! oh! Julia!""

„Armer Junge!"

Bannière rührte sich so wenig als ein Weichstein.

„Oh! wenn ich alle Verse wüßte, die er recitirte, und in denen der Name Julia immer wieder vorkommt!" sagte der Director.

„Ja, doch Sie wissen sie nicht, und ich auch nicht," versetzte Pecquigny. „Der Teufel soll den Halsstarrigen holen! Madame wollte sein Gesicht sehen und seine Stimme hören."

„Ist er jung?" fragte Olympia.

„Oh! ja, Madame, ungefähr sechs und zwanzig Jahre.“

„Sechs und zwanzig Jahre,“ wiederholte Olympia traurig. „Und in welchen Umständen war er?“

„Oh! in guten Umständen, wie es scheint. Die Leute, welche ihn verhaftet, behaupteten, sie haben einen Ring, der wenigstens hundert Pistolen werth gewesen, an seinem Finger gesehen.“

„Und diesen Ring hat man ihm gelassen?“

„Er ist verschwunden.“

„Wo hat man ihn verhaftet?“

„Unter dem Vestibule der Comédie = Française, wo er eindringen wollte, ohne zu bezahlen.“

„Ist das schon lange her?“

„Etwa vierzehn Tage. Es war bei Gelegenheit der Debuts einer neuen, wie es scheint, sehr berühmten Schauspielerin.“

„Was sagen Sie dazu?“ fragte Pecquigny. „Wenn dieser junge Mann Ihretwegen ein Liebesnarr geworden wäre?“

„Heiße ich Julia?“ versetzte Olympia.

Und sie wandte sich wieder gegen den Director um, denn sie fing an ein wahres Interesse an dem Unglücklichen zu nehmen, und fragte weiter:

„Und wie ist sein Aeußeres?“

„Er ist nicht zu häßlich,“ erwiederte der Director, „und wenn ihn Madame sehen will ...“

„In seiner gegenwärtigen Stellung ist es nicht möglich, sein Gesicht zu unterscheiden,“ sagte der Herzog.

„Oh! da läßt sich helfen,“ erwiederte der Director, „ich will ihn seine Stellung verändern machen.“

Dann sich umwendend:

„Holla, Wärter! gebt mir die Pieke.“

Unempfindlich, überdies an diesen Befehl gewöhnt, reichte der Wärter sogleich dem Director eine hörnerne Pieke mit langem hölzernen Schafte.

„Was wollen Sie hiermit machen?" fragte Olympia mit einer gewissen Angst.

„Ich will ihn stechen," antwortete ruhig der Director.

„Das wird ihm wehe thun."

„Ich hoffe es, Madame, und da es ihm wehe thun wird, so wird er sich umdrehen."

„Das ist gräßlich!" sagte Olympia, die ihr Gesicht in ihren beiden Händen verbarg. „Oh! ich will nicht! ich will nicht!"

Und sie murmelte diese Worte, während sie den Herzog von diesem verfluchten Orte fortzuziehen suchte.

„Aber," versetzte ruhig Pecquigny, „aber wenn das die einzige Art ist, zu machen, daß Sie das Gesicht dieses Halsstarrigen sehen, warum sollten Sie es ausschlagen?"

Mittlerweile hatte der Director gestochen.

Bannière rührte sich nicht.

Der Director stach abermals.

Dasselbe Stillschweigen und dieselbe Unbeweglichkeit.

Die Seele lebte nicht mehr in diesem Körper: es blieb darin nur die Verzweiflung lebendig.

„Mein Gott! genug! genug," sagte Olympia; „Sie sehen wohl, daß er sich nicht umdrehen will."

„Oh! Madame, lassen Sie sich hiedurch nicht beunruhigen," sagte der Director; „ich habe Leute hier, die man mit einem glühenden Eisen zeichnen könnte, ohne ihr Lächeln zu unterbrechen."

Und er stach aufs Neue.

„Genug! sage ich Ihnen," rief Olympia; „genug, mein Herr. Man soll diesen Unglücklichen nicht leiden lassen. Will er hartnäckig verborgen bleiben, so bleibe er verborgen. Verflucht sei die Neugierde, die einen armen Liebesnarren einen Schmerz kosten würde."

Bei diesen Worten, den einzigen, welche Olympia laut genug gesprochen, daß sie der Gefangene hörte, erwachte der Narr, der Todte, der Unempfindliche, hob den

Kopf empor, strich seine langen Haare aus dem Gesichte und ließ einen kalten, erstaunten Blick, dem eines Tigers im Käfich ähnlich, umherlaufen.

Als seine Augen Olympia trafen, entzündete sich der Blitz darin, er sprang auf und packte die Gitterstangen mit einem gräßlichen Schrei, mit dem gräßlichsten, der je in dieser Hölle ertönt hatte.

Sein Mund öffnete sich, um einen Namen hinaus zu lassen, und blieb offen, verzerrt, vertrocknet, ohne daß der zu starke, zu reiche Gedanke mit einem einzigen Worte durchkommen konnte.

Dann sank er wieder niedergeschmettert von seiner ganzen Höhe zu Boden, während Olympia, verwirrt, keuchend, an dieser Bewegung, an diesem Schrei, an dieser Angst hängend, Olympia, die Bannière erkannt hatte, bis in die Mitte des Hofes zurückwich.

Bannière streckte sich auf den Platten aus, auf denen sein träger Körper wie ein Leichnam dröhnte.

„Nun! sehen Sie," sagte zu Pecquigny der triumphirende Director, „sehen Sie, wie ich ihn gezwungen habe, Madame sein Gesicht zu zeigen?"

„Warum ist er aber so in Ohnmacht gefallen?" fragte Pecquigny.

„Oh! fragen Sie die Narren nach dem Grunde von dem, was sie thun. Sie begreifen wohl, wenn sie Ihnen den Grund angeben würden, so wären sie keine Narren mehr. Und dann," fügte er bei, „das ist ein Liebesnarr, und Madame ist schön."

„Herzog! Herzog!" rief Olympia, „im Namen des Himmels! kommen Sie! kommen Sie!"

Und sie zog Pecquigny fort und verließ diesen Ort der Verzweiflung, ein schmerzliches Gebet murmelnd.

Als sie zu Hause ankam, mußte man sie zu Bette bringen. Die ganze Nacht delirirte sie.

Dieses Delirium besänftigte sich erst am andern Morgen, nachdem sie einen Entschluß gefaßt und den Befehl, einen Fiacre vorfahren zu lassen, gegeben hatte.

Sie stieg ein, und Alles, was man hören konnte, war, daß sie dem Kutscher zum Minister von Paris zu fahren befahl.

Was man damals den Minister von Paris nannte, entsprach dem, was man später den Minister des Innern nannte.

LXXIV.

Wo Bannière dem Abbé beweist, daß er nicht so sehr Narr ist, als es den Anschein hat.

Ohne Zweifel hatte der arme Bannière seinerseits auch einen Entschluß gefaßt, denn am andern Tage gegen eilf Uhr Morgens war er so ruhig und so vernünftig, als wir ihn krampfhaft und bewegt gesehen haben.

Er hatte es sogar, so weit ihm dies möglich gewesen, versucht, ein wenig Toilette zu machen.

Nicht als hätte er Olympia wiederzusehen gehofft, in einer solchen Eitelkeit wiegte er sich nicht einen Augenblick: doch in Ermangelung der Geliebten rechnete er darauf, daß er den Freund wiedersehen werde, — in Ermangelung von Olympia Champmeslé.

Der Abbé war seinerseits sehr bewegt nach Hause zurückgekehrt. Nachdem er einen Augenblick geglaubt, sein Schützling sei der Vernünftigste von allen Narren von Charenton, fing er an zu befürchten, er sei der Wahnsinnigste derselben.

Er brachte die Nacht damit zu, daß er von dem seltsamen Abenteuer träumte, das Bannière nach Charenton als Narren und ihn eben dahin als Abbé führte.

Unter allen diesen Träumen hatte er sich eine Menge von Raisonnements gemacht. Eine Milderung für einen unverbesserlichen Menschen fordern, hieß beim ersten Auftreten sich der Gefahr aussetzen, sein Ansehen zu verlieren.

Dem Abbé lag daran, als guter Christ und zugleich als Mann von Geist aufzutreten.

Er wollte seine Kräfte nützlich anwenden und nie seine Empfehlung compromittiren.

Das war der Hauptpunkt der Theorie seiner Gesellschaft; man hatte ihm vorgeschrieben, sich danach zu richten.

Indessen faßte Champmeslé in seinem Innern den Entschluß, wenn Bannière nur ein Funke von Vernunft bleibe, so werde er ihm einen Brand aus diesem Funken machen.

Man muß sagen, daß ihn Bannière, sehr ruhig, sehr ausgeruht, sehr entschlossen, seltsam hiebei unterstützte.

Sobald Bannière den Abbé erblickte, rief er in der That:

„Ah! lieber Abbé! oh! Herr von Champmeslé, Sie sind da! verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen gestern so sehr bange gemacht habe.“

„Es ist wahr, mein lieber Bannière . . .“ versetzte der Abbé.

„Ja, Sie haben mich verlassen, weil Sie mich für wahnsinnig hielten,“ unterbrach ihn Bannière.

„Ich war doch so gut für Sie gesinnt, mein armes Kind.“

„Oh! seien Sie unbesorgt, ich bin entschlossen, diese gute Gesinnung wieder für mich zu gewinnen.“

Der Abbé machte große Augen.

„Ja,“ fuhr Bannière fort, „Sie zweifeln, weil Sie mich von einer Art von Wahnwitz befallen werden sahen.“

„Eine Art von Wahnwitz!“ sagte Champmeslé;

„Sie sind sehr gut; mir scheint, das war ein wirklicher Anfall von Wahnsinn!“

„Nun wohl! darin täuschen Sie sich, mein lieber Abbé: was Sie für Wahnsinn hielten, waren Gewissensbisse.“

„Gewissensbisse! Sie? man bekommt nur Gewissensbisse, wenn man ein Verbrechen begangen hat, und Sie sagten mir gestern einen Augenblick vorher, Gott habe gestattet, daß Sie sich nur Fehler vorzuwerfen brauchen.“

„Ach! mein Vater,“ sprach Bannière, indem er die Augen zum Himmel aufschlug, „man hat oft ein Verbrechen begangen, ohne es zu vermuthen.“

„Dann ist man nicht schuldig.“

„Mein lieber Abbé, nur Sie können meine Zweifel über diesen Gegenstand lösen; doch in jedem Fall, mag ich ein Verbrecher sein oder keiner sein, will ich ein gutes Ende machen.“

„Ah! vortrefflich!“ rief Champmeslé, „das heiße ich sprechen.“

„In jedem Fall werde ich nicht mehr zum Theater zurückkehren.“

„Wahrhaftig!“ sagte Champmeslé strahlend.

„Ich werde Olympia nicht wiedersehen.“

„Ihr Wort?“

„Wozu sie wiedersehen, da sie mich nicht mehr liebt?“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich habe sie wiedergesehen.“

„Wann?“

„Gestern.“

„Im Traume?“

„Nein, in Wirklichkeit.“

„Gut! Ihre Narrheit erfaßt sie wieder.“

„Nein! Befürchten Sie nichts, und wenn Sie glauben, ich sei ein Narr, fragen Sie den Wärter, ob gestern nicht eine Dame gekommen sei, um mich zu sehen.“

„In der That, als ich die Anstalt verließ, trat eine Frau hier ein.“

„In grauem Kleide?“

„Ja.“

„Mit einer rosenfarbenen Mantille?“

„Ich glaube, ja.“

„Wie! Sie glauben ja?“

„Allerdings, als ich die Frau sah, schlug ich die Augen nieder.“

„Das ist ärgerlich, denn Sie hätten sie erkannt.“

„Sie war nicht allein,“ bemerkte schüchtern Champmeslé.

„Ich weiß es wohl: sie hatte einen großen Herrn am Arm. Nun! diese Frau war Olympia.“

„Und dieser Besuch?“

„Dieser Besuch, Abbé, hat mich zum unglücklichsten Menschen gemacht.“

„Warum?“

„Weil mir dieser Besuch ein Beweis von der Grausamkeit ihres Herzens gewesen ist.“

„Sie wußte also, daß Sie hier waren?“

„Sie wußte es nicht, wenigstens wie es scheint.“

„Und sie ist an Ihnen vorübergegangen, ohne Sie zu erkennen?“

„Sie hat mich im Gegentheil erkannt.“

„Wahrhaftig! Und was hat sie Ihnen gesagt?“

„Nichts. Ich bin in Ohnmacht gefallen, und sie ist verschwunden aus Furcht, sich zu compromittiren.“

Der Abbé schüttelte den Kopf.

„Ah!“ sprach er, „wenn das, was Sie sagen, wahr ist . . .“

„Die strenge Wahrheit, Abbé.“

„Das ist nicht schön, und man hat Recht, wenn man sagt, das Weib sei das Verderben des Mannes.“

„Sie finden das also garstig?“

„Es ist abscheulich!“

„Wohl denn . . .“

„Sie sind also geheilt?“

„Völlig.“

„Sie geben mir die Versicherung?“

„Ich schwöre es Ihnen.“

„Welchen Beweis werden Sie mir von Ihrer Heilung geben?“

„Oh! Herr Abbé, erinnern Sie sich, daß man dem heiligen Thomas seine Ungläubigkeit zum Vorwurf gemacht hat.“

„Gleichviel; um meiner selbst willen wäre ich glücklich, wenn Sie mich in Betreff der Rückfälle beruhigen würden.“

„Schauen Sie mich an: sehen Sie meine Kälte, berühren Sie meine Hand, befühlen Sie mein Herz; kein Puls mehr, kein Schlag mehr. Alles ist todt, ausgenommen für die Reue.“

„Wohl! mein Freund,“ sagte Champmeslé, „Sie sind nun so, wie ich Sie wünschte. Sie fühlen also nichts mehr für diese Frau?“

„Nichts mehr.“

„Kein Hinstreben zu diesem unglücklichen Theaterleben, das der Weg ist, auf dem die meisten Menschen in ihr Verderben rennen?“

„Um mich dahin zurückkehren zu machen, wäre jetzt ein Befehl des Königs nöthig.“

„Gut! immer besser.“

„Und ich will Ihnen sogar einen Beweis hievon geben.“

„Welchen?“

„Ah! einen wahren Beweis.“

„Thun Sie es.“

Bannière zog aus seiner Tasche, aus dem Futter seines Rockes, aus seiner Haut, man weiß nicht, aus was, einen herrlichen Ring, so herrlich, daß Champmeslé einen Ausruf des Erstaunens von sich gab.

Es war der Ring, den Herr von Mailly Olympia geschenkt, den Bannière an den Juden Jacob ver-

kauft, um mit dem Preise zu spielen, den d'Hoirac dem Juden wieder abgekauft und der Catalane geschenkt, und den endlich er, Bannière, ehe er Lyon verlassen, um Olympia nachzusetzen, der Catalane vom Finger gerissen, wogegen er ihr eine Hand voll Gold ins Gesicht geworfen hatte.

„Und woher haben Sie ein solches Kleinod, mein Sohn?“ fragte Champmeslé.

„Von ihr.“

„Nun?“

„Nun! das ist der Talisman, der mich an sie fesselte; ich trenne mich von ihm.“

„Sie trennen sich von ihm?“

„Ja; und der Beweis ist, daß ich Sie bitte, ihn mir aufzubewahren.“

„Ihnen diesen Ring aufzubewahren?

„Allerdings; nur werden Sie ihn an ihrem Finger aufbewahren, damit er nicht verloren geht.“

„Ein armer Abbé kann keinen solchen Ring an seinem Finger tragen.“

„Warum nicht?“

„Weil das ein Juwel von mehr als zwei hundert Pistolen ist.“

„Sie werden sagen, es sei ein anvertrautes Kleinod.“

„Aber ...“

„Ich bitte Sie darum, ich flehe Sie an, mein lieber Abbé.“

„Wohlan,“ sprach der Abbé, „da Sie es wollen.“

Und er ließ sich den Ring an den Finger stecken.

„Nun, mein lieber Abbé,“ sagte Bannière; „nun werden Sie mir erlauben, daß ich mich sammle, nicht wahr?“

„Wozu?“

„Um mich zu einer Generalbeichte vorzubereiten.“

„Sie wollen beichten?“ rief Champmeslé entzückt.

„Ich will es.“

„Und wann dies?“

„So bald als möglich.“

„Auf der Stelle also.“

„Nein, heute Abend; ich brauche nicht weniger, als zwölf Stunden, um mich vorzubereiten.“

„Am Abend pflegt man aber die Narren nicht zu besuchen.“

„Einmal bin ich kein Narr.“

„Das ist wahr.“

„Und dann, in Ihrer Eigenschaft als Geistlicher.“

„Ich werde es verlangen.“

„Heute Abend also, mein lieber Abbé.“

„Haben Sie mir bis dahin etwas zu empfehlen?“

„Ah! ja, in Betreff meines Brodes: man gibt mir zu viel Kruste und nicht genug Krume.“

„Ich werde Ihnen von meinem Brode schicken.“

„Sie wohnen also im Hause?“

„Ja.“

„Meinen Dank! Ich zähle auf Ihr Versprechen.“

„Seien Sie unbesorgt.“

„Das Brod im Verlaufe des Tages?“

„Das Brod sogleich.“

„Und Sie?“

„Und ich heute Abend.“

„Ich sehe, daß noch nicht alle Hoffnung verloren ist.“

„Bereiten Sie sich also vor.“

„Seien Sie ruhig.“

„Heute Abend.“

Zehn Minuten nach dem Abgange des Abbé aus der Zelle von Bannière streckte der Wärter durch das Gitter des Gefangenen ein schönes, weißes Brod, das er für sich selbst zu behalten große Lust hatte.

Wer Bannière hätte sein Mahl machen sehen, und sich beim Abbé darüber, daß man ihm zu viel Kruste und nicht genug Krume gebe, hätte beklagen hören, würde vergebens die Worte des Gefangenen mit seinen Handlungen in Einklang zu bringen gesucht haben,

denn von dem Brode, das ihm Champmeslé geschickt, aß er die ganze Kruste und behielt nur die Krume.

Dann versank er in eine so tiefe Träumerei, daß Einer, der seine frommen Absichten für den Abend gekannt haben würde, hätte glauben können, er halte seine Gewissensprüfung.

Es wurde Nacht; mit der Nacht erfaßte Bannière die Aufregung wieder: er ging von den Gittern seiner Zelle zu der Thüre und schaute mit Befriedigung zu, wie der Hof immer einsamer wurde. Um acht Uhr schlossen sich die Thüren.

Sobald die Thüren geschlossen waren, fand nur noch eine Runde um Mitternacht und eine um sechs Uhr Morgens statt.

Zehn Minuten, nachdem man die Thüre des Hofes geschlossen, wurde die der Zelle von Bannière geöffnet, und Champmeslé trat ein.

Der Schemel von Bannière stand in der dunkelsten Ecke der Zelle bereit. Der Gefangene führte Champmeslé dahin und ließ ihn darauf sitzen.

Dann kniete er vor ihn und begann seine Beichte.

Seine Beichte war nichts Anderes als die Erzählung seiner Flucht von Lyon, die Art, wie er den Marquis de la Torra getroffen, und die, wie die Spielpartie sich gebildet hatte; er erzählte, wie er, nachdem er verloren, von Marion darauf aufmerksam gemacht worden war, daß man ihn betrogen habe, wie er mit ihr entflohen, und wie sie sich getrennt; dann, als er zu dem Tode des armen Kindes kam, brauchte er sich nicht zu verstellen, und er weinte ächte Thränen.

Da begriff Champmeslé, warum sich Bannière so grausam angeklagt, daß er der Mörder von Marion sei, da er ihr in Wirklichkeit, ohne die That selbst vollbracht zu haben, den Tod durch die Hand von la Torra gegeben hatte.

Mitten unter Allem dem war jedoch Bannière so wenig schuldig, daß Champmeslé nicht zögerte, ihn zu trösten.

Aber Bannière wollte nichtsdestoweniger auf den Knieen bleiben.

„Nun, mein lieber Abbé,“ sagte er, „nun bleibt uns nur noch ein Punkt festzustellen.“

„Welcher?“

„Wie ich von hier wegkommen werde.“

„Von hier wegkommen?“

„Allerdings! wohl will ich Buße thun, doch nicht in einem Narrenhause; wohl will ich den Himmel verdienen, doch auf einem andern Wege, als auf dem von Charenton. Charenton, das sage ich Ihnen, führt ganz gerade, nicht in den Himmel, sondern in die Hölle.“

„Ja, ich gebe es zu,“ erwiederte Champmeslé, „die Sache ist hart, und besser wäre es anderswo, als hier; doch wie hinauskommen?“

„Können Sie mir nicht einen Auslaßschein unterzeichnen, mein guter Abbé?“

„Unmöglich, mein liebes Kind.“

„Warum?“

„Weil ich nicht der Director des Hauses bin.“

„Nein; doch Sie sind der Geistliche desselben.“

„Ein Geistlicher hat nur die Seelsorge.“

„Ein Geistlicher ist sich seinen Bußfertigen schuldig; Sie wissen, daß ich unglücklich bin, und sind sich mir schuldig.“

„Bis zu gewissen Grenzen.“

„Bis zu den Grenzen des Gartens.“

Champmeslé war so betäubt, daß er eine Bewegung machte, um aufzustehen, aber Bannière hielt ihn sanft auf seinem Schemel zurück.

„Der Garten! und Sie würden entweichen! aber, Unglücklicher! und das Gitter Ihres Käfichs und das Gitter Ihrer Thüre?“

„Sie werden sagen, meine Tollheit besänftige sich sehr, und damit sie sich gänzlich besänftige, sei mir der Spaziergang nothwendig.“

„Man wird es mir abschlagen.“

„Dann werden Sie mir meinen Käfich öffnen.“

„Habe ich den Schlüssel?“

Vannière drückte sanft und auf eine flehende Art den Abbé.

„Nein,“ sagte er, „doch Sie haben eine Feile.“

„Eine Feile?“

„Allerdings! Eine Feile ist viel besser als ein Schlüssel; mit einem Schlüssel bekennen Sie sich als meinen Mitschuldigen; mit einer Feile arbeite ich allein.“

„Aber Sie wissen,“ entgegnete Champmeslé, schon in seiner Ueberzeugung erschüttert, „Sie wissen, daß nach diesem Hofe ein sehr abschüssiges Dach kommt?“

„Ich habe Füße.“

„Schildwachen?“

„Ich habe Hände und Füße.“

Der Abbé schüttelte den Kopf.

Vannière, so finster war die Nacht, errieth mehr diese Bewegung, als daß er sie sah.

„Hören Sie,“ sagte er, „Sie sind mein Freund oder sind es nicht.“

„Freund bis auf die Entweichung ausschließlich.“

„Dann will ich Ihnen die Frage auf eine bestimmtere Art stellen.“

Der Abbé bebte.

Er fühlte in der entschlossenen, vibrirenden Betonung der Worte des Gefangenen etwas Seltsames, etwas Trockenes, Drohendes, was nicht gemacht war, um zu beruhigen.

Doch der Abbé blieb unerschrocken.

„Meine Stärke wird mir von oben kommen,“ sagte er zu sich selbst.

„Wollen Sie oder wollen Sie nicht mir von hier wegkommen helfen?“ sagte Vannière.

„Mein Gewissen verbietet es mir,“ antwortete Champmeslé.

Vannière dachte einen Augenblick nach.

„Gut,“ sagte er.

Und er richtete sich wieder auf seinen Knieen zurecht und sprach mit seinem demüthigsten Tone:

„Nun, mein lieber Abbé, da Sie mir die Freiheit, diesen kostbaren Schatz, verweigern, den Sie mir mit einem Zeichen schon heute Abend geben würden, geben Sie mir wenigstens den Anschein, den Schatten, den Rauch der Freiheit."

„Oh! was das betrifft, mit Vergnügen," rief Champmeslé.

„Was kommt nach meiner Thüre?" fragte Vanniére.

„Eine Flur."

„Sehen Sie, was die Einbildungskraft ist! ich athme schon. Und nach der Flur?"

„Das Pförtchen der Wärter."

„Sehr gut! und dann?"

„Die große Treppe."

„Ja, ich erinnere mich. Und hernach?"

„Die kleine Thüre, durch welche ich aus dem Inneren des Gefängnisses zu mir zurückkehre."

„Zu Ihnen?"

„Ja, in meine Pfarrwohnung, welche einer ter Eingangspavillons ist."

„Ein freier Pavillon?"

„Vollkommen frei."

„Geht auf die Straße?"

„Nur durch Fenster."

„Vergittert?"

„Auch frei."

„Sehr gut! mein lieber Abbé, ich danke Ihnen."

Und nach diesen kräftig betonten Worten sprang Bannière auf Champmeslé zu und drückte ihm auf den Mund alle Krume seines Brodes. Diese Krume befestigte er auf den Lippen des Abbé mit seinem Sacktuch, das er in Form eines Knebels knüpfte.

Dann band er den Abbé an das Gitter seiner

Zelle mit Streifen seiner Decke an, die er zum Voraus zerrissen hatte.

Hierauf zog er dem guten Geistlichen seine Kleider mit derselben Geschicklichkeit vom Leibe, mit der ein Affe eine grüne Nuß schält, leerte seine Taschen, nahm zwei Thaler daraus, die er in die seinigen steckte, und sagte zu Champmeslé:

„Seien Sie ruhig, Abbé, ich werde Ihnen Ihre zwei Thaler wieder bringen, wenn ich von Ihnen meinen Ring und Ihre Protection zurückfordere."

Da sich überdies in der Tasche des Abbé eine Scheere fand, so schnitt er sich die Haare und den Bart ab.

Dann zog er die Kleider an, bedeckte sich mit dem Hute und verließ Champmeslé vollkommen unkenntlich.

Wornach er, ohne nur ein Wort zu sagen, ohne sich um den würdigen Mann zu bekümmern, der diese Behandlung ohne einen Seufzer auszustoßen, erduldete, dreimal an die Thüre klopfte, welche der Wärter sogleich öffnete, indem er sich nach der Gewohnheit verbeugte, um den Abbé vorbeigehen zu lassen.

Bannière warf sich in die Brust, erreichte mit großen Schritten die Flur, dann die Treppe, schob sich endlich durch die kleine Thüre und verschwand, ehe der wackere Champmeslé, der sich im Grunde nicht zu sehr gegen das Abenteuer sträubte, die leichteste Bewegung gemacht hatte, um die Brodkrume zurückzustoßen, die er mit einer ganz brüderlichen Gefälligkeit kaute.

Champmeslé ließ eine starke Viertelstunde in dieser Verkostung der Angstbirne *) verlaufen, und dann dachte er, wenn Bannière während einer Viertelstunde nicht entflohen, so sei er ein dummes Thier, gut für die Käfiche, und er fing an zu krächzen, am Gitter zu rütteln und mit dem Fuß auf die Platten zu stoßen.

---

*) Früher wurde ein Knebelwerkzeug so genannt.

Da dieser Lärm nicht die ganze wünschenswerthe Wirkung hervorbrachte, so machte sich Champmeslé geschickt einen Mundwinkel frei und schrie um Hülfe.

Man lief herbei, man öffnete, man fand den guten Geistlichen geknebelt wie ein Kalb und gerupft wie eine Taube.

Er erklärte die Gewaltthätigkeiten des Narren und schloß, derjenige, welcher einen Plan mit einer solchen Kühnheit fasse, sei vielleicht nicht so sehr Narr.

Die erste Bewegung der Wärter und des Directors war das Erstaunen.

Sie kreuzten sich die Arme und hoben sie sodann zum Himmel empor. Die zweite Bewegung war, Bannière nachzusetzen.

Aber sie bemerkten, daß mit den zwei Thalern, die er vom würdigen Abbé entlehnte, der Flüchtling einen Fiacre zwanzig Schritte vom Hause genommen, und daß dieser Fiacre auf der Straße von dem Augenblick an geflogen sei, wo er den falschen Abbé entführt habe.

Der Director ließ Pferde satteln und holte den Fiacre bei der Barrière ein.

Er war leer.

Errathend, er würde verfolgt werden, war Bannière auf dem halben Wege ausgestiegen.

Er hatte sich unmittelbar in einem Boote über das Wasser setzen lassen. Man folgte dem Boote.

Jenseits des Wassers hatte Bannière wieder einen Fiacre genommen. Diesmal fand sich nichts mehr.

Das ganze Haus war im Aufruhr bis am andern Tag, und diese wunderbare Entweichung wurde mehr als hundertmal vom Abbé erzählt, der, von Jedermann über die Einzelheiten befragt, wie Aeneas sagen konnte:

Et quorum pars magna fuit.

Am andern Tag, gegen Mittag, fuhr ein Wagen vom schönsten Ansehen in den großen Hof von Charenton.

Eine Frau stieg aus, diesmal allein: es war abermals Olympia.

Sie lief mehr, als sie ging, nach dem Bureau des Directors, den sie um eine Audienz bitten ließ.

Als sie den Hof durchschritt, wurde sie sehr ehrerbietig, einmal wegen ihrer Schönheit und sodann wegen ihres prächtigen Wagens, von zwei Officianten der Prevoté begrüßt, die Papiere denen ähnlich in der Hand hielten, welche die Polizeileute immer für ihre Verhaftungen haben.

Olympia gab kaum Achtung auf diese zwei Officianten, so große Eile hatte sie, zum Director zu kommen. Kaum eingetreten, fragte sie auch:

„Mein Herr, wie geht es dem Gefangenen, den ich gestern gesehen habe, dem Narren?"

„Madame interessirt sich für einen Narren?" versetzte der Director.

„Wie, mein Herr," rief Olympia, „ich habe nicht die Ehre, von Ihnen erkannt zu werden?"

„Ah! es ist wahr," sagte der Director, indem er sich verbeugte, „Madame ist gestern hier gewesen . . ."

„Mit dem Herrn Herzog von Pecquigny."

„Hat den Numero 7 gesehen," sprach der Director. der sich beim Namen des Herzogs noch tiefer verbeugte.

„Ganz richtig."

„Nun! Madame wird ihn heute nicht sehen, und zwar zu meinem großen Bedauern."

„Und warum werde ich ihn nicht sehen, mein Herr?"

„Weil das ganz einfach unmöglich ist."

Olympia glaubte, man könne den Gefangenen nicht ohne Erlaubniß sehen, zog ein Papier aus der Tasche und sagte:

„Befehl des Königs!"

„Wozu, Madame?"

„Um Herrn Bannière, der in den Registern des

Hauses unter Numero 7 der steinernen Gallerie eingeschrieben ist, auf der Stelle in Freiheit zu setzen."

Der Director erbleichte.

„Nun! mein Herr," fügte Olympia bei, „Sie zögern vor einem Befehle des Königs?"

„Nein, Madame, ich zögere nicht, doch kennen Sie das Sprüchwort?"

„Welches Sprüchwort?"

„Wo nichts ist, da hat der König sein Recht verloren."

„Wie so?"

„Madame, der Narr, den Sie heute reclamiren, ist nicht mehr hier."

„Wie, er ist nicht mehr hier?"

„Nein, er ist gestern Abend entflohen, und es war unmöglich, wieder seiner habhaft zu werden."

Olympia stieß einen Schrei aus und ließ das unnütz gewordene Papier fallen.

„Aber wie ist denn das geschehen?" fragte sie.

Der Director erzählte die Entweichung mit allen ihren einzelnen Umständen.

„Und Sie sagen, man wisse nicht, was aus ihm geworden?" sprach Olympia.

„Durchaus nicht; doch wenn Sie Einen kennen, der mit ihm Verdruß hat, benachrichtigen Sie diese Person, daß er an dem Tage, wo er denjenigen, welchen er grollt, begegnet, Unheil anrichten werde."

Olympia bebte.

„Gut," sagte sie, „ich danke, mein Herr."

Und sie wandte sich nach der Thüre.

„Sie vergessen Ihren Befehl des Königs, Madame," sagte der Director.

Olympia hob das Papier auf und entfernte sich ganz bestürzt.

„O mein Gott!" murmelte sie, „es steht also geschrieben, daß Alles für ihn eine schlechte Wendung

nehmen wird! Ich habe mir so viel Mühe gegeben, so viel Sorge angewendet, um diesen Unglücklichen zu retten; es sind so viele Protectoren für den armen Narren in Bewegung gesetzt worden! und sein Unstern widersetzt sich allen meinen guten Absichten Er ist entschieden geboren, um zu leiden und leiden zu machen. Oh! armer Bannière! es wird mir nicht einmal der Trost zu Theil, ihm zu beweisen, daß ich keine Frau ohne Herz gewesen bin! Ich habe nicht einmal das Glück, ihm zu sagen: ‚Sie sind frei durch mich!' Frei! Er ist frei durch sich selbst, das ist noch besser! und er wird die Freude haben, Niemand Dank schuldig zu sein! Frei! Diese gefesselte Wuth ist frei! diese ganze während seiner Gefangenschaft angehäufte Wuth breitet sich auf meinen Wegen aus und bedroht mich. Guter Gott! wer weiß, was er aus mir machen wird, wenn er mich trifft!"

Olympia schauerte bei dem Gedanken, Bannière könnte ihr übel wollen.

„Muß ich," dachte sie, „muß ich mich entschließen, jeden Wagen zu belauern, jeden Straßenwinkel zu erforschen, in jedem Mantel einen Feind, in jedem Besuche einen Mörder zu sehen? Muß ich Klage führen beim Polizeilieutenant im Falle, daß das Leben von Herrn von Mailly bedroht wäre?"

Was ihr eigenes Leben betrifft, so brachte es Olympia großmüthig zum Opfer.

Mehr noch, mit jener heldenmüthigen Leichtigkeit, mit der die Frauen die Ritterlichkeit der Leidenschaften suchen, stellte sich Olympia die Wuthscene vor, die ihr der irrsinnige Bannière, mit einem Messer in der Hand auf sie losstürzend, machen würde.

Sie kam mit dem Fieber des Schreckens und der Angst nach Hause.

Und sie hatte den Muth, Herrn von Mailly, der sie über ihre Blässe und ihr nervöses Zittern befragte, zuzulächeln.

Der Graf, der den Besuch von Herrn von Pecquigny erfahren hatte, wollte lieber dem Herzog die Unruhe seiner Geliebten zuschreiben, als die wahre Ursache davon erforschen.

Es war ihm überdies nicht unangenehm, eine Beschwerde mehr gegen Pecquigny zu haben.

Und er antwortete durch sein Schmollen auf die ängstliche Befangenheit von Olympia.

„Gut," sagte er, „ich bin nun unterrichtet und werde ihr das erste Mal, wo sie ausgehen wird, folgen lassen."

Ach! wie alle besorgte und eifersüchtige Liebhaber war Mailly ganz und gar nicht unterrichtet: in der Verfolgung einer scheinbaren Gefahr begriffen, sah er nicht ein, wo die wirkliche Gefahr war.

Olympia aber schlief von diesem Augenblick an nicht mehr; alle ihre Gedanken fielen glühend und neugierig auf diesen Menschen, den Einzigen, den sie je geliebt, auf diesen Bannière, den sie seit mehreren Monaten nicht in ihr Gedächtniß zurückzurufen gewagt hatte, weil sie ihn für untreu mit der Catalane oder für gänzlich entwürdigt hielt.

Er war etwas ganz Anderes, er war Liebesnarr.

„Liebesnarr!" wiederholte sie. „Oh! man wird nicht närrisch aus Liebe für die Catalane!"

Und Olympia erinnerte sich hundertmal im Tage der männlichen und furchtbaren Schönheit des jungen Mannes, des wilden Sprunges, den er, ihre Stimme erkennend, gemacht, des Schreis, den er springend ausgestoßen, des zugleich schmerzlichen und zärtlichen Ausdrucks seiner Augen, seines tödtlichen Falles auf die Platten, auf die er wie vom Blitze getroffen niedergestürzt war.

Dann sagte ihr eine Stimme ins Ohr und ins Herz:

„Für Dich, Olympia, hat er alles dies gethan; für Dich hat dieser Unglückliche, der seit seiner Verhaftung nicht das Mittel gefunden, einen Schritt außer

seinem Gefängnisse zu machen, das Mittel gefunden, sobald er Dich gesehen, zu entfliehen."

Und sie antwortete auf diese Stimme:

„Ist Bannière ein Liebesnarr, so ist er es meinetwegen; ist er meinetwegen ein Liebesnarr, so wird er mich vielleicht tödten! Nun wohl! es sei! er tödte mich: er wird mich von der gräßlichen Marter, von denjenigen geliebt zu werden, welche ich nicht liebe, befreit haben."

Von diesem Augenblick an wartete Olympia, stolz, beinahe freudig, völlig ergeben, auf die Entwickelung, welche das Geschick im Schatten verborgen hielt.

LXXV.

Alles geht schlecht, kommen Sie.

Während die von uns erzählten Ereignisse vorfielen, verlor der Herzog von Pecquigny seine Zeit nicht, und der Herzog von Richelieu wandte die seinige so gut, als er nur immer konnte, und wie ein Mensch an, der den Werth derselben kennt.

Bei der Revue, die der König hielt, war Richelieu, ohne sich darum zu bekümmern, daß es Mailly war, den man musterte, dafür besorgt, die Gräfin kommen zu lassen und ihr einen solchen Platz zu geben, daß nicht eine von ihren Geberden dem jungen Fürsten entgehen konnte.

Die arme Gräfin! sie war so schön, einmal durch ihre Schönheit und dann durch ihre Liebe und ihre Begeisterung; sie rief: Es lebe der König! mit einer so bewegten und so vibrirenden Stimme, daß mehr als ein

Mal der König anhielt oder sich umwandte, um sie zu sehen oder ihr zuzulächeln.

Sie kam berauscht von Glück, strahlend von Hoffnung nach Hause zurück.

Für sie war der König kein Mensch, für sie war der König ein Gott.

Richelieu, der mit der größten Sorgfalt alle Stimmungen des Königs überwacht und mit Behutsamkeit alle nothwendige Instructionen gegeben hatte, war nicht wenig zufrieden mit der Anwendung dieses Tages.

Er legte sich, um auszuruhen, auf ein Sofa, in einen Schlafrock von indischer Seide gehüllt, berechnete in seinem Geiste alle Vortheile, zählte an seinen Fingern alle Stellen, welche der Lohn für diese Unterhandlung sein würden, als ihm ein wohlriechendes Billet von einer unbekannten Handschrift von Raffé übergeben wurde, — von diesem Amphibium, das ihm zugleich als Secretaire und als Kammerdiener diente und für sich allein so viel Geist hatte, als alle Kammerdiener und alle Secretaires der Welt.

Der Herzog entfaltete das Billet mit der Spitze der Finger, schüttelte es mit einem Schneller und las folgende kurze Epistel:

„Alles geht schlecht, kommen Sie."

Er untersuchte das Billet: keine Unterschrift.

Richelieu haßte das Geheimnißvolle nicht, doch es mußte sich ihm nicht unter dem Anblick einer Charade oder eines unauflösbaren Logogriphs bieten.

Der Herzog zerknitterte das Papier zwischen seinen Händen, biß sich auf die Lippen und las wieder:

„Alles geht schlecht, kommen Sie."

„Raffé," sagte er den Kopf erhebend.

„Hier bin ich, Monseigneur," erwiederte der Secretaire.

„Was für eine Livrée hat dies gebracht?"

„Eine graue."

„Unbekannt?"

„Völlig."

„Hast Du Ideen?"

„Worüber, Monseigneur?"

„Ueber dieses Billet! sieh."

Und er reichte Raffé das Billet. Raffé las auch: „Alles geht schlecht, kommen Sie!"

„Nun?"

„Nun?"

„Was geht schlecht?"

„Ich weiß es nicht, Monseigneur."

„Also eine schöne Behauptung, Du habest mehr Geist als ich!"

„Mein Gott! wer hat das gesagt?" rief Raffé.

„Das Echo: Kommen Sie, kommen Sie."

„Ja, es steht kommen Sie."

„Alles geht schlecht!! Das setzt in Verlegenheit."

Oh! nein, Monseigneur, meiner Ansicht nach liegt hierin nicht die Verlegenheit."

„Wie so?"

„Genug Dinge gehen nicht sehr gut in diesem Königreiche, und man braucht nur zu wählen."

„Ah! Herr Bursche, hiebei fasse ich Sie."

„Wobei, Monseigneur?"

„Dabei, daß Sie Schlimmes von Herrn von Fleury sagen."

„Ich!" rief Raffé, „ich sage Schlimmes von Herrn von Fleury?"

„Bei Gott! Du sagst, Alles gehe schlecht im Königreiche, und ich denke, das betrifft ein wenig Herrn von Fleury."

„Monseigneur, den Geist haben Sie in diesem Augenblick."

„Alles geht schlecht, kommen Sie," wiederholte abermals der Diplomat-Herzog.

„Das ist von einer Frau," sagte Raffé.

„Oh! bei Gott! eine schöne Anstrengung, um dies herauszubrigen! Aber von welcher Frau? das ist die Frage!"

„Warten Sie," rief Raffé; „wenn wir sie alle nennen, werden wir zum Ziele kommen. Zuerst Frau von Mailly."

„Ich habe sie heute Abend um fünf Uhr verlassen, und Alles ging gut."

„Frau von Prie?"

„Ich habe sie seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen, und sie ist auf ihrem Gute."

„Fräulein von Charolais?"

„Sie kommt nieder, und sie ist so sehr hieran gewöhnt, daß es nur gut gehen kann."

„Frau von . . ."

„Nein, hundertmal, nein," unterbrach Richelieu. „Ich wiederhole Dir, daß ich die Handschrift nicht kenne."

„Dann ist es eine verstellte Handschrift," sagte Raffé.

„Oh! zu Gunsten dieses Wortes verzeihe ich Dir, daß Du nicht errathen hast."

„Eine Idee, Monseigneur."

„Möchte sie gut sein!"

„Gehen Sie nicht dahin, wohin man Ihnen sagt."

„Einfältiger! man sagt mir ja nicht, wohin ich gehen soll!"

„Ich bin ein Dummkopf, und Monseigneur betrügt um die Hälfte, wenn er mich nur einen Einfältigen nennt."

„Herr Raffé, ich habe auch eine Idee," sprach der Herzog gähnend.

„Wird sie besser sein, als die meinige?"

„Ich hoffe es. Bringe mich zu Bette."

„Das wird um so vernünftiger sein, Monseigneur, als mir dieser Brief ganz wie eine Falle aussieht."

„Ich sage nicht nein."

„Also, Monseigneur . . ."

„Kleide mich aus."

„Ich halte es für meine Pflicht, Monseigneur darauf aufmerksam zu machen, daß es kaum eilf Uhr ist."

„Oh!" sagte Richelieu, „bei der Zahl eilf Uhr fällt mir ein, es ist eine Zahl unten am Briefe."

„Ja, ein 4."

„Was hat das zu bedeuten, ein 4?"

„Es ist der vierte des Monats."

„Kerl! wir haben den 25sten."

„Dann wird der Brief unter Weges aufgehalten worden sein; er kommt vielleicht von sehr fern, von China, zum Beispiel."

„Weißt Du, was für eine Zahl dies ist?"

„Nein, Monseigneur."

„Es ist die Stunde!"

„Vivat! Monseigneur hat es gefunden, es ist die Stunde."

„Weißt Du Eines, Raffé? wenn es vier Uhr war, als man mir schrieb, so bin ich schon um sieben Stunden im Verzug."

„Das ist hübsch!"

„Was sagst Du dazu?"

„Legen Sie sich zu Bette, Monseigneur."

„Nein! nun will ich nicht mehr zu Bette gehen! ich habe Gewissensbisse."

„Sie, Monseigneur? unmöglich!"

„Siehst Du, Raffé, das ist keine Falle!"

„Und warum?"

„Die Person hätte die Stunde nicht gesagt, in der sie dieselbe stellte."

„Dann ist es eine vertraute Freundin von Monseigneur, welche denkt, Monseigneur werde mit dem ersten Blicke errathen."

„Da ich aber nicht errathen habe, so werde ich nicht antworten, und ich bin ihrer entledigt."

„Nehmen Sie sich in Acht: diese Zeile hat einen gewissen Charakter von Festigkeit in den vollen Strichen,

von Kühnheit in den feinen Zügen. Diese Frau wird wieder anfangen, Monseigneur."

„Du glaubst?"

„Wer geschrieben hat, wird schreiben."

Raffé hatte kaum dieses Wort gesprochen, als ein Lackei eintrat: er brachte einen Brief.

„Abermals!" rief der Herzog.

„Was sagte ich?" versetzte Raffé triumphirend.

Richelieu entsiegelte.

Es war dieselbe Handschrift.

„Bei meiner Treue! Du hattest Recht!" rief der Herzog.

Er las:

„„Sie haben wohl daran gethan, nicht zu kommen, es wäre unklug gewesen.""

„Sieh, wie sich das gut findet, Raffé."

„Fahren Sie fort, Monseigneur."

„„Statt mich in meinem Hause zu besuchen, kommen Sie hierher, um mich zu sprechen. Ich bin in einem Miethwagen an der Ecke Ihrer Straße.""

„Raffé, das ist eine Prinzessin oder eine Wäscherin."

„Monseigneur, es ist zu viel Orthographie darin für eine Prinzessin."

„Meinen Degen. Ich gehe."

„Monseigneur, das ist unklug."

„Du hast Recht; gehe Du. Wenn es ein Geschenk ist, so gebe ich es Dir."

Raffé schnitt ein Gesicht.

„Gut," sagte er. „Doch Monseigneur bedenke: ist es eine Prinzessin, so sind Sie entehrt."

Und indem sie so sprachen, entschieden sie sich zu nichts.

„Raffé," sagte der Herzog, „wenn ich gehe, so darf ich nicht auf mich warten lassen; wenn ich nicht gehe, so bringe mich zu Bette."

Plötzlich aber sprang der Herzog auf und rief:

„Du hattest Recht!“

„Sehen Sie!“ sagte Raffé.

„Sie ist es!“

„Gut.“

„Er ist kein 4.“

„Nein!“

„Er ist ein L.“

„Ah! es ist ein L.“

„Ja, der erste Buchstaben ihres kleinen Namens: Louise. Alle Hagel! welch ein Schafskopf bin ich! Meinen Degen! gut; meinen Hut! gut; meinen Mantel! gut. Laß die kleine Thüre öffnen.“

„Ich begleite Monseigneur?“

„Hüte Dich wohl. Wenn Du die Nase an die Thüre oder an das Fenster hältst, so jage ich Dich fort.“

Und während er diese Worte sprach, stürzte er in den Hof, und vom Hofe auf die Straße.

Raffé zuckte die Achseln.

„Zu viel Orthographie,“ wiederholte er mit Verachtung, „zu viel!“

Indessen war Richelieu bei dem bezeichneten Wagen angekommen.

Im Hintergrunde dieses Wagens, verborgen, vergraben unter ihrer Kopfbedeckung, wartete eine Frau, welche nur den Blitz ihres Blickes unter den Spitzen durchzucken ließ.

„Ah! Herzog,“ flüsterte sie: „Sie lassen mich warten.“

„Die Gräfin!“ rief Richelieu, „ich hatte es errathen!“ Dann fuhr er fort: „Ah! Gräfin, ich wäre beinahe nicht gekommen.“

„Warum?“

„Ich kenne Ihre Handschrift nicht, und das Billet war nicht unterzeichnet.“

„Doch, mit einem Anfangsbuchstaben.“

„Ah! Gräfin, Sie machen L, welche 4 gleichen. In Zukunft werde ich das wissen und mich nicht mehr

täuschen. Nun wollen wir uns beeilen und die verlorene Zeit wieder einbringen. Wissen Sie, daß die Dunkelheit Ihres Billets mich erschreckt? „„Alles geht schlecht,““ sagen Sie. Ei! guter Gott, was geht schlecht?“

„Herzog, ich bin verloren.“

„Wie so?“

„Sie wissen, wie gut mich der König bei der Revue empfangen hat?“

„Gewiß.“

„Und ich danke Ihnen dafür.“

„Gut, ich wünsche zuerst Ihnen und dann mir dazu Glück. Das ist, hoffe ich nicht, das Uebel?“

„Herzog, morgen muß ich Paris verlassen.“

„Ah bah!“ rief der Herzog, indem er ganz durch den Schlag der Carrosse eintrat.

„Mein Gemahl ist heute Abend um halb vier Uhr gekommen.“

„Mailly?“

„Wüthend. Er war gar nicht mehr bei Sinnen; er sprach von der Vertilgung der ganzen Welt.“

„Ah! das ist ein Scherz, Gräfin.“

„Er hat auch gesagt, er werde mich tödten.“

„Ah! das ist gefährlicher; doch wir werden darüber wachen, daß er auf dieser Seite kein Unheil anrichtet, Gräfin.“

„Er hat gesagt, man wolle ihm sein Gut nehmen, doch er werde es vertheidigen.“

„Ah! Teufel! sollte Pecquigny weiter vorgerückt sein, als wir denken?“

„Pecquigny?“

„Ja, ich weiß, was ich sagen will. Und wie wird er sein Gut vertheidigen? Hat er es ausgesprochen?“

„Indem er mich auf mein Landgut verbannt.“

„Oh! was das betrifft, wir werden sehen.“

„Was ist zu thun?“

„Ei! Geduld, Gräfin, das entscheidet sich nicht wie ein Wurf.“

„Mittlerweile reise ich ab.“

„Wie! Sie reisen?"

„Ja, er hat seine Befehle gegeben."

„Bah! Sie werden wohl zwei Tage gewinnen."

„Ei! ich werde mein Mögliches thun."

„Mißtraut er mir?"

„Wie der Pest!"

„Er hat Recht. Und Pecquigny?"

„Wie Ihnen."

„Sehr gut."

„Aber was soll ich thun, Herzog, wenn mein Gemahl auf seinem Willen beharrt?"

„Gräfin, Sie werden auch beharren."

„Meine ganze Familie wird sich gegen mich empören."

„Was wollen Sie!"

„Welches Mittel läßt sich aber gegen sie anwenden?"

„Ich suche."

„An welche Autorität soll ich mich wenden?"

„Warten Sie!"

„Nun?"

„Ich habe mein Mittel."

„Sie stehen mir für mich?"

„Wie für mich."

„Also bin ich gerettet?"

„Ja, Gräfin, theure Gräfin, Reizendste, Geistreichste der Frauen!"

„Ich bin gerettet, Ihr Ehrenwort darauf?"

„So wohl gerettet, daß Mailly, ehe acht Tage vergehen, sagen wird, Sie seien verloren."

Sie verbarg ihre Stirne in ihren Händen.

Richelieu drückte einen Kuß auf jede von diesen reizenden Händen.

„Ich arbeite für den König," sagte er, „und ich bezahle mich."

„Verrückter!"

„Nichts kann vernünftiger sein, als ich, Gräfin, und zum Beweise dient, daß ich zu Bette zu gehen im Begriffe war."

„Nun?“

„Nun! ich will gerade das Gegentheil thun, Gräfin. Errathen Sie, wohin ich gehe?“

„Wer kann alle Ihre Schliche und Ränke wissen, o höllischer Versucher?“

„Ich gehe nach Issy, Gräfin.“

„Nach Issy?“

„Ja, in die Gegend der Gypsöfen. Gute Nacht!“

Er verließ sie in der That, lief nach seinem Hotel zurück und stieg eine Viertelstunde nachher in einen Wagen.

Wir, die wir wissen, was gewöhnlich unter dem vielgeliebten Ludwig XV. die ehelichen Streitigkeiten hervorbrachten, und uns wohl hüten würden, für die Empfindlichkeit des Lesers unangenehme Scenen daraus zu ziehen, wir lassen Frau von Mailly in ihr Hotel zurückkehren, überzeugt, daß sie es einsam wiederfinden wird.

Wir wollen lieber sehen, wie es Richelieu, wenn er in der Gegend der Gypsöfen angekommen ist, gelingt, den alten Minister aufzuwecken.

LXXVI.

Alles geht gut, schlafen Sie.

Wenn es einen Besuch gab, dem es an Schicklichkeit gebrach, der aber dagegen höchst rechtzeitig war, so war es der Besuch, dessen kühnen Plan Richelieu um Mitternacht weniger ein Viertel an diesem Abend gefaßt hatte.

Als er nach Issy kam, fing er auch damit an, daß er Meister Barjac aufweckte.

Meister Barjac, wir müssen es zur Ehre seines Gewissens sagen, schlief den Schlaf der Gerechten.

Doch es geschah, was folgt: Herr Barjac ging schon bei den Präliminarien in die Sache nicht mit dem Feuereifer ein, den Herr von Richelieu anwandte.

Er würde sich, sagte er, nicht dazu verstehen, Herrn von Fleury wegen uninteressanter Intriguen aufzuwecken. Herr von Richelieu schüttelte den Kopf und sprach:

„Herr Barjac, wenn ich mich um Mitternacht in meinem Vergnügen oder in meinem Schlafe stören lasse, so glauben Sie, daß die Sache wohl der Mühe werth ist. Doch Sie urtheilen nicht so in Ihrer Weisheit, was eine große Weisheit ist. Sehr gut! das gibt mir Stoff zum Ueberlegen, und da Sie für den wahren Gedanken Seiner Eminenz gelten, wahrer sogar, als der seinige selbst, nun, Herr Barjac, so werde ich daraus schließen, daß Seine Eminenz kein Interesse an diesen Intriguen nimmt, wie Sie sagen, und ich werde mich nicht damit belustigen, daß ich mich mit guten Freunden von mir entzweie, welche wollen, daß sich der König belustige, und zwar den Cardinälen, den Ministern und dem ganzen französischen Volke zum Trotze belustige. Also, mein lieber Herr Barjac," fuhr Richelieu fort: „also will ich nicht nur den König sich belustigen lassen, sondern auch ihm Rathschläge nach meiner Art geben. Hienach, gute Nacht, Herr von Barjac, oder vielmehr guten Morgen, denn es ist heute."

Und mit seiner vornehmsten Miene drehte sich Herr von Richelieu auf den Absätzen um und ging durch das Vorhaus.

Mochte Barjac überlegt haben, mochte er wirklich den Augenblick vorher eingeschlafen und durch die Unterbrechung dieses Schlafes betäubt gewesen sein, er erwachte völlig und lief dem Herzog nach.

„Guten Morgen, guten Morgen!" rief Richelieu, der schon die Thüre erreichte.

Doch Barjac that seine großen Beine auf, und der Herzog fand sich zwischen dieser Thüre und ihm, der die Arme ausstreckte und ehrerbietig seinem Durchgange ein Hinderniß entgegensetzte.

„Sachte, sachte!“ rief er: „Herr Herzog, entschuldigen Sie uns. Wenn Sie wüßten, was gestern Abend hier vorgefallen ist!“

„Was ist denn vorgefallen, Herr von Barjac?“ fragte Richelieu, der sich auf die Hüfte stützte.

„Ah! Herr Herzog, den ganzen Abend hat man von Jansenius und Molina gesprochen; man hat den großen Nicole und Herrn von Noailles commentirt; endlich hat man Fénélon gelesen! Herr Herzog, ein Heiliger hätte nicht widerstanden. Ich werde volle vierzehn Tage darüber schlafen; das ist gegenwärtig meine erste Stunde.“

„Ah! gut, das heiße ich reden, Herr Barjac,“ rief Richelieu.

„Nun wohl! so setzen Sie sich; man wird es versuchen, Monseigneur aufzuwecken.“

Barjac machte zwei Schritte gegen das Schlafzimmer, dann kam er zurück und fragte:

„Ist es denn ernst?“

„Bei Gott! da Sie aufwachen, Herr Barjac, muß es ernster sein, als Molina, als Jansenius, als Herr von Noailles, als Fénélon und als der große Nicole, die Sie eingeschläfert haben; das ist eine viel wichtigere Sache, als der Quietismus.“

Barjac trat bei seinem Herrn ein, dessen sonores Schnarchen, wir müssen es mit Hintansetzung der einem Cardinal-Minister schuldigen Achtung sagen, eher an eine Nacht des Cardinal Dubois, als an eine Nacht des Cardinal Armand erinnerte.

Fleury stand nicht auf.

Richelieu wurde einfach in das Zimmer des Prälaten geführt.

„Nun, Herzog, was haben wir denn Neues?“ fragte der Greis.

„Wir haben einen Ehemann, Monseigneur.“

„Einen Ehemann, der sich ärgert?“

„Ach! ja.“

„Und bei dem es vielleicht gut wäre, wenn man ihm einen Maulkorb vorbinden würde?“

„Ich habe etwas Besseres, als einen Maulkorb, Monseigneur, um meine Hunde zu zerstreuen, wenn sie mich beißen wollen. Ich habe Knochen.“

„Das ist theurer.“

„Monseigneur, man kann das nehmen oder lassen.“

„Ho! ho! sind wir hiebei?“

„Leider! ja.“

„Lassen Sie zuerst den Biß sehen.“

„Hören Sie. Herr von Mailly wird von Montespan geträumt haben. Er putzt seinen Degen, er wetzt seine Zunge, er ist im Begriffe, Scandal zu machen.“

Fleury faltete die Stirne.

„Unter Ludwig XIV. hatte man die Bastille,“ sagte er.

„Man halte sie sogar unter dem Regenten,“ erwiederte Richelieu. „Wie gehen doch alle gute Dinge verloren, Herr von Fleury! Sie können also Mailly nicht in die Bastille stecken?“

Der Prälat träumte.

„Er ist heftig?“ sagte er.

„Wie Montespan.“

„Er hat überdies Parteigänger?“

„Und da der König schüchtern ist, so wird man ihn sogleich abschrecken.“

Fleury schaute Barjac an.

„Der König wird in die politischen Liebschaften gerathen,“ sagte Richelieu, „während diese . . .“

„Sie waren Ihrer Sache sicher, nicht wahr?“

„Ich hatte das Wort.“

Fleury gab einen schweren Seufzer von sich.

„Haben Sie eine Idee, Herzog?"

„Eine schlechte, immer!"

„Bah! sagen Sie dieselbe, was ist daran gelegen?"

„Sie wissen, ich komme von Wien an?"

„Ob ich es weiß! Sie haben uns dort so große Dienste geleistet, daß ich es nicht vergessen kann."

Richelieu verbeugte sich.

„Wien ist eine Stadt, wo die Menschen von zu großer Einbildungskraft sehr rasch ruhig werden. Schicken Sie Mailly nach Wien."

„Ah! Herzog, er wird wohl den Schlag errathen, wenn er die Hand sieht, welche die Waffe hält."

„Verwechseln Sie die Hand."

„Was verstehen Sie hierunter?"

„Statt ihm zu befehlen, nach Wien zu gehen, machen Sie, daß er Sie bittet, dahin gehen zu dürfen."

„Unmöglich. Das ist ein Maulthier, was die Halsstarrigkeit betrifft."

„Ich will es nicht in Abrede ziehen."

„Er wird es ausschlagen, sage ich Ihnen, wenn man es ihm anbietet, und wird nie darum bitten, wenn man die Sache seiner Willkür überläßt."

„Ich habe ein Mittel."

„Herzog, das wuchert, wie es scheint."

„Was wollen Sie! man ist nicht umsonst Diplom t; dann, während man in Issy schlief, dachte ich in meinem Wagen nach, und indem man sucht, findet man."

„Quaere et invenies," sagte Barjac, dem es mit der Zeit geglückt war, einen Fetzen Lateinisch vom Schweife der Phrasen seines Herrn abzuschneiden.

„Also?" fragte Herr von Fleury.

„Monseigneur, morgen früh müssen Sie die Königin besuchen."

„Zu welchem Zwecke?"

„Warten Sie; besuchen Sie vor Allem die Königin."

„Ich habe ihr gerade Geld zuzustellen und werde es ihr selbst bringen."

„Eine vortreffliche Gelegenheit! Nur, Monseigneur, bringen Sie ein Opfer: glauben Sie mir, fügen Sie hundert Louis d'or bei."

Der Greis erröthete: er hatte den Hieb gefühlt.

Harpagon war stärker bei Frosine.

„Besuchen Sie also die Königin, Monseigneur, und sagen Sie ihr, bei den Deutschen, ihren Freunden, ihren Verwandten, brauche man einen andern Gesandten da ich mich meiner Stelle begebe."

„Ah! Sie begeben sich, Herzog?"

„Hören Sie doch, vier Jahre, das ist genug, wie mir scheint. Nun ein Anderer!"

„Ich werde also Mailly vorschlagen?"

„Ganz richtig."

„Die Königin wird sich weigern."

„Nein."

„Sie wird sich weigern, sage ich."

„Und warum?"

„Weil Mailly nicht Deutsch versteht."

„Er bleibe vier Jahre dort, wie ich, und er wird es lernen. Ueberdies ist die Königin eine zu gute Christin, um sich zu weigern, das Heil von Mailly zu machen."

„Sein Heil?"

„Bei Gott! was soll er thun? Die Zeit, die man dort zubringt, ist wie die Feldzugsjahre: ein Jahr in Wien ist so viel als zwei Jahre im Fegefeuer."

„Aber was soll ich sagen, um mein Verlangen zu motiviren?"

„Sie werden sagen . . . Sie werden sagen, Mailly richte sich in Paris zu Grunde, er habe Garnisonsgewohnheiten, er spiele."

„Ei! sein Geld gehört ihm."

„Sie werden ferner sagen, er unterhalte Maitressen beim Theater, und das mache seine Frau unglücklich."

„Ah! gut, Herzog! das ist eine Erwägung, und ich kann das mit aller Sicherheit des Gewissens sagen."

„Ich glaube wohl! die arme Frau von Mailly! sie erzählte mir, welchen Kummer ihr Gatte ihr mache, — und zwar heute Nacht unter Thränen; oh! das war herzzerreißend!"

„Oh! ich glaube, daß die Königin wirklich für eine solche Klage empfänglich sein wird."

„Dann werden Sie ihr eingeben, daß sie von Ihnen den Gesandtschaftsposten in Wien als Buße verlangt, und Sie werden sich das Versprechen hiezu entreißen lassen."

„Sehr gut! Und hernach?"

„Hernach? Nun! Frau von Mailly wird Ihnen, wenn sie will, Alles sagen, was sie glücklich machen könnte; oder wenn sie es durchaus nicht sagen will, so ist Herr von Barjac hier, der es Ihnen lateinisch sagen wird."

„Herr von Richelieu, Ihr Rath ist ein goldener; ich werde ihn Punkt für Punkt befolgen. Morgen früh wird mich Ihre Majestät um den Gesandtschaftsposten in Wien für Herrn von Mailly bitten."

„Und Sie werden unterzeichnen?"

„Ich werde den König um Rath fragen," sagte Fleury, ein wenig teuflisch für einen Cardinal-Minister lächelnd.

„Wird Monseigneur die Gewogenheit haben, mich vom Resultat zu unterrichten, damit ich Frau von Mailly beruhigen kann?"

„Durch Staffette, Herr Herzog."

„Es gäbe ein gutes Mittel, Monseigneur."

„Sprechen Sie immerhin."

„Dieser Herr von Richelieu," sagte Barjac anmuthig den Kopf bewegend, „dieser Herr von Richelieu macht auf mich den Eindruck eines Nestor."

„Wegen meines Alters, Herr Barjac?"

„Nein, Herr Herzog, wegen des Honigs, der von Ihren Lippen fließt."

„Oder eines Chrysostomus", sagte Fleury. „Ah! das ist Griechisch, Barjac, das verstehst Du nicht."

„Der Herr Cardinal ist ganz aufgewacht," sprach kalt der alte Diener, „man sieht es an seinem Witze."

Fleury lächelte; die Schmeichelei hatte ihn berührt. Richelieu fuhr fort:

„Monseigneur, ich bin der Freund des armen Mailly, sein wahrer Freund."

„Man sieht es an der Art, wie Sie sich für ihn verwenden," erwiederte der Prälat.

„Ueberdies liebe ich seine Frau sehr."

„Herzog, Herzog, sollten Sie sie genug lieben, daß der König auf diese Freundschaft eifersüchtig werden könnte?"

„Oh! Monseigneur, wenn ich sage, ich liebe sie, — ich liebe sie contemplativ."

„Zugegeben in Rücksicht auf das Adverbium, welches herrlich ist.

„Ich verlange also, Monseigneur, daß jede Gunst, welche Mailly zufallen wird, ihm unmittelbar durch mich zukommt. So, zum Beispiel, seine Bestallung als Gesandter, wenn sie unterzeichnet wäre . . ."

„Würde Sie mit ihm entzweien."

„Ich setze mich der Gefahr der Entzweiung aus."

„Wahrhaftig?"

„Ich habe meine Gründe."

„Wien hat sie tief gemacht."

„Oh! Sie sehen nichts, Monseigneur!"

„Nehmen Sie sich in Acht, Sie würden mich erschrecken."

„Oh! nein, Monseigneur hat einen zu sicheren Blick, als daß ich ihm je den Schwindel machen könnte. Also diese Bestallung . . ."

„Ich werde sie unter Ihrem Couvert ausfertigen."

„Monseigneur, Sie sind allzu gütig."

„Erklären Sie mir nur den Vortheil, den Sie hieraus ziehen werden."

„Gut, Monseigneur: ich werde völlig mit Mailly entzweit sein.“

„Nun! und hernach?“

„Wenn ich mit dem Mann entzweit bin, kann ich der Frau gute Rathschläge geben.“

„Optime!“ rief Barjac.

„Nicht wahr!“ sagte Richelieu. „Ah! Sie werden meine Mittel sehen, und wenn Mailly von Wien zurückkommt, werden Sie sehen, was er davon denkt.“

Fleury und Barjac lachten innerlich.

Was Richelieu betrifft, so war er so zufrieden, all dies Böse zu thun, daß er laut bis zu seinem Wagen und noch lange, nachdem er sich in denselben gesetzt hatte, lachte.

Fleury aber steckte sich wieder unter seine Decke, nachdem er ein wenig schlimm von Richelieu mit Barjac gesprochen hatte.

Der Letztere, da er zu wach war, fing wieder an an die Molinisten und Quietisten zu denken, und mit Hülfe eines Glases Orgeet-Syrup fand er seinen Traum wieder.

Richelieu legte den Weg in drei Viertelstunden zurück, und sobald er nach Hause gekommen war, schrieb er an die Gräfin von Mailly:

„Alles geht gut, schlafen Sie.“

LXXVII.

Wo Mailly bereit ist, sich nicht länger den Kopf zu zerbrechen.

Am andern Abend nach diesem Tage, oder vielmehr nach dieser Nacht, wurde Mailly, der gegen neun Uhr beim Spiele der Königin eingetreten war, von Pecquigny mit einer verschmitzten Miene begrüßt.

„Was hast Du denn?" fragte Mailly, weniger als je geneigt, irgend Jemand, und Pecquigny am Allerwenigsten auf seine Kosten lachen zu lassen.

Mailly fühlte seit einiger Zeit, daß er den Spöttern zwei Handhaben bot, und er wußte, daß nichts leichter zu nehmen ist, als ein Gegenstand mit zwei Handhaben.

„Ich? nichts," erwiederte Pecquigny. „Du hast etwas, mein lieber Graf."

„Nichts, ich versichere Dich."

„Ah! ich begreife," versetzte Pecquigny, „Du glaubst, ich sei über Dich aufgebracht wegen der Scenen, die Du Deiner Geliebten machst."

„Herzog, ich spreche nicht von meiner Geliebten bei der Königin. Es thut mir leid, daß Dn das nicht begreifst."

Pecquigny öffnete den Mund, um ihm zu sagen:

„Warum sollte man nicht von Deiner Geliebten bei der Königin sprechen? man spricht wohl von Deiner Frau beim König."

Doch er schwieg: so oft es hinter einem schlechten Scherz eine gute Degenklinge gibt, ist man zur Vorsicht verbunden.

Und dennoch konnte Pecquigny nicht an sich halten; er nahm die Sache in Angriff.

„Weißt Du," sagte er zu Mailly, „weißt Du, daß die Königin den ganzen Tag von Dir gesprochen hat?"

„Ah!" versetzte Mailly. „Woher weißt Du das?"

„Oh! ich habe meine Kundschafter in Versailles."

„Ihre Majestät erweist mir viel Ehre."

„Ja, ja, ja. Es ist sogar noch mehr . . ."

„Was gibt es?"

„Mehrere Male hat die Königin gefragt, ob Du heute Abend kommest. Wetten wir, daß sie Dich in diesem Augenblick sucht."

In der That, gerade in dem Augenblick, wo Pecquigny diese Vermuthung aussprach, schien die Königin befangen zu sein; sie ließ auf allen Gruppen zerstreute Blicke umherlaufen.

Es war nicht der König, den sie suchte.

Den König meldet man.

Mailly, so empfindlich er als Gatte und als Liebhaber war, war am Ende Höfling wie die Andern, und das Wort von Pecquigny gab ihm Stoff zum Nachdenken; er dachte, die Königin könne wirklich von ihm gesprochen haben, und er wandte sich nach der Ecke, wo sich die Königin befand, um sie zu begrüßen und ein Wort von ihr zu erhalten, sollten sich ihre allerhöchsten Blicke zufällig auf ihn richten.

Der Höflingsstand hat das Erhabene, daß er die Stelle von allen Gefühlen einnimmt.

Der Höfling hat keine andere Gemüthsbewegungen, als die des guten oder schlechten Empfangs.

Die Königin spielte.

Sie hatte einen glänzenden Kreis um sich her.

Frau von Mailly war zu der Ehre, die Partie Ihrer Majestät zu machen, zugelassen worden. Sie hielt die Karten.

Mailly, ohne die Augen zu ihr aufzuschlagen, bespähte, während er das Gesicht der Königin bespähte, zugleich auch das seiner Frau. Er wartete auf den Augenblick, wo man den König melden würde.

Höfling, verliebt, eifersüchtig, ist das nicht eine dreifache Function, welche an die dreifache Verrichtung der mythologischen Gottheiten glauben machen würde?

Der Blick der Königin begegnete endlich dem Blicke des Grafen.

Der Graf verbeugte sich so tief als möglich.

Die Königin schaute ihn fest an, als wollte sie diese neue Prüfung mit Berichten zusammenschmieden, die man ihr am Tage gemacht.

Dieser Blick hatte ein Gewicht, von dem sich Mailly sehr beschwert fühlte.

Dieser Blick war sicherlich keine Gunst. Wenn die Königin, wie dies Pecquigny behauptet, von ihm gesprochen hatte, so war es also nicht im Guten geschehen.

Dies war um so wahrscheinlicher, als der Blick der Königin, nachdem er einige Secunden mit Strenge auf den Grafen geheftet geblieben war, sehr gemildert auf die Gräfin überging.

„Ho! ho!“ murmelte Mailly, „was bedeutet das?“

Und er wartete auf einen zweiten Blick.

Mailly brauchte nicht lange auf diesen Blick zu warten. Er kam ebenso starr, ebenso wenig wohlwollend, als der erste.

Mailly setzte seine Verbeugungen fort, welche um so ehrerbietiger wurden, je kälter und strenger er die Blicke der Königin werden sah.

Die Königin ließ sich indessen herab, durch ein Nicken mit dem Kopfe zu antworten. Dann erst erlaubte sich Mailly, zu athmen.

„Oh! gleichviel,“ dachte er, „es steckt etwas darunter: Aal oder Schlange.“

In dem Augenblick, wo sich in ihm dieser Zweifel, wir könnten sogar sagen, diese Furcht bildete, meldete man den König.

Mailly schaute seine Frau an.

Pecquigny schaute Mailly an.

Die Königin stand auf, machte ihre Verneigung, eine Verneigung der Etiquette, und setzte sich wieder.

Hinter dem König, dessen Erscheinung Louise unter ihrer Schminke erröthen gemacht hatte, kam Richelieu, sich bald auf einem Fuße schaukelnd, bald auf dem andern, ein Sieger durch den Blick, durch das Lächeln, durch die Geberde, ein wahrer römischer Triumphator.

Der König grüßte Jedermann und schaute sogleich die Gräfin an.

Richelieu weidete sich an diesem Schauspiel, welches, während es nur eine halbe Minute gedauert hatte, für die Interessirten ein Jahrhundert von Gemüthsbewegungen enthielt.

Der König ging auf und ab.

Die Königin unterbrach nun ihr Spiel, was sie zu thun genöthigt war, wenn sie zu verlieren anfing, in Betracht des Zustandes relativer Anmuth, in welchem sie Herr von Fleury erhielt; die Königin, sagen wir, unterbrach ihr Spiel und gab ihre Karten ab.

Dies war gewöhnlich der Augenblick, wo jeder von den Günstlingen sich anstrengte, um die Aufmerksamkeit der jungen Fürstin zu fesseln.

Das war übrigens leicht. Maria Lesczinska hatte keinen anspruchsvollen Geist, und sobald sie das Wort an Jemand gerichtet, — ein Glückwunsch über den Gewinn, ein Beileid über den Verlust, — das genügte vollkommen für die Conversation.

Mailly wartete also mit Herzklopfen.

Die Königin kam gerade auf ihn zu.

Sein Herz ging vom Klopfen zum Springen über.

„Mein Herr,“ sagte sie, „ich bin nicht gerade sicher Ihrer Treue gegen die Damen, doch ich bin sicher Ihrer Treue gegen Ihre Herren. In Rücksicht auf diese letztere Treue, habe ich für Sie erlangt, was Sie wünschen.“

Anfangs betäubt, begriff Mailly nicht, was ihm die Königin sagte: die ersten Worte schienen ihm die

Folge einer Klage zu sein, welche Louise in ihrer Eigenschaft als Frau vor dem Tribunal von Marie Lesczinska geführt hätte; das Ende nahm einen seltsamen Gang, von dem er, bei allem guten Willen, nichts verstehen konnte, so sehr er auch darüber nachdachte.

Gleichwohl verbeugte er sich. Die Königin mußte diese Verbeugung für eine Einwilligung halten. Sie ging zu etwas Anderem über. Die Großen sind gewöhnlich nicht sehr wortreich, um klar zu sein; das ist ein Gebrechen, welches oft eine gute Eigenschaft wird.

Einem mitten in einem Walde verirrten Menschen ähnlich, suchte Mailly in allen Augen, ohne sie finden zu können, eine Erklärung des Räthsels.

Er suchte besonders in den Augen seiner Frau. Doch mit der Nase in ihren Karten, würde diese lieber mit beiden Händen verloren haben, als daß sie den Kopf umgewandt und die Augen aufgeschlagen hätte.

Sie fühlte, daß der König sie anschaute, daß Richelieu lauerte, daß Mailly drohte.

An wen sich wenden? Mailly war auf der Folter.

Er suchte Pecquigny auf, der an diesem Tag den Dienst hatte und in großer Uniform eine glänzende Wirkung hervorbrachte.

„Nun," sagte der Herzog, als er Mailly sich ihm nähern sah, „die Königin hat gesprochen?"

„Ja."

„Du bist also zufrieden?"

„Ich bekenne, daß ich sie nicht verstanden habe."

„Ah! Du scherzest, das ist nicht gut."

„Wenn ich Dich aber versichere..."

„Oh! sei unbesorgt, die Gunst, die man Dir bewilligt, wenn ich sie auch ein wenig spät erfahre, ich werde sie nichtsdestoweniger errathen haben."

Und nach dieser Quasiimpertinenz drehte der Herzog Mailly den Rücken zu.

Ganz verwirrt schaute der Graf umher.

Richelieu plauderte mit dem König.

Der Cardinal trat ein; es folgten ihm nach der Gewohnheit die Minister und eine beinahe ebenso imposante Menge, als die, über welche sich Ludwig XIV., noch ein Kind, so eifersüchtig auf Mazarin zeigte, daß er sagte:

„Da kommt der Großtürk mit seinem Gefolge.“

Aber Ludwig XV., ein gutmüthiger Monarch, hatte keine Eifersucht; wenn er Jemand grollte, so rächte er sich durch einen Witz, und oft war er, wir müssen es gestehen, unterstützt durch einen einschneidenden Geist gut gerächt.

Mailly war gerade auf dem Wege von Herrn von Fleury; er trat zurück, um die durch ihre zweiundsiebenzig Jahre gebeugte Eminenz vorübergehen zu lassen, und neigte sich anmuthig vor ihr.

Der alte Minister hatte ein feines Auge: er sah Mailly mit dem ersten Blick. Vielleicht suchte er ihn auch.

Er winkte dem Grafen. Mailly lief herbei.

Der Greis lächelte, das war wenig seine Gewohnheit: er hatte Strenge des Alters, des Charakters, der Nothwendigkeit.

„Ah!“ dachte Mailly, „heute Abend ist eine Fluth von Freundlichkeit. Jedermann lächelt mir zu; ich werde von den Zuvorkommenheiten überschwemmt werden. Was bedeutet das?“

„Herr Graf,“ sagte der Minister zu ihm, „Ihre Majestät die Königin hat so sehr gebeten, daß Sie ihr einen schönen Dank schuldig sind.“

Mailly riß die Augen weit auf.

„Gebeten,“ sagte er, „und für wen?“

„Für Sie.“

„Für mich?“

„Oh! ich habe das Wort gesagt und nehme es nicht zurück. Sie werden warm unterstützt.“

„Von der Königin?“ fragte der Graf.

„Oh! Sie haben Freunde. Ich theile es Ihnen auch mit und wünsche Ihnen Glück dazu.“

Mailly ließ seine Arme entmuthigt fallen. Er begriff ebenso wenig, als das erste Mal, und befragte sich, ob er nicht der Gegenstand einer grotesken Wette sei, und ob sich nicht Jeder das Wort gegeben, sich auf seine Kosten zu belustigen.

Fleury ging weiter und sein Gefolge mit ihm.

Dann, nachdem er der Königin seinen Hof gemacht, begleitete der Minister den König, mit dem er lange plauderte.

„Bei meiner Treue!" rief Mailly, „ich, der ich nicht im Geringsten neugierig bin, gestehe, daß ich viel gäbe, um zu erfahren, worin es mir geglückt ist."

In diesem Augenblick bemerkte Mailly, wie viel der König ganz nahe und vertraulich mit Richelieu sprach. Die zwei Köpfe waren nur durch den Respect von einander getrennt.

Der junge König horchte mit allen Ohren. Man konnte ihn lächeln sehen, und plötzlich erhob er mit einer unüberlegten Bewegung den Kopf und schaute abwechselnd die Gräfin und Mailly an.

Dann verließ er Richelieu und segelte, ohne Affectation, die Damen grüßend und den Männern ein Wort zuwerfend, gerade gegen Mailly.

Pecquigny seinerseits war nicht einer der auf Alles, was vorging, am wenigsten Aufmerksamen; und sein durch das Lächeln der Etiquette zusammengezogenes Gesicht drückte einen lebhaften Verdruß aus.

Mehr als einen Verdruß, einen Schmerz.

„Wie!" sagte Mailly zu sich selbst, „der König kommt zu mir! Es geht entschieden etwas Seltsames an diesem Hofe vor: die Fee, welche bei meiner Geburt präsidirt hat, treibt heute Abend Mißbrauch mit ihrem Stäbchen."

Der König blieb vor Mailly stehen und sagte:

„Mein Herr, ich habe unterzeichnet. Glauben Sie, daß mir nichts angenehmer sein konnte."

Es war nicht der Augenblick, eine Frage bei demjenigen zu wagen, den man nie fragte.

Mailly schien entzückt, und Ludwig XV. fuhr huldreich fort, sein Lächeln und seine Grüße gegen das Spalier der Höflinge zu ergießen.

„Ah!“ rief Mailly, „diesmal ist es zu stark! Der König hat unterzeichnet! Was denn? Nichts auf der Welt konnte dem König angenehmer sein, als daß er unterzeichnet hat! Beim blauen Blute! ich muß wissen, was der König unterzeichnet hat!“

Und während er sich ganz wunderlich geberdete, stieß Mailly auf Richelieu, der sich ihm, die Hände reibend, näherte.

„Endlich!“ rief er, „diesmal werde ich etwas erfahren!“

Doch überlegend sagte er:

„Richelieu ist so freudig, daß er mir sicherlich etwas Trauriges mitzutheilen hat.“

LXXVIII.

Die Gesandtschaft in Wien.

Mailly rief seinen ganzen Muth zu Hülfe und machte einen Schritt, um Richelieu entgegenzugehen, der zwanzig Schritte gemacht hatte, um zu ihm zu kommen.

„Ah!“ sagte er, „kommen Sie doch, mein lieber Herzog.“

Mailly mußte sehr neugierig sein, um Richelieu seinen lieben Herzog zu nennen.

„Guten Abend, glücklicher Sterblicher,“ erwiederte Richelieu.

„Ah! Sie auch!“ rief Mailly. „Gut, ich halte Sie fest. Oh! Sie, Sie werden mir nicht entwischen.“

„Gott behüte mich," versetzte der Herzog. „Warum sollte ich einem Manne entwischen, dem ich nur Glückwünsche darzubringen habe."

„Kommen Sie ein wenig beiseit," sagte der Graf.

„Gut, gehen wir."

Mailly zog seine Beute in den Hintergrund des Saales fort.

„Was begegnet mir denn?" fragte der Graf.

„Es begegnet Ihnen, daß Sie überall Stürme erregen."

„Aus welchem Anlaß?"

„Teufel! man ist eifersüchtig!"

„Eifersüchtig, auf was?"

„Auf Ihre Ernennung."

„Auf meine Ernennung?"

„Wollen Sie etwa den Unwissenden spielen?"

„Bei meinem Leben, Herzog, bei meiner Ehre, so wahr ich ein Edelmann bin, ich weiß nicht das erste Wort von dem, was man mir sagen will."

„Unmöglich, unmöglich!" rief der Herzog, Erstaunen heuchelnd.

„Nein. Ich habe die Königin mir entgegenkommen, Pecquigny mich necken, Herrn von Fleury mir zuschmunzeln, den König mich anlächeln sehen, Alle haben mit mir gesprochen, Alle haben mir dasselbe gesagt. Ich habe wohl errathen, daß es sich um eine Gunst handelte . . . doch um welche? das weiß ich nicht."

„Wie! Sie wissen nicht, um was die Königin diesen Morgen für Sie Herrn von Fleury gebeten hat?"

„Nein."

„Wie! Sie wissen nicht, um was Herr von Fleury diesen Morgen den König gebeten hat?"

„Nein!"

„Wie! Sie wissen nicht, was diesen Morgen der König für Sie unterzeichnet hat?"

„Nein."

„Nun wohl, mein lieber Graf," sprach Richelieu

mit einer bewunderungswürdig gespielten Treuherzigkeit, „ich fühle mich glücklich, der Erste zu sein, dessen Glückwunsch Sie mit Kenntniß der Sache empfangen."

„Ihren Glückwunsch, wozu? denn das ist wahrhaftig, um rasend zu werden."

„Zu Ihrer Ernennung."

„Welche Ernennung?"

„Zum Gesandten."

„Ich, Gesandter!"

„Ja."

„Wo?"

„In Wien; eine Ernennung, über welche sicherlich fünfzig Personen vor Zorn bersten werden."

„Alle Teufel! und ich zuerst, wenn das, was Sie mir sagen, nicht ein Scherz ist, Herzog."

„Ah! Graf, Sie scherzen."

„Oh! ich scherze so wenig, daß ich ersticke."

„In der That, Sie sind ganz bleich!"

„Ich bin außer mir!"

„Vor Freude?"

„Vor Wuth!"

„Bah!"

„Oh! schon der Gedanke, man mache mir eine solche Mystification, bringt mich in Verzweiflung! Wie müßte das sein, wenn es Wirklichkeit wäre?"

„Ah! Graf, gegen mich müssen Sie nicht List gebrauchen."

„Ich weiß nichts, sage ich Ihnen."

„Ich habe aber die Ernennung in meiner Tasche."

„Meine Ernennung?"

„Ja."

„Zum Gesandten?"

„Ja."

„In Wien?"

„Ja."

„Oh!"

„Und der Beweis ist hier," fuhr Richelieu fort, indem er ein Papier aus seiner Tasche zog.

Mailly wurde von einem Schwindel befallen.

„Sie begreifen," sagte Richelieu mit dem größten Phlegma, „Sie begreifen, ich bin ein zu getreuer Unterthan Seiner Majestät, um mich nicht für Sie interessirt zu haben."

„Somit verdanke ich also Ihnen diese Ernennung?"

„Zum großen Theil, ja, mein lieber Graf."

„Und mit welchem Rechte, frage ich Sie, Herr Herzog, mischen Sie sich in meine Angelegenheiten?"

„Ich sage Ihnen, für den Dienst des Königs gibt es keine Indiscretion, die ich nicht begehe."

„Herr Herzog, was Sie gethan haben, ist im höchsten Grade unschicklich."

„Es ist im höchsten Grade unschicklich, wenn ich mich, nachdem ich mit einer so wichtigen Gesandtschaft, wie die in Wien, betraut war, um meinen Nachfolger bekümmere?"

„Herr Herzog, was Sie da gethan haben, ist abscheulich!"

„Es ist abscheulich, daß ich mich, da ich nur einen guten Freund habe, dafür verwende, daß er mir nachfolgt, die schönste Stelle unter den Aemtern bekommt?"

„Ja, aber, mein Gott! an wen soll ich mich denn halten?"

„Ruhe, mein lieber Graf, Ruhe."

„Ruhe?"

„Und nehmen Sie vor Allem Ihr Diplom."

„Lieber werde ich mir die Hand abhauen!"

„Wie! Sie werden eine solche Gnade zurückweisen? Sie sind ein Narr, mein lieber Graf!"

Richelieu sprach diese Worte mit einem so lebhaften Ausdruck und einer, im Verhältniß zu dem ehrerbietigen Stillschweigen, das im Saale herrschte, so lauten Betonung, daß Mailly ein verdrießliches Aufsehen zu erregen befürchtete und gleichsam erlosch, wie ein glühen-

des Eisen, das in das Wasser rollt. Der listige Höfling hatte seinen Mann gepackt.

Er fühlte wohl, daß er compromittirt war, und reichte ihm abermals das Diplom.

„Aber nehmen Sie doch, lieber Graf," sagte er.

„Nie! habe ich gesagt, nie!"

„Sie schlagen es also aus? Teufel, das ist ernst! Man muß dies ohne Verzug dem Cardinal melden, damit er seine Maßregeln ergreift."

„Einen Augenblick Geduld, mein Herr," sagte Mailly, der selbst das Mitleid seiner Frau erregt hätte, so sichtbar litt er in diesem Moment, „einen Augenblick, schonen Sie mich."

„Ah! Sie fassen Ihren Entschluß!"

„Nein, nein; doch der König ist am Ende der König, und wenn ich auch die Gnade ausschlage, die er mir gewähren will, so werden Sie mir doch, denke ich, die Muße lassen, sie auf meine Weise auszuschlagen."

„Ei! was Teufels, mein Herr," rief Richelieu, „seien Sie ruhig, man wird Sie nicht wider Ihren Willen zum Gesandten machen. Sagen Sie ihm ganz einfach, Sie wollen nicht abreisen, und Sie werden nicht abreisen."

„Werden Sie ihm das sagen, Herr Herzog?" erwiederte Mailly, dessen Augen blitzten.

„Ich, nein, doch Sie, ein Eifersüchtiger! ja."

Dieses letzte Wort war erschrecklich; es stach Mailly bis in das Mark seiner Knochen.

„Herr Herzog!" sagte er zu Richelieu, „Sie haben mir, ich weiß nicht aus welcher Ursache, den größten Kummer bereitet, den ein Mensch seines Gleichen bereiten kann. Herr Herzog, Gott wird Ihnen nicht hierfür lohnen."

„Ei! mein lieber Graf, Gott hat nichts in Allem dem zu sehen. Sie ärgern sich, Sie haben Unrecht; ich hege die Ansicht, daß ich Ihnen diene."

„Sagen Sie im Ernste eine solche Schändlichkeit, Herr Herzog?“

„Gut! heftige Worte beim König, Graf, zehn Schritte von der Königin!“

„Sie sehen wohl, daß ich in Verzweiflung bin.“

„Tollheit!“

„Sie geben mir Dolchstiche und wollen nicht, daß ich schreie.“

„Graf, wollen wir, statt daß Sie sich erhitzen, Beide ruhig sprechen?“

„Ja, ja, ja! unter der Bedingung, daß Sie Balsam auf diese Wunde gießen, Herzog, und nicht Galle.“

Richelieu zuckte die Achseln.

„Erinnere Dich doch, Graf, daß Du nie einen Freund wie mich haben wirst.“

„Oh! Herzog, Herzog, bringen Sie mich nicht in Wuth!“

„Und ich beweise es,“ fuhr Richelieu fort. „Was ist die Pflicht eines Freundes? Ich habe es nicht definirt, sondern Herr von Lafontaine, der große Fabeldichter. Er sagt: „„Welch eine süße Sache ist ein wahrer Freund! Er sucht unsere Bedürfnisse im Grunde unseres Herzens!““

„Nun wohl! ich, Mailly, ich habe Deine Bedürfnisse im Grunde Deines Herzens gesucht, und da ich sie nicht ganz rein und klar finde — wegen der wunderlichen Bildung Deines Geistes ...“

„Meines Geistes?“

„Ja, der sich in zwei Aeste theilt.“

„Mein Geist theilt sich in zwei Aeste?“

„Bei Gott! von Olympia zu Louise, von der Geliebten zur Frau! Stelle doch etwas auf einer solchen Schaukel fest! Da habe ich angefangen, die Bedürfnisse der Frau zu suchen, und ich habe gefunden, denn man muß ihr diese Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie theilt sich nicht in zwei Aeste.“

„Oh! mein Gott!“ sprach Mailly, „gib mir die Geduld!“

„Frau von Mailly, habe ich mir gesagt, ist wahnsinnig in den König verliebt.“

Mailly stieß ein dumpfes Gebrülle aus.

„Aber wahnsinnig! man darf sich das nicht verhehlen,“ fuhr Richelieu fort.

Mailly knirschte mit den Zähnen und preßte den Griff seines Degens in seiner Hand.

„Verhehle Dir das selbst, wenn Dir daran gelegen ist, mein Lieber,“ sprach Richelieu; „aber ich mache Dich darauf aufmerksam, daß die Fabel vom blinden Ehemann verbraucht ist. Sieh, mein Lieber, schau in dieser Secunde das Auge Deiner Frau an; ziehe eine Linie von ihren Wimpern zu denen des Königs und sage mir, ob es nicht ist, wie im Collegium der Jesuiten: Linea recta brevissima. Die gerade Linie ist die kürzeste! Das ist wahr wie ein Axiom, alle Teufel! ein Axiom braucht nicht bewiesen zu werden.“

Mailly verbarg schmerzlich seinen Kopf in seinen Händen.

„Du tödtest mich, Herzog!“ sagte er.

„Mein Lieber, wenn man die Kranken heilen will, muß man unbarmherzig gegen sie sein; Du wirst aber heute Abend geheilt sein, oder der große Teufel soll mich holen! Nun, um auf besagten Hammel zurückzukommen: einsehend, daß Frau von Mailly, da sie verliebt ist, den König verliebt machen wird, — es ist einmal so, was das Weib will, will Gott; — einsehend also, daß wir, wenn wir der Flamme Einhalt thäten, Pecquigny hätten, den, der Dir Deine Geliebte stehlen wollte, um das ein wenig trübe Leben unseres jungen Monarchen zu vergolden; in Betracht ... Man spricht so im Parlament, wo wir Herzoge und Pairs zu stimmen berechtigt sind; in Betracht, daß Dir mehr an Deiner Geliebten, als an Deiner Frau liegt ... Schüttle nicht so den Kopf; ich habe das errathen, und ich habe

richtig errathen... In Betracht, sage ich, daß derjenige Dir ins Herz bohrt, der Dir Olympia nimmt, und daß Dir derjenige, welcher Dir Deine Frau nimmt, nur die Oberhaut schindet, habe ich mir folgendes Raisonnement gemacht: Mailly ist in Paris, Mailly ist eifersüchtig auf seine Frau. Seine Frau, welche wahnsinnig in den König verliebt ist, — ich behalte immer dieses Wort bei, — seine Frau wird den König bezaubern, während er da sein wird. Eifersüchtig, wird Mailly Lärm machen. Als Lärmmacher wird er lachen machen. Mystificirt, wird er einen Handel haben. Wegen Uebertretung des Gesetzes über die Duelle wird man ihn in die Bastille stecken. In die Bastille gesteckt, wird er abermals lachen machen. Bemerke, das einzige Ende meiner Logik ist, daß Du lachen machen wirst. Bemerke, daß Deine Frau darum nicht minder den König bezaubert haben wird. Bemerke, daß Du gegenwärtig gewesen sein wirst, eine doppelte Unannehmlichkeit, die sich vervierfacht durch den Zusatz. Ich, Richelieu, Dein Freund, habe also beschlossen, Dich zu entfernen, ehe meine Vorhersehungen in Erfüllung gegangen sind."

Mailly machte eine Bewegung; Richelieu aber fuhr fort:

„Ich schwöre Dir bei meiner Ehre, daß sie es nicht sind. Ich schwöre Dir aber gleichfalls bei meiner Ehre, daß Du nicht den Rücken gewendet haben wirst, und sie werden es sein. Du sträubst Dich; sieh die Folge. Wenn Du abreisest, wird man sagen: Mailly ist abgereist, Mailly ist betrogen. Ah! wie hat man wohl daran gethan, zu warten, bis er abgereist war; ah! wie würde die Sache, wäre er gegenwärtig gewesen, eine andere Wendung genommen haben! Sieh die schöne Protection, die ich Dir in der Welt verschafft habe, lieber Freund. Sieh, welch ein Typus von einem Wehrwolf! Sieh, welch ein Muster von einem gemachten Mann! Sieh, welch ein Muster von einem starken Ehemann! Du umarmst mich nicht! Du bist nur ein Undank-

barer, Mailly! Die Dienste von der Art desjenigen, welchen ich Dir leiste, sind unbezahlbar! Versuche es mit Pecquigny, Du wirst sehen, daß er mir nur bis zum Knöchel reicht."

Mailly war niedergeschmettert, betäubt durch diese Fluth von Worten, durch diese Ueberschwemmung einer abscheulichen Moral, die sich seit Alcibiades nicht zu produciren und zu entwickeln gewagt hatte.

„Höre," endigte Richelieu, „nimm Dein Diplom und gib ein Abendessen bei Olympia."

Mailly sprach einige Augenblicke nichts; dann wandte er sich schwankend wie ein Trunkener nach der Thüre.

„Nun! Stummer?" fragte Richelieu.

„Gute Nacht, Herr Herzog."

„Das Diplom!"

„Ich danke, behalten Sie es."

„Ob ich es behalte! Bei Gott! ja, ich behalte es! denn ehe vierzehn Tage vergehen, wirst Du es von mir zurückverlangen!"

„Ich?"

„Du; und Du wirst noch von Glück sagen können, wenn ich es Dir nicht verweigere."

Mailly machte eine verzweifelte Geberde, Richelieu zuckte die Achseln.

„Ich habe Recht," murmelte er, „und ich habe diesem Halsstarrigen nicht eine einzige Unwahrheit gesagt; doch er muß reisen!"

Dann sich umwendend, fuhr er fort:

„Ah! Teufel, wie Pecquigny diesen Abgang betrachtet! Laß sehen: wie viel Tage wird der König brauchen, um zu wünschen, daß Mailly abgereist sei? Acht Tage? Ah! bei meiner Treue! das ist lang, ich weiß es wohl, Frau Gräfin, doch ich habe es nicht besser machen können."

Und der Herzog kehrte zum König zurück, hüpfend wie einer von den gleißnerischen Raben, welche immer den Leuten ins Gesicht zu hohnlächeln scheinen.

LXXIX.

Wo der scharfsinnige Leser errathen wird, in welcher Absicht Bannière entflohen war.

Wir glauben schon gesagt zu haben, man habe Champmeslé losgebunden, man habe ihn in seine Wohnung geführt, man habe ihn beklagt und ihn besonders seine Geschichte erzählen lassen.

Der würdige Abbé hatte in Wirklichkeit nicht viel gelitten, und sein Märtyrthum war erträglich gewesen. Er hatte sogleich den Gedanken von Bannière begriffen; es hatte ihm ergötzlich als Komödienmittel, gut ausgeführt für den Schauspieler geschienen, und er hatte die Dinge gehen lassen und die passive Mitschuld einer activen Mitschuld vorgezogen. Man weiß den Verlauf der Dinge.

Bannière warf sich nach Paris durch den Faubourg Saint-Marceau, den zu seiner Zeit schon Voltaire mit dem Namen die häßliche Vorstadt brandmarkte, eine Wahrheit, welche eine von den großen Wahrheiten geblieben ist, die Voltaire gesagt hat.

Ein Abbé im Faubourg Saint-Marceau war nichts Außerordentliches. Der Abbé Bannière wurde also nicht bemerkt.

Um indessen dieses nützliche Incognito zu behaupten, durfte er nicht zu lange in den Straßen umherirren. Bannière beschäftigte sich folglich mit dem wichtigen Punkte: ein Lager finden.

Ein Lager finden war aber für Bannière nicht das Allerleichteste in der Welt. Bannière kannte Paris nicht, da er hier nur zwölf Stunden zugebracht, und er wußte nicht, wie man hier übernachtete, da er vom

Abend seiner Ankunft an in Charenton übernachtet hatte.

Von den zwei Thalern, welche Bannière vom Abbé Champmeslé entlehnt hatte, waren zwei Livres und sechs Sous zu Bezahlung des Fiacre verwendet worden.

Es blieben also Bannière noch neun Livres und zehn Sous.

Das war ein Vermögen im Vergleiche mit dem, was er bei seinem ersten Eintritt in die Hauptstadt besaß.

Bannière war also nicht positiv in Verlegenheit in Betreff des Geldes, da er, wenn er ein bescheidenes Lager nahm und mäßig lebte, Mittel hatte, um vier bis fünf Tage zu wohnen und sich zu nähren.

Hiemit würde er allerdings nicht bei den Gastwirthen Mahle von Austern und Poularde, befeuchtet mit dem zierlichen kleinen Weine machen, der ihn in einen so guten Appetit an dem Tage versetzt hatte, wo er in der Tasche seines Berkanrockes einen Thaler gefunden, doch er würde Weißbrod essen und nicht auf der Straße schlafen.

Im Verhältniß zu der Gastfreundschaft, die der König seinen Kostgängern in Charenton bot, war dies eine merkliche Verbesserung.

Die Nase im Winde, fing also Bannière mit der Hauptsache, nämlich damit an, daß er sich mit dem Gasthause beschäftigte. Die Priester benahmen sich zuweilen um jene Zeit wie Reisende, wenn sie aus der Provinz ohne Empfehlung ankamen. Unleugbar wäre es für Bannière besser gewesen, in einem Kloster zu wohnen, doch hiezu gebrach es ihm nicht nur an der Empfehlung, sondern die Jesuiten konnten auch, wenn man es wohl überlegte, Affiliirte in diesem Kloster haben; Bannière war aber eben so wenig darauf bedacht, wieder in ein Jesuitengefängniß, als in ein Narrenhaus eingesperrt zu werden.

Andererseits war es dringend, nicht allein, daß

Bannière ein Lager fand, sondern auch, daß er sein Priesterkleid gegen ein anderes Kleid vertauschte, in Betracht, daß sein Signalement mit diesem Priesterkleide sicherlich schon an die Polizei in Paris geschickt worden war.

Oh! wie sehnte er sich da nach der liebenswürdigen Trödlerin, der er so herzlich gern den von uns erwähnten edlen Thaler unter der Bedingung wiedererstattet hätte, daß sie ihm dafür irgend einen Rock gebe, auf die Gefahr, daß dieser keine Thaler mehr in seiner Tasche hätte!

Bannière war noch in dem Alter, wo man auf die Vorsehung rechnet, und er sagte sich, er müsse zuerst ein Lager finden, und das Kleid werde kommen, wenn die Reihe an ihm sei.

In Betreff des Lagers fand Bannière, was er brauchte, in der Rue des Fossés-Saint-Victor, nämlich ein kleines Zimmer gegen einen Hof und ein bescheidenes, reinliches Lager.

Bannière quartierte sich ein und fing an zu denken.

Seine Denkerei, man erlaube uns, dieses Wort zu machen, wenn es noch nicht existirt, und uns desselben zu bedienen, wenn es existirt *), theilte sich in drei Perioden:

Zuerst dankte er Gott.

Sodann fand er eine Idee in Beziehung auf seine Tracht.

Endlich dachte er an den guten Abbé Champmeslé, an den Nutzen, den er schon aus ihm gezogen, an den Nutzen, den er noch aus ihm ziehen konnte.

Seine Idee war folgende:

Er machte einen gewissen Lärmen auf der Treppe, behauptete, er sei gefallen, was in Ansehung der steilen

*) Dumas macht das Wort songerie, wie wir im Deutschen das Wort Denkerei machen müssen.

Stufen äußerst wahrscheinlich, und habe das Unglück gehabt, beim Fallen seine Soutane zu zerreißen.

Man holte ihm dem zu Folge einen Schneider.

Als dieser Mann in sein Zimmer eingetreten war, drehte Bannière hinter ihm den Schlüssel im Schlosse der Thüre und sagte zu ihm:

„Mein Freund, ich sehe an ihrem Gesichte, daß Sie ein braver Mann sind; ich bin aus dem Kloster entflohen, wo man mich mein Gelübde abzulegen zwingen wollte. Ich verberge mich hier, finden Sie mir ein taugliches Kleid."

Der Schneider war, zum Glück für Bannière, ein Philosoph. Er zeigte sich entzückt über das Geständniß, denn um jene Zeit waren die Unglücklichen durch Religion zahlreich und folglich wahrscheinlich. Er vergoß einige Thränen, drückte Bannière die Hand, nahm die Soutane mit, brachte einen guten Rock zurück und schlug ihm vor, gegen diese Soutane zu tauschen, welche ganz neu war.

Bannière weigerte sich; die Soutane gehörte nicht ihm, sondern Champmeslé; doch der Vorschlag des wackern Schneiders erzeugte in ihm eine Idee: die, die Soutane für den Rock zu verpfänden, später würde er sie wieder auslösen. Das war sogar noch eine Zartheit von Bannière; in der Bude des Schneiders und ein Pfand vorstellend, würde die Soutane besser gepflegt werden, als bei Bannière, der keinen Diener hatte. Uebrigens versetze man sich zum Anfange dieser Geschichte zurück, und man wird sehen, daß eines Tags, als Bannière seine dramatische Laufbahn gerade mit der Rolle des Herodes begonnen, Champmeslé die Soutane von Bannière entlehnt hatte, wie heute Bannière die Soutane von Champmeslé entlehnte.

Der Schneider gab seine Adresse und sein Wort die Soutane Bannière gegen einen Sechs-Livres-Thaler wieder zu überlassen.

Stolz und glücklich, ein Kleid für den andern Tag

zu haben, breitete Bannière seinen Rock auf einem Stuhle aus, legte sich zu Bette und versank in einen tiefen Schlaf.

Als er am andern Morgen erwachte, hörte er die Zeisige zwitschern, eine Katze miauen und die Tauben ruckfen; er erblickte ein Stück blauen Himmel so groß wie ein Taschentuch, und zitterte vor Glück, als wäre er der Eigenthümer des Erdballs.

Er stand auf und schrieb an Champmeslé folgenden Brief:

„Mein Herr und lieber Bruder,

„Es wird Ihnen nicht so sehr an Menschenliebe mangeln, daß Sie mich wegen dessen, was ich gethan, verdammt haben.

„Ich hoffe, meine Gewaltthätigkeiten haben keine ärgerlichen Erinnerungen in Ihnen hinterlassen.

„Ich habe Ihre Soutane an sicherem Orte niedergelegt.

„Wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, morgen in der großen Allee der Tuilerien Nachmittags um zwei Uhr spazieren zu gehen, so werde ich mich zu Ihnen gesellen und Ihnen jede Genugthuung geben.

„Sie sehen, mein Herr und lieber Bruder, ob ich Vertrauen zu Ihrer Redlichkeit und Klugheit habe, doch, wie der Dichter sagt: Ehrlich muß man sein unter Harnisch oder Kutte!

„Es hieße aber dies nicht sein, wenn ich Sie für unfähig hielte, es zu sein.

„Ihr ehrerbietiger Diener und Freund

Bannière.“

Ziemlich zufrieden mit diesem Briefe, so geschraubt er war, warf ihn Bannière auf die kleine Post und wartete den andern Tag ab, indem er sich so gut als möglich verbarg.

Man begreift, daß dies nothwendig für ihn war.

Seine Gedanken beschäftigten ihn übrigens genug, daß er nicht Zeit hatte, sich zu langweilen.

Aufgebracht, daß ihn Olympia, nachdem sie ihn erkannt, so verlassen, verleugnet hatte, daß sie weggegangen war, ohne irgend eine Sympathie für den armen Narren zu bezeigen, fragte er sich, ob sie wirklich Alles bis auf das letzte Gefühl verloren habe.

Hatte sie Recht, daß sie so gehandelt?

War nicht gerade diese Härte ein Beweis von Theilnahme?

Der arme Bannière war so verliebt, daß er sich diese Fragen stellte und darauf antwortete: Vielleicht!

Warum übrigens vorher urtheilen, warum sich mit dem Fieber quälen, wenn man unfehlbar bald eine Lösung haben mußte?

Nur fragte es sich, wie sollte Bannière zu Werke gehen?

Olympia sogleich auf den Leib rücken hieß sie vor Angst sterben machen, hieß auch die unmittelbare Verhaftung von Bannière herbeiführen.

Es kam Alles darauf an, daß Bannière seine Vorsichtsmaßregeln nahm, und besonders, daß man Olympia begreiflich machte, er sei kein Narr.

Bannière fühlte sich in einem solchen Grade verliebt, daß er, weder am Raume, noch an der Dauer zweifelnd, nach Indien abgereist wäre, sicher, Olympia wiederzuerobern, wenn Beide die Zeit gehabt hätten, sich zu beruhigen und sich in's Gesicht zu schauen.

Diese Egoistenergebenheiten haben eine Macht, welche die gewöhnlichen Menschen nicht berechnen können. Sie widerstehen immer, wie Alles, was kein Aequivalent im menschlichen Leben hat.

Der andere Tag kam.

Bannière ging in einem ziemlich saubern grünen Rocke um zehn Uhr des Morgens unter den Bäumen der Tuilerien spazieren, er hatte ein Buch in der Hand, um sich eine gewisse Haltung zu geben.

Wohl verstanden, er las nicht, denn er hatte an etwas ganz Anderes zu denken, als an die in diesem Buche, welches er von seinem Wirthe entlehnt, ohne nur den Titel zu lesen, enthaltenen guten oder schlechten Dinge.

Sein Herz schlug, um seinen grünen Rock abzunutzen. Um Mittag war die Folter beinahe unerträglich geworden. Endlich, auf den Schlag zwei Uhr, erblickte er Champmeslé, welcher in die große Allee hereinkam. Ohne zu berechnen, ob der Abbé ein ehrlicher Mann war oder nicht war, ob er Häscher brachte oder nicht brachte, um den entwichenen Narren wieder festzunehmen, eilte er auf ihn zu und ergriff voll Innigkeit seine Hände.

Der Abbé war ernst und abgemessen; ein unvorsichtiges Lächeln machte ihn zum Mitschuldigen von Bannière.

„Nun," fragte Bannière, „sind Sie denn ein so schlechter Christ, Herr von Champmeslé, daß Sie ihre Beleidigungen denen, welche Sie beleidigt haben, nicht verzeihen?"

„Doch," erwiederte Champmeslé, „ich verzeihe Ihnen, Herr Bannière, obgleich Sie mich beinahe erstickt hätten, und ich verzeihe Ihnen nicht nur, sondern ich bringe Ihnen auch, da Sie mit Ihren zwei Sechs-Livres-Thalern zu Ende sein müssen, zwei weitere; Sie werden mir die vier mit einander wiedergeben; ich bin nicht reich, Gott sei Dank, aber ich brauche in diesem Augenblicke nichts."

„Nicht einmal Ihre Soutane?" fragte Bannière lachend.

„Zum Glücke, nein," antwortete Champmeslé naiv; „ich hatte ein Stück genommen, das groß genug war, daß man eine zweite aus dem Reste schneiden konnte; es bleibt mir also die, welche Sie auf mir sehen."

„Sie werden heute Abend die andere bekommen, Herr von Champmeslé," sagte Bannière.

„Wo ist sie denn?"

Bannière erzählte die Geschichte der Soutane.

„Ist der Schneider ein unehrlicher Mensch," sagte Champmeslé, „so ist sie, da Sie sich keinen Schein darüber haben ausstellen lassen, in diesem Augenblick verloren; ist er ein ehrlicher Mensch, so wird er sie eben so gut in acht Tagen als heute zurückgeben, und bis dahin werden Sie sich nicht eines Thalers entäußern, der Ihnen nützlich sein kann."

„Sie werden entschieden mein Rettungsengel sein, lieber Herr von Champmeslé; von dem Augenblicke an, wo ich Sie gesehen, habe ich auch nicht daran gezweifelt, und je mehr ich Sie sehe, desto mehr bin ich dessen sicher."

„Nicht allein, um mir dies zu sagen, haben Sie mich kommen lassen?" fragte Champmeslé lächelnd.

„Nein. Ich bitte Sie in der That, lassen Sie uns beiseit gehen, denn ich habe viel mit Ihnen zu sprechen."

„Fürchten Sie das Ufer?"

„Durchaus nicht."

„Wohl, ich habe, als ich hierher kam, unter der Brücke einige Fischer bemerkt. Wir könnten uns den Anschein geben, als schauten wir ihnen zu, wenn Sie wollen, und während wir spazieren gehen, werden wir plaudern."

„Gut."

Hiernach verließen Beide den Garten und stiegen unter die Brücke hinab, wie es Champmeslé vorgeschlagen hatte.

Als sie hier angekommen waren, blieb Champmeslé stehen, kreuzte die Arme, schaute Bannière an und sagte zu ihm:

„Herr Bannière, ich frage mich seit vorgestern, ob Sie ein ehrlicher Mann odre ein tiefer Bösewicht werden werden."

„Oh! Herr von Champmeslé!" versetzte Bannière, „aus welchen Gründen haben Sie mich im Verdacht, ich könnte ein tiefer Bösewicht werden?"

„Ach! mein Bruder," erwiederte Champmeslé, „Sie sind nun auf das ungestüme Meer der großen Leidenschaften hinausgeschleudert. Ah! Herr Bannière, welch ein Ocean und welche Stürme!"

Bannière seufzte.

„Welcher Schiffer," fuhr Champmeslé die Augen zum Himmel aufschlagend fort, „welcher Schiffer kann dafür stehen, daß er im Hafen ankommt, wenn er so umhergeworfen wird?"

Bannière bemerkte, daß Champmeslé im Begriffe war, sich in eine Predigt einzuschiffen. Er sah nun ein, warum ihn der Abbé beiseit geführt hatte, und zitterte vor der Gefahr, die er lief.

Er beschloß auch, die Sache kurz abzuschneiden und sagte:

„Lieber Herr von Champmeslé, Sie haben bewundernswürdige Anlagen für die Kanzel, doch ich werde Sie nie so aufmerksam anhören, wenn Sie von Moral sprechen, als ich Sie anhöre, wenn Sie von Olympia sprechen; sprechen Sie also von Olympia, lieber Herr von Champmeslé, und Sie werden mich an Ihren Lippen hängen sehen."

„Verzweifelter! Verzweifelter!" rief Champmeslé mit einem tiefen Schmerz.

„Auf, lieber Abbé, seien Sie gut," sagte Bannière; „vergessen Sie nicht, daß Sie ein Mensch gewesen sind, ehe Sie ein Heiliger waren; bedenken Sie, daß nie ein menschliches Geschöpf so unglücklich gewesen ist, wie ich es bin; und wenn Ihr Herz lebendig geblieben ist, seitdem Sie sich der Kirche geopfert haben, dulden Sie, daß dieses Herz sich für mich, Ihren Nebenmenschen, erweiche. Betreiben Sie nicht die Angelegenheiten Gottes. Glauben Sie mir, Gott ist so stark und mächtig, daß er immer sie selbst zu betreiben im Stande ist."

Bannière hatte diese Worte mit einer solchen Heftigkeit und besonders mit einer solchen Ueberzeugung gesprochen, daß er wahrnahm, er habe seinen Zuhörer

gerührt, und daß der Jesuit dem alten Schauspieler Platz zu machen anfing.

„Verständigen wir uns," sagte Champmeslé. „Nicht wahr, was Sie wollen, haben Sie?"

„Ich?"

„Ja, Sie. Sie wollten die Freiheit, Sie sind nun frei."

„Das ist wahr, doch ich bin darum nur um so unglücklicher."

„O ewige Unersättlichkeit des Menschen!" rief Champmeslé.

„Herr von Champmeslé," sprach Bannière die Hände faltend, „wollen Sie mir einen Dienst leisten?"

„Ei! mein Gott, ja!" rief Champmeslé wie ein Mensch, der sich auf einem Abhange hinabgleiten fühlt. „Ich will das wohl, unter der Bedingung, daß Sie mich nicht zum Mitschuldigen in Etwas machen, was mein Heil gefährdet."

„Oh! seien Sie ruhig, Ihr Heil läuft bei mir keine Gefahr, und ich werde dafür besorgt sein wie für das meinige."

„Dann bin ich verdammt."

„Beruhigen Sie sich doch."

„Sprechen Sie. Nun! warum sprechen Sie denn nicht?"

„Oh! ich armer Bannière, der ich bin!"

„Was gibt es denn wieder?"

„Sie werden aufspringen, lieber Herr von Champmeslé!"

„Nach Allem dem, was ich schon von Ihnen gesehen habe, wird das schwierig sein, Herr Bannière. Ich bin wohl vorbereitet."

„Nein, ich werde es nicht wagen."

„Sprechen Sie immerhin."

„Herr von Champmesle . . ."

„Vorwärts!"

„Nun wohl! Sie sagten mir vorgestern, Sie haben zum Freunde einen Kammerherrn."

„Den Herrn Herzog von Pecquigny; das ist wahr."

„Sie können mein Retter sein."

„Ah! ich begreife."

Bannière schaute Champmeslé mit einem Erstaunen über dieses frühzeitige Begreifen an.

„Ja," fuhr Champmeslé fort, „Sie wünschen, daß ich Sie aus den Registern von Charenton streichen lasse; das ist möglich."

„Einmal dies, wenn Sie wollen."

„Wie, einmal dies?"

„Ja, ich dachte nicht hieran."

„Woran denken Sie denn?"

„Mein lieber Herr von Champmeslé, Olympia hat in der Comédie-Façaise debutirt."

„Ja, in der Rolle von Junia, worin sie, wie es scheint, entzückend war."

„Oh! desto besser."

„Wahrlich!" sagte der Abbé, der sich vergaß, „sie hat so viel Talent! Erinnern Sie sich, wie sie in ihrer Scene mit Britannicus sprach... Warten Sie doch... warten Sie."

Combien de fois, helas! puisqu'il faut vous le dire,
Mon coeur de son desordre allait-il vous instruire!
De combien de soupirs, interrompant le cours,
Ai-je évité vos yeux que je cherchais toujours!
Quel tourment de se taire en voyant ce qu'on aime!
De l'entendre gémir, de l'affliger soi-même,
Lorsque par un regard on peut le consoler!
Mais quels pleurs ce regard aurait-il fait couler!
Ah! dans ce souvenir, inquiete, troublée,
Je ne me sentais pas assez dissimulée.
De mon front effrayé je craignais la pâleur;

Je trouvais mes regards trop pleins de ma douleur.
Sans cesse il me semblait que Néron en colère
Me venait reprocher trop de soin de vous plaire;
Je craignais mon amour vainement renfermé,
Enfin j'aurais voulu n'avoir jamais aimé. *)

Champmeslé sprach diese letzten Verse mit einem solchen Ausdruck, daß die Fischer sich umwandten und Bannière in die Hände klatschte.

„Bravo! bravo!“ rief Bannière, „welch einen vortrefflichen Professor hätten Sie gegeben! Sagen Sie, wäre es nicht mehr Zeit, zu diesem zurückzukehren?“

„Unglücklicher!“ erwiederte Champmeslé, welcher wahrnahm, daß er sich auf einem etwas weltlichen Abhange hatte gehen lassen; „Unglücklicher! Sie richten

---

*) Wie oft war, denn Du zwingst mich jetzt zu reden,
Mein stürmend Herz versucht, Dich zu enttäuschen!
Wie oft, ach! drängt' ich meine heißen Seufzer
Tief in die Brust zurück, mein Auge Deinem Blick
Entwindend, den es stets doch wieder suchte!
Ach! welche Qual, vor dem Geliebten schweigen,
Ihn trauern sehn, ihn selbst sogar betrüben,
Wenn man mit einem Blick ihn trösten kann!
Doch wie viel Thränen hätte dieser Blick
Dir auch gekostet! weil ich deß gedachte,
Ergriff die Seele mir ein Sturm von Sorgen,
Ohnmächtig glaubt ich meine Heuchelei;
Ich fürchtete die Bläſſe meiner Wangen,
Und allzu schmerzvoll däuchte mir mein Auge;
Mit jedem Augenblick schien Nero mir
Voll Zorn vortretend meine Zärtlichkeit
Mir vorzuwerfen; meine Liebe glaubt' ich
Vergebens in die Brust gebannt zu haben,
Ich wünschte, kurz, ich hätte nimmer Dich geliebt!

nicht nur sich zu Grunde, sondern Sie stürzen auch mich mit Ihnen ins Verderben!“

„Mein lieber Herr von Champmeslé!“

„Zurück, Dämon!“ rief Champmeslé, indem er einen Schritt machte, um zu entfliehen. Doch Bannière hielt ihn auf.

„Meine Herren!“ rief einer von den Fischern, der ungeduldiger war, als die andern, „wenn Sie all diesen Lärmen machen wollen, so müssen Sie es uns sagen, wir werden anderswohin gehen; seitdem Sie da sind, beißt nichts mehr an.“

Champmeslé fühlte die Richtigkeit dieser Bemerkung und sprach leiser zu Bannière:

„Nun denn, sagen Sie sogleich, was Sie von mir wünschen, damit ich sehe, ob es möglich ist.“

LXXX.

Fortsetzung.

Die zwei Freunde, denn trotz dessen, was vorgefallen, oder vielleicht gerade wegen dessen, was vorgefallen, können wir ihnen diesen Titel geben, die zwei Freunde machten ein paar Schritte rückwärts auf das Ufer, gemäß den Aufforderungen des Fischers, den ihre geräuschvolle Unterredung in seinen Operationen belästigte. Dann sprach Bannière, der mittlerweile seinen Entschluß gefaßt zu haben schien:

„Nun, mein Vater, es handelt sich ganz einfach darum, Herrn von Pecquigny um einen Debut-Befehl zu bitten.“

„Für wen?“ rief Champmeslé.

„Für mich,“ erwiederte Bannière.

„Für Sie, Bannière! Ihre Verdammniß von Pecquigny verlangen!“

„So ist es, lieber Herr von Champmeslé!“

„Oh! nein, mein guter Freund, nein, genug, genug! Ich werde mich nicht zum Werkzeuge Ihres Unglücks machen! Leiden Sie vorübergehend in dieser Welt, aber brennen Sie nicht ewig in der andern.“

„Mein lieber Herr von Champmeslé, wenn wir hiebei sein werden, wollen wir sehen, was zu thun ist, doch indessen . . .“

„Ja, suchen wir das Thier, die Materie zu befriedigen! Ganz und gar nicht!“

„Ei! mein Gott, nichts verhindert es, daß wir den Geist dabei befriedigen.“

„Ganz und gar nicht! Sie werden mich eher tödten, als daß Sie mich bewegen, eine solche Sache zu thun. Ich habe meine festen Ansichten!“

„Sie tödten, lieber und würdiger Abbé! nie! Ich hoffe, Sie werden in den Himmel gehen, ohne daß Ihnen Jemand das Märtyrthum auferlegt; nur gehen Sie so spät, als Sie können, und bis dahin, ich bitte Sie inständig, unterstützen Sie mich mit Ihrer ganzen Macht.“

„Nein.“

„Theurer Herr von Champmeslé!“

„Nie!“

„Ich flehe Sie an.“

„Nie! nie! sage ich Ihnen!“

„Wohlan! ich weiß, was mir zu thun bleibt.“

„Was werden Sie thun?“

„Ich werde selbst Herrn von Pecquigny aufsuchen.“

„Gut! er wird Sie geraden Weges wieder nach Charenton bringen lassen.“

„Es geschehe! Alle Tage werde ich den Herrn bitten, er möge dem Abbé von Champmeslé das gräßliche Unheil, das er mir zugezogen, verzeihen.“

„Oh! der Himmel wird wissen, woran er sich zu halten hat.“

„„Mein Gott!““ werde ich sagen, „„verzeih meinem lieben Herrn von Champmeslé, der im Grunde gut war, mein Märtyrerleben und den verzweiflungsvollen Tod, den Tod des Atheisten, den Tod des Gotteslästerers, den er an das Ende meiner kampfvollen Tage gesetzt hat!““

Champmeslé bebte.

Bannière hatte in seinen Aufwallungen eine natürliche Beredtsamkeit, der man sich ergeben mußte, und am Ausdrucke seiner aus der tiefsten Tiefe seines Herzens hervorkommenden Stimme fühlte man wohl, daß er die Wahrheit sprach.

„Aber,“ fragte Champmeslé selbst in Verzweiflung, daß er Bannière keine bessere Gründe entgegenzusetzen fand, „warum wollen Sie denn dieses häßliche Schauspielerhandwerk wieder aufnehmen, das ich mit so großer Freude verlassen habe? Sie sind also ein Besessener? Sie haben also zwei Marotten zugleich, mein Liebster! die Narren, die größten Narren haben immer nur eine.“

„Aber, mein lieber Abbé, ich habe auch nur eine.“

„Bah! Sie können nicht ohne das Theater leben.“

„Nein.“

„Und Sie werden sterben, wenn Sie Olympia nicht wiederfinden.“

„Nun?“

„Ich habe gesagt, zwei Marotten.“

„Sehen Sie denn nicht, daß mich die eine ganz natürlich zu der andern führt?“

„Wie?“

„Ach! für einen Mann, der mit den Vertrauten debutirt hat . . .“

„Stille! sprechen wir nicht mehr davon.“

„Sie begreifen sehr schwer.“

„In welcher Hinsicht?“

„Wenn ich bei der Comédie-Française eintrete, so finde ich Olympia wieder.“

„Ei! bei Gott! Sie haben zu diesem Ende nicht nöthig, bei der Comédie-Française einzutreten: Sie werden Olympia von Clèves überall finden, führt Sie der Teufel wieder in Versuchung.“

„Oh! nein! Sie sind hiebei in einem Irrthum begriffen. In ihrem Hause wird Olympia bewacht sein, in ihrem Hause werde ich Herrn von Mailly finden.“

„Aber auf der Straße, aber mitten in den Tuilerien, wie mich, zum Beispiel?“

„Es wäre ein Zufall, wenn man ihr begegnen würde.“

„Bah! und die kleine Post, warum ist sie erfunden worden?“

Bannière schüttelte den Kopf.

„Ah! für einen alten Schauspieler, mein lieber Abbé . . .“

„Was für eine Dummheit habe ich wieder gesagt?“

„Wenn ich Olympia schreibe und sie bitte, irgenwo, wo es auch sein mag, mit mir zusammenzukommen, so habe ich zwei schlimme Chancen gegen eine gute.“

„Welche?“

„Die erste, daß man meinen Brief auffängt; viele Leute haben ein Interesse, Herrn von Mailly, der reich und mächtig ist, angenehm zu sein. Wird mein Brief aufgefangen, so erhält ihn Olympia nicht; das ist meine erste schlimme Chance.“

„Gut! das wäre eine.“

„Leugnen Sie dieselbe?“

„Nein. Lassen Sie die zweite hören.“

„Die zweite ist, daß Olympia, die mich als Narren in Charenton gesehen hat, abermals für einen Narren, für einen viel größern Narren hält, als in Charenton und in meinem Käfich. Und dann begreifen Sie, wenn sie entflohen ist, da sie mich wohl eingegittert, wohl in einem Käfich eingeriegelt gesehen hat, so wird sie

noch ganz anders entfliehen, wenn sie mich frei, ohne Riegel, ohne Gitter und ohne Wächter weiß!"

„Ah! ah!"

„Und dann wird sie nicht nur nicht zum Rendez-vous kommen, sondern sie wird mich auch, aus frommer Fürsorge für meine Gesundheit, in das Hospital zurückführen lassen, gerade wie Herr von Pecquigny, weshalb der Abbé von Champmeslé den Vorwürfen seines redlichen Herzens nicht entgehen kann, das ihm ewig zurufen muß, seine Grausamkeit habe den Tod des unglücklichen Bannière verursacht."

„Hm! hm! es ist Wahres hieran," sagte der Abbé.

„Sie sind also endlich überzeugt? Das ist ein Glück!"

„Ueberzeugt, daß es für Sie ein Bedürfniß ist, Fräulein von Clèves wiederzusehen; doch zum Theater zurückzukehren, nein."

„Ich bedarf des Einen und des Andern, lieber Abbé. Sie wissen wohl, was das Theater ist, da Sie dreißig Jahre Komödie gespielt haben."

„Leider."

„Wohl denn! auf dem Theater wird Alles, was anderswo schwierig ist, leicht. Dort treffe ich mit ihr zusammen, Sie begreifen das wohl, ohne die Eifersucht von irgend Jemand zu erregen, und errege ich sie, so kann man mich nicht verhindern, sie zu sehen, mit ihr zu sprechen, in ihre Loge einzutreten, ihr begreiflich zu machen, daß ich kein Narr war, oder daß, wenn ich einer war, dies aus Verzweiflung, sie nicht zu sehen, so gewesen ist."

„Und wenn Sie ihr das begreiflich gemacht haben werden?"

„Wenn ich ihr das begreiflich gemacht habe, dann wird meine Rache beginnen."

„Sie wollen sich also an Olympia rächen?"

„Ich habe keine andere Absicht," rief Bannière.

Und seine Augen funkelten bei einem innern Gedanken, der seinen Geist erleuchtete.

„Oh! ja wohl, es fehlte sonst nichts mehr," sagte der Abbé, der sich bei diesen letzten Worten empörte, „er will ein Verbrechen begehen und ruft mich zu Hülfe."

„Ei! nein, Herr von Champmeslé, ich will kein Verbrechen begehen; Sie übertreiben."

„Sie wollen sich rächen, sagen Sie?"

„Ja, aber christlich."

„Es gibt keine christliche Rache!"

„Abbé!"

„Die heilige Schrift verdammt dieses Gefühl."

„Abbé, Sie thun Ihren Kenntnissen Abbruch; hören Sie, wie ich mich zu rächen gedenke . . ."

„Keine Art, sich zu rächen, ist erlaubt."

„Es ist mir nicht erlaubt, Olympia bereuen zu machen, indem ich ihr beweise, daß sie weniger edelmüthig, als ich, gewesen ist?"

„Ah! das ist etwas Anderes."

„Sie sehen wohl, Abbé."

„Wenn Sie ihr aber bewiesen haben, daß Sie edelmüthiger sind, wird sie Ihnen verzeihen?"

„Vielleicht."

„Und dann werden Sie sich mit ihr aussöhnen?"

„Ich hoffe es."

„Sehr gut! Und ich werde die Hände zu Ihrer Versöhnung geboten haben! Das wäre hübsch!"

„Ach! Herr Abbê, wir werden uns wahrscheinlich nicht versöhnen, doch sie wird wenigstens sehen, daß ich kein Narr bin, sie wird sehen, daß ich sie nie betrogen habe, sie wird sehen, daß ihr Stolz ihr schlecht gegen meine glühende Liebe gerathen hat."

„Wenn sie dies Alles sieht, werden Sie sich aussöhnen. Unmöglich."

„Oh! mein armer Freund! oh! mein lieber Abbé! ich bitte Sie, um Gottes willen! seien Sie doch der Diener der Güte des Himmels und nicht der seines Zornes."

„Schmeichler!"

„Sie lieben mich, wie ich sehe.“

„Ich gestehe es.“

„Sie haben ein goldenes Herz!“

„Ich wollte, es wäre von Diamant.“

„Es wäre nicht mehr werth.“

„Es würde härter sein.“

„Sie willigen also ein?“

„Unter einer Bedingung.“

„Unter welcher?“

„Daß der erste Vorschlag, den Sie ihr machen, der, eine christliche Verbindung mit ihr zu schließen, sein wird.“

„Ich verlange nichts Anderes, lieber Abbé.“

„Sie versprechen es mir?“

„Ich schwöre es Ihnen und verspreche Ihnen sogar noch etwas Anderes.“

„Was denn?“

„Wenn Olympia zu dieser Heirath einwilligt...“

„Nun?“

„Wo wir auch sein mögen, Sie werden uns trauen.“

Das Gesicht von Champmeslé strahlte. Er hatte noch Niemand getraut.

„Gegen dieses Versprechen gebe ich meine Einwilligung zu dem, was Sie wünschen,“ sagte er.

„Oh!“ rief Bannière, „erlauben Sie mir, daß ich Sie umarme.“

„Thun Sie es, werfen Sie mich aber nicht ins Wasser.“

Unmerklich hatten sie sich wieder dem Flusse genähert.

„Engel, mein guter Engel!“ rief Bannière.

„Meine Herren,“ sprach der ungeduldige Fischer, „können Sie sich nicht anderswo umarmen?“

„Mein Freund,“ sagte Champmeslé zu Bannière, „Sie sehen, daß wir diesem braven Manne sehr lästig sind.“

„Ja,“ versetzte der Fischer.

Niemand ist brutaler als ein Mensch, der eine Leine in der Hand hält und seit einer Stunde nicht eine einzige Gelegenheit gehabt hat, sie aus dem Wasser zu ziehen.

Bannière war aber zu freudig, um sich um eine solche Kleinigkeit zu bekümmern.

„Es ist also abgemacht," sagte er, „Sie werden mich unterstützen, lieber Herr von Champmeslé?"

„Zum Wohle der Menschheit, ja."

„Sie werden Herrn von Pecquigny um einen Debut-Befehl für mich bitten?"

„Ja."

„Sie werden ihn erhalten?"

„Ah! ah! wie rasch sind Sie!"

„Sie werden ihn erhalten."

„Ich stehe nicht hiefür."

„Warum nicht?"

„Weil sich wahrhaftig der Herzog von Pecquigny nicht so verbindlich machen kann, ohne Sie zu kennen."

„Führen Sie mich zu ihm."

„Unglücklicher, Sie vergessen, daß er Sie in Charenton gesehen hat."

„Erlauben Sie, ich hatte einen Bart von drei Wochen und sehr schlecht gekämmte Haare; überdies hat er mich nur einen Augenblick gesehen."

„Dieser Augenblick wird genügen, Sie haben ein sehr kenntliches Gesicht."

„Dann werde ich nicht zu ihm gehen; Sie werden es besser allein machen."

„Wenn er Ihren Namen kennt?"

„Woher sollte er ihn erfahren haben?"

„In Charenton."

„Sie wissen wohl, daß man in Charenton keinen Namen hat; man ist eine Nummer und nicht mehr."

„Herr von Pecquigny ist aber nicht Jedermann, und es kann sein, daß der Director . . ."

„Dann nennen Sie mich nicht."

„Ich werde also lügen müssen?“

„Sie werden lügen, um der Menschlichkeit zu gehorchen.“

„Ich will gar nicht lügen. Merken Sie also wohl auf. Wenn er mich fragt, für wen diesen Befehl . . .“

„Nun! so sagen Sie, es sei für einen Menschen, der Sie am Innigsten auf der Welt liebe, für einen Menschen, den Sie selbst ein wenig lieben, für einen Menschen, der diesen Befehl mit einer ewigen Dankbarkeit bezahlen werde, für einen Menschen endlich, der sein Leben für Sie und den Herzog von Pecquigny zum Lohne für das, was Sie Beide für ihn gethan, geben werde.“

Champmeslé wandte sich ab, seine Augen waren von Thränen befeuchtet.

„Dieser junge Mann wäre ein ausgezeichneter Prediger geworden,“ sagte er. „Wie Schade, daß er sich von der Kirche getrennt hat!“

„Oh! mein Freund, kommen Sie, kommen Sie,“ sprach Bannière.

„Ja, mein Herr!“ rief der Fischer mit flehendem Tone, „Sie werden dadurch zwei Personen erfreuen.“

„Wie, auf der Stelle?“

„Ja, mein Herr, auf der Stelle,“ sagte der Fischer, „was macht das Ihnen?“

„Kommen Sie, kommen Sie,“ wiederholte dringlicher Bannière.

„Aber wie . . .“

„Wo ist der Herzog?“

„In Versailles.“

„Ich führe Sie dahin.“

„Gehen wir also.“

„Ah!“ rief der Fischer, „das ist ein großes Glück.“

Champmeslé hatte keinen Willen mehr, er ließ sich fortziehen.

Eine solche Liebe ist wohl so viel werth, als der Essig, mit dem Hannibal die Felsen der Alpen schmelzen

ließ, wie ganz ernsthaft Titus Livius sagt, und wenn es ihr nicht immer glückt, zu binden, so gelingt es ihr doch immer, zu lösen.

Bannière hatte seinen Arm um den des Abbé geschlungen und ließ ihn gegen Versailles fliegen.

„Aber wir gehen nicht so nach Versailles?" sagte Champmeslé.

„Doch!"

„Zu Fuße?"

„Oh! nein, wir fahren. Ich werde bezahlen."

„Ah! ja, von den zwanzig Livres, die Sie noch haben."

„Nun! ist das nicht hinreichend?"

„Doch; aber was wird Ihnen bleiben?"

„Für mich, immer genug."

Champmeslé zuckte die Achseln.

„Hier," sagte er, „nehmen Sie noch diese drei Louis d'or."

„Oh!" rief Bannière in einem Aufschwung erhabener Naivetät, „würden Sie mir hundert bieten, ich nähme sie."

Champmeslé, der das Leben dieses Menschen kannte, der wußte, welches Quantum Gold unter seinen Händen zerschmolzen war, erstaunte, daß er eine solche Seelenjugend, ein solches Zartgefühl im Grunde eines Herzens fand, das viele Menschen gebrandmarkt zu finden geglaubt hätten.

„Ah! ah!" murmelte er, „es ist noch nicht Alles verloren, und das ist eine Seele, die ich retten werde. Die Liebe ist ein Mittel wie ein anderes, und die Palme des Märtyrthums überzeugt vielleicht nicht so sehr, als der von einer redlichen Frau demjenigen, welcher sie liebt, gebotene Rosenzweig."

Sie stiegen in einen Fiacre bei der Porte de la Conférence und legten in drei Reisestunden die vier und eine halbe Meile zurück.

Doch die Königin war diese gute, ehrliche und kalte Maria Lesczinska, sie fragte nichts, sie erkundigte sich nach nichts, errieth nichts, reichte das Diplom dem König und sagte ihm, um was es sich handelte, und der König, der, im Grunde seines Herzens, ohne zu wissen warum, instinctartig wünschte, Herr von Mailly wäre so fern als möglich, der König unterzeichnete.

Die arme Königin! sie vermuthete so wenig, sie habe eifersüchtig zu sein nöthig, daß sie die Person weit zurückgestoßen haben würde, die ihr den Rath gegeben, es zu scheinen, obgleich, man muß es gestehen, dieser Rath vortrefflich gewesen wäre.

Unglücklich wie die Mehrzahl der außerordentlich ehrlichen Frauen, die in der Welt, welche man einen Hof nennt, umgeben von Feinden, die man schonen muß, ohne Schonung an denjenigen anstoßen, welche sie umgeben, und bei diesen Stößen sich abnützen, glaubte die Königin, für die im Grunde ihres Herzens der König das kostbarste Gut war, denn sie liebte den König wahrhaft, die Königin glaubte, die Liebe des Königs für sie werde ewig währen.

Hätte sich diese Hoffnung ohne Richelieu und ohne Fleury verwirklicht? Es ist Aufgabe der Geschichte, dieses Geheimniß zu ergründen, und nicht unsere Aufgabe. Wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß Ludwig XV. vielleicht lange in seine Frau verliebt geblieben wäre, — ohne seine Frau selbst.

Denn bis zu dem Alter, das Ludwig XV. erreicht hatte, nämlich bis zu seinem achtzehnten Jahre ungefähr, hatte Ludwig XV., der Schönste der Jünglinge seines Reiches, Ludwig XV., mit Bewunderung von allen Frauen seines Reiches angeschaut, nur Blicke für Maria Lesczinska gehabt, welche, wie gesagt, war es Sorglosigkeit, war es Vertrauen zu der Liebe ihres Gemahls, ihm entfernt nicht für diese Treue nur den Dank wußte, den Maria Theresia Ludwig XIV. dafür gewußt hätte.

Es fand aber der Unterschied zwischen den zwei Königinnen statt, daß Maria Theresia Ludwig XIV. mit ihrer Zärtlichkeit ermüdete, während Maria Lesczinska Ludwig XV. mit ihrer Gleichgültigkeit ermüdete.

Und bei der Schüchternheit, welche den Grund vom Charakter des Königs bildete, mußte, um aus Ludwig XV. den galantesten König der Monarchie zu machen, diese Gleichgültigkeit seiner Frau sehr groß sein.

Aber in der Zeit, in der wir uns befinden, war Ludwig XV. noch der tugendhafte König, der allen Versuchungen widerstanden hatte; er hatte auch kaum das Diplom von Herrn von Mailly unterschrieben, als er, dessen sich erinnernd, was Richelieu ihm von dieser Dame gesagt, und was ihm vielleicht seine persönlichen Erinnerungen sagten, bereut, für sich selbst dieses Thor der Verführung dadurch geöffnet zu haben, daß er Frau von Mailly halb zur Witwe machte.

Nicht als hätte er irgend Jemand die Gelegenheit zu suchen versprochen, aber er fühlte sie kommen, und das genügte, um ihn zu erschrecken.

Als er in seine Gemächer zurückgekehrt war, dachte er an die Königin, und indem er an sie dachte, erinnerte er sich, daß sie die Schönste und Liebenswürdigste von allen Frauen war.

Das war nicht die Ansicht von Jedermann, aber es war die von Ludwig XV. mit achtzehn Jahren.

Er sagte sich, das Glück anderswo suchen heiße Gott versuchen.

Er wollte auf der Stelle Maria Leszinska sehen, um sich in diesem guten Entschluß zu bestärken, und er rief Bachelier, seinen Kammerdiener, und schickte ihn ab, um die Königin von seinem Besuche zu benachrichtigen.

Während der Abwesenheit dieses würdigen Dieners durchging der König die ganze Moral, die ihm sein Erzieher, der Tugendhafte des Hofes, und der verstorbene König gemacht hatten, und da diese Moral an diesem Tage sehr angenehm mit dem Zustande seines Herzens

Man muß sagen, der Kutscher beeilte sich, angestachelt durch das von Bannière versprochene Trinkgeld.

Als sie vor der Thüre vom Hotel des Herzogs angelangt waren, wartete Bannière zuerst im Wagen, dann auf einer Bank, dann auf und ab gehend, da ihm seine Ungeduld nicht am Platze zu bleiben erlaubte.

Nach einer Viertelstunde hatte Bannière so viel Gebete in Gedanken verrichtet, als eine Braut, die man zur Kirche führt, oder ein zum Tode Verurtheilter, den man auf das Schaffot schleppt.

Der Abbé zögerte, Bannière verzweifelte.

Der Abbé fand Schwierigkeiten.

Der Abbé zögerte, weil man ihn mit Aufmerksamkeit anhörte und weil er auf dem Punkte war, zu reussiren.

Eine halbe Stunde oder vielmehr ein halbes Jahrhundert verlief, während welcher Zeit Bannière alle Heilige des Paradieses anrief.

Er war gläubiger, als Champmeslé glaubte.

Endlich öffnete sich die Thüre wieder, und Bannière stürzte vor. Champmeslé erschien mit demselben ernsten Gesichte.

„Er hat es abgeschlagen!“ rief Bannière in Verzweiflung.

„Nehmen Sie,“ sprach Champmeslé, indem er ein Papier aus seiner weiten Tasche zog.

„Unterschrieben! unterschrieben!“ rief Bannière. „Oh! seien Sie gesegnet, Sie und der Herzog!

Und der arme Junge kniete auf der Straße nieder und küßte das herrliche Papier.

Zum Glück ist Versailles, selbst zur Zeit von Ludwig XIV., nie von umhergehenden Menschen überfüllt gewesen, und das Pflaster ist dort trocken.

Bannière umarmte Champmeslé tausendmal unterweges und zwei tausendmal auf der Place Sainte-Antoine, wo sie sich trennten, nachdem man die Soutane beim Schneider geholt hatte. Da aber Bannière bald

das Ende seiner drei Louis d'or sehen mußte, so empfing er sieben weitere von Champmeslé, was seine Schuld auf zehn Louis d'or erhöhte. Ueberdies gab ihm Champmeslé, auf seine Bitte, und da Bannière nicht mehr befürchtete, daß man ihm denselben nehme, den Ring zurück, den er unter dem Titel eines Depot erhalten hatte.

Und gewiß glücklicher als König Ludwig XV. in seinem Palaste in Versailles, kehrte Bannière in sein Gasthaus in der Rue Saint-Victor zurück, nachdem er dem Abbé vernünftig zu sein und ihn über Alles auf dem Laufenden zu erhalten versprochen hatte.

LXXXI.

Die Königin.

Während der glückliche Bannière sich auf seine Debuts vorbereitet, kehren wir zum König, zur Königin und zu Frau von Mailly zurück.

Fangen wir mit der Königin an.

Die Königin hatte aufmerksam angehört, was ihr Herr von Fleury in Beziehung auf Mailly gesagt hatte oder hatte sagen lassen.

Die Königin war nicht eifersüchtig.

Eine andere Königin hätte nach der Ursache von diesem Interesse des Cardinals für den Grafen gefragt, eine andere Königin hätte sich erkundigt, hätte zu errathen gesucht, hätte die Pläne erfahren, die man mit Ludwig XV. und Frau von Mailly hatte, und sie würde sich natürlich geweigert haben, eine Gnade zu verlangen, welche für sie eine Ungnade gewesen wäre.

Doch die Königin war diese gute, ehrliche und kalte Maria Lesczinska, sie fragte nichts, sie erkundigte sich nach nichts, errieth nichts, reichte das Diplom dem König und sagte ihm, um was es sich handelte, und der König, der, im Grunde seines Herzens, ohne zu wissen warum, instinctartig wünschte, Herr von Mailly wäre so fern als möglich, der König unterzeichnete.

Die arme Königin! sie vermuthete so wenig, sie habe eifersüchtig zu sein nöthig, daß sie die Person weit zurückgestoßen haben würde, die ihr den Rath gegeben, es zu scheinen, obgleich, man muß es gestehen, dieser Rath vortrefflich gewesen wäre.

Unglücklich wie die Mehrzahl der außerordentlich ehrlichen Frauen, die in der Welt, welche man einen Hof nennt, umgeben von Feinden, die man schonen muß, ohne Schonung an denjenigen anstoßen, welche sie umgeben, und bei diesen Stößen sich abnützen, glaubte die Königin, für die im Grunde ihres Herzens der König das kostbarste Gut war, denn sie liebte den König wahrhaft, die Königin glaubte, die Liebe des Königs für sie werde ewig währen.

Hätte sich diese Hoffnung ohne Richelieu und ohne Fleury verwirklicht? Es ist Aufgabe der Geschichte, dieses Geheimniß zu ergründen, und nicht unsere Aufgabe. Wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß Ludwig XV. vielleicht lange in seine Frau verliebt geblieben wäre, — ohne seine Frau selbst.

Denn bis zu dem Alter, das Ludwig XV. erreicht hatte, nämlich bis zu seinem achtzehnten Jahre ungefähr, hatte Ludwig XV., der Schönste der Jünglinge seines Reiches, Ludwig XV., mit Bewunderung von allen Frauen seines Reiches angeschaut, nur Blicke für Maria Lesczinska gehabt, welche, wie gesagt, war es Sorglosigkeit, war es Vertrauen zu der Liebe ihres Gemahls, ihm entfernt nicht für diese Treue nur den Dank wußte, den Maria Theresia Ludwig XIV. dafür gewußt hätte.

Es fand aber der Unterschied zwischen den zwei Königinnen statt, daß Maria Theresia Ludwig XIV. mit ihrer Zärtlichkeit ermüdete, während Maria Lesczinska Ludwig XV. mit ihrer Gleichgültigkeit ermüdete.

Und bei der Schüchternheit, welche den Grund vom Charakter des Königs bildete, mußte, um aus Ludwig XV. den galantesten König der Monarchie zu machen, diese Gleichgültigkeit seiner Frau sehr groß sein.

Aber in der Zeit, in der wir uns befinden, war Ludwig XV. noch der tugendhafte König, der allen Versuchungen widerstanden hatte; er hatte auch kaum das Diplom von Herrn von Mailly unterschrieben, als er, dessen sich erinnernd, was Richelieu ihm von dieser Dame gesagt, und was ihm vielleicht seine persönlichen Erinnerungen sagten, bereut, für sich selbst dieses Thor der Verführung dadurch geöffnet zu haben, daß er Frau von Mailly halb zur Witwe machte.

Nicht als hätte er irgend Jemand die Gelegenheit zu suchen versprochen, aber er fühlte sie kommen, und das genügte, um ihn zu erschrecken.

Als er in seine Gemächer zurückgekehrt war, dachte er an die Königin, und indem er an sie dachte, erinnerte er sich, daß sie die Schönste und Liebenswürdigste von allen Frauen war.

Das war nicht die Ansicht von Jedermann, aber es war die von Ludwig XV. mit achtzehn Jahren.

Er sagte sich, das Glück anderswo suchen heiße Gott versuchen.

Er wollte auf der Stelle Maria Leszinska sehen, um sich in diesem guten Entschluß zu bestärken, und er rief Bachelier, seinen Kammerdiener, und schickte ihn ab, um die Königin von seinem Besuche zu benachrichtigen.

Während der Abwesenheit dieses würdigen Dieners durchging der König die ganze Moral, die ihm sein Erzieher, der Tugendhafte des Hofes, und der verstorbene König gemacht hatten, und da diese Moral an diesem Tage sehr angenehm mit dem Zustande seines Herzens

in Einklang zu setzen war, so fand es der König süß, sie in Ausübung zu bringen.

Der Kammerdiener kehrte zurück.

„Was ist es?“ fragte ihn Ludwig XV.

„Sire, die Königin kann in diesem Augenblick Eure Majestät nicht empfangen.“

„Ist die Königin unpäßlich?“

„Nein, Sire, oder Ihre Majestät sagt es wenigstens nicht, und ich glaube es auch nicht.“

„Haben Sie sie selbst gesehen?“

„Ja, Sire, und Ihre Majestät hat eine herrliche Gesichtsfarbe. Aber Ihre Majestät läßt dem König sagen, sie wünsche allein zu bleiben.“

Ganz erstaunt, heftete Ludwig seine großen blauen Augen auf seinen Kammerdiener.

Die Königin liebte die Einsamkeit, aber noch nie hatte sie dem König ihre Thüre verschlossen.

Ludwig XV. war so erstaunt hierüber, daß er stumm blieb.

„Nicht wahr, Sire, das ist wunderbar?“ sagte Bachelier.

„Sehr wunderbar!“ wiederholte der junge König, vor Verdruß und Zorn erröthend.

„Dergestalt wunderbar, daß ich mir erlaubt habe, die Königin ihre Worte wiederholen zu lassen, als hätte ich schlecht verstanden,“ sagte Bachelier.

„Und sie hat wiederholt?“

„Vollkommen.“

„Bachelier,“ sprach Ludwig XV., „die Königin muß krank sein.“

„Nein, Sire, die Königin hat nur ihre Ideen, wie es scheint.“

„Was nennst Du ihre Ideen, Bachelier?“

„Wird mir Eure Majestät erlauben, ihr die Wahrheit als getreuer und ergebener Unterthan zu sagen?“

„Sprich, mein guter Bachelier, sprich, um so mehr, als ich das ganz genau weiß. Bei ihren Grundsätzen

von übertriebener Frömmigkeit, bildet sich die Königin ein, sie mißfalle dem Himmel, wenn sie ihrem Gemahl gefalle. Ist es nicht das, was Du sagen willst, Bachelier?"

„Ja, ich gestehe, es ist ein wenig das, Sire."

„Das ist entschuldbar: Gott vor Allem, Bachelier."

„Oh! Sire!" rief Bachelier.

Und er untermalte gleichsam ein Lächeln, das Voltaire selbst ziemlich atheistisch gefunden haben würde.

Der König sah dieses Lächeln, welches ihm zu denken gab.

„Sprich," rief er.

„Sire, was Euere Majestät gesagt hat, ist wahr. Oh! es muß so sein."

„Wie! es muß so sein?" versetzte der König, der sich in der Absicht von Bachelier täuschte.

„Ja, denn wenn jede andere Frau als die Königin zum Gemahl den König hätte, — den König, so wie Sie sind, das heißt, einen schönen, ganz von Jugend glänzenden Mann, so würde sie sich weniger gleichgültig zeigen."

„Wohl," erwiederte Ludwig seufzend, „doch die Königin ist einmal nicht diese andere Frau! Was willst Du, Bachelier, das ist ein Unglück."

Und er seufzte abermals.

Bachelier beschloß, die Gelegenheit, die sich ihm bot, zu benützen, und blieb beharrlich.

„Gleichviel," sagte er, „der König ist nicht glücklich, und ich kenne einen kleinen Officier bei den Garden, der sehr Unrecht hat, wenn er sagt: Glücklich wie der König!"

„Warum dies?" fragte Ludwig XV.

„Weil er wenigstens bei der Rückkehr von den Porcherons oder von Saint-Mandé eine hübsche junge Frau findet, die sich beeifert, ihm zu gefallen."

Ludwig XV. faltete die Stirne.

„Und," fügte Bachelier bei, „sehen Sie, Sire,

die Beichtiger mögen immerhin predigen, die Jugend bleibt die Jugend, das heißt, eine sehr kurze Zeit für die Könige wie für die andern Menschen."

Das war eine so unbestreitbare Wahrheit, daß Ludwig mit einer tiefen Entmuthigung in einen Lehnstuhl sank.

„Was macht Euere Majestät?" fragte Bachelier nach einem Stillschweigen von einigen Minuten.

„Meine Majestät langweilt sich, Bachelier," erwiederte der König mit kläglichem Tone.

Dann sich erhebend, fügte er bei:

„Doch ich werde mich nicht immer langweilen, das verspreche ich Dir, Bachelier."

„Ah! Sire, Sie haben da ein gutes Wort gesagt!" rief Bachelier.

Und er verschwand ganz strahlend, um diese Neuigkeit Herrn von Richelieu zu überbringen.

So hatte die Gleichgültigkeit, die Bigotterie und die Unüberlegtheit einer zu ehrlichen Frau mit einem Worte das Angesicht eines Staates und die Zukunft Frankreichs verändert.

LXXXII.

Der König langweilt sich.

Frühzeitig am andern Morgen, nach einer ziemlich schlechten Nacht, bemerkte Ludwig XV. Richelieu unter den, um seinem Lever beizuwohnen, versammelten Höflingen.

Der König war verdrießlich.

Ein einfacher Privatmann ist verdrießlich, wenn er schlecht geschlafen hat, um so viel mehr ein König.

Er schlug die Jagd aus; er schlug sein Morgenconcert aus und ging ganz zerstreut in die Messe.

Er aß wenig und auf eine schlimme Art.

Dagegen brummte er viel.

Er besichtigte seine Pferde, die er schlecht aussehend fand. Und es gab doch keine schönere Pferde in Europa. Darunter waren ein Geschenk des Großtürken, und Thiere von englischer Race, welche Dubois von London mitgebracht hatte, als er dahin gegangen war, um den Vertrag der Quadrupelallianz unterzeichnen zu lassen.

Als man diese entsetzliche Melancholie des Königs sah, zitterte Jeder.

Sollte der König krank werden? Sollte ihn der Herr Herzog von Orleans von jenseits des Grabes vergiften?

Denn bekanntlich ging von 1715 an bei jeder Unpäßlichkeit, welche Ludwig XV. befiel, das Gerücht, er sei vom Herrn Regenten vergiftet worden.

Der König krank, welch ein Schlag!

Ludwig XV. hatte noch nicht gesprochen, und man wußte schon an beiden Enden von Versailles, der König sei krank.

Man sah nun die Höflinge ein Gesicht ähnlich dem des Königs machen und mit den Aerzten zanken.

Gegen Mittag willigte der König indessen ein, auszureiten, und Richelieu erhielt die Erlaubniß, ihn zu begleiten. Ludwig XV. wählte den Weg durch den kleinen Park und gegen die Teiche. Er ritt wie Hippolyt mit gesenktem Kopfe und sprach kein Wort.

Richelieu näherte sich ihm.

„Sire,“ sagte er, „verzeihen Sie meinem Eifer und meiner Ergebenheit; ich beleidige vielleicht Eure Majestät, doch das Motiv wird meine Entschuldigung sein.“

„Sprechen Sie, Herzog, und befürchten Sie nicht,

mir zu mißfallen," erwiederte der König; „gehören Sie nicht zu meinen Freunden?"

„Sire, welche Güte!"

Richelieu verbeugte sich auf den Hals seines Pferdes. Dann fuhr er fort:

„Ich sehe, daß Euere Majestät sich langweilt."

„Das ist wahr, Herzog," antwortete der König; „doch wie sehen Sie das?"

„Sire, ein König von Ihrem Alter und von Ihrer Schönheit muß nicht den Kopf so beugen und das erloschene Auge auf den Boden senken."

„Ah! Herzog, man hat seinen Kummer, obgleich man König ist."

„Ist es der Wille Eurer Majestät, daß ich Sie tröste?"

„Und was werden Sie zu diesem Ende thun?"

„Hören Sie meine Moral, Sire."

„Oh! gewiß höre ich, besonders wenn Sie von Moral sprechen."

„Und warum, wenn ich von Moral rede, eher, als wenn ich von etwas Anderem rede?"

„Weil ich weiß, was man unter dem Worte: Moral à la Richelieu versteht."

„Euere Majestät erlaubt also?"

„Oh! ja, ich befehle es Ihnen, heitern Sie mich auf."

„Wissen Sie, Sire, wie ein junger Mann dazu kommt, daß er ein glänzendes Auge, eine bebende Lippe und ein wohl gebogenes Bein hat?"

„Herzog, ich weiß es vielleicht nicht, doch Sie werden es mich lehren."

„Sire," sagte Richelieu, „ich bin nur ein einfacher Edelmann, aber es fließt ein gutes Blut in meinen Adern, und als ich die achtzehn Jahre Euerer Majestät zählte, war ich, wenn nicht schön wie der Tag, schön wie Sie, doch glücklich genug, um den hübschen Damen nicht zu mißfallen."

„Ich weiß es, Herzog; Sie stehen wenigstens in diesem Rufe, und derjenige müßte schöne Dinge erfahren, welchem man Alles, was gesagt worden ist, wiederholen würde.“

„Nun wohl, Sire, ich bin kein Geck; ich habe nie nöthig gehabt, es zu sein.“

„Geck!“

„Die Wahrheit, Sire; was man spricht, ist die Wahrheit.“

„Ich sage Ihnen mein Compliment. Aber wie machten Sie es?“

„Wie ich es machte?“

„Ja, die schönen Liebschaften können nicht Jedermann zufallen.“

„Nein, Sire, das ist wahr; aber denjenigen, welche sie suchen und sie zu finden wissen.“

„Das ist nicht das Handwerk eines Königs.“

„Dann, Sire, ist das Handwerk eines Königs, zu thun, was Sie thun, das heißt, sich bedeutend zu langweilen. Ich, ein einfacher Edelmann, der ich nicht dieselben Motive wie ein König habe, die Langweile zu respectiren, habe sie immer so gut als möglich vermieden. Es war auch ein Vergnügen, mich im Alter Eurer Majestät mit lebhaftem Auge, mit rosiger Lippe, mit kräftigem Appetit, leicht wie ein Vogel, zu sehen. Ah! Sire, man muß gestehen, man belustigt sich nur unter diesen Bedingungen.“

„Ich wäre also nie im Stande, mich zu belustigen, Herzog?“

„Warum, Sire?“

„Sprechen Sie, was würden Sie an meiner Stelle thun?“

„Oh! ich will es Ihnen sehr rasch sagen, Sire. Und vor Allem sind Sie der Gebieter, nicht wahr?“

„Ja,“ erwiederte Ludwig XV., indem er zu lächeln suchte; „man sagt es mir wenigstens.“

„Ich bin mir nicht selbst so sehr feind, daß ich es

versuchen sollte, Euere Majestät zu überreden, meine Gesellschaft sei ohne Reize, doch ich glaube, es wäre Euerer Majestät möglich, eine noch viel anziehendere zu finden."

„Mein Gott! wo dies?"

„Was Sie da sagen, ist schmeichelhaft für mich, Sire. Doch Euere Majestät braucht nur zu suchen, nicht unter den Männern, denn ich bin sicherlich einer der am wenigsten langweiligen Männer, sondern unter den Frauen."

„Glauben Sie, Herzog?"

„Versuchen Sie es, Sire."

„Ei! Herzog," rief der König mit einer Ungeduld, die den Höfling entzückt, „Sie wiederholen immer: Versuchen Sie es, versuchen Sie es! Aber wie soll ich es versuchen? Ist es denn so leicht, eine Frau zu beunruhigen, sich um sie zu bewerben?"

„Einmal, Sire, wenn man der König ist und Ihr Gesicht hat, beunruhigt man nie eine Frau, oder man beunruhigt vielmehr alle. Ich will mit Ihnen nach meinem Charakter sprechen; aber glauben Sie mir, Sire, wenn ich König wäre, wären alle Frauen meines Hofes wahnsinnig in mich verliebt. Das ist das königliche Recht. Euere Majestät flieht sie, schüchtert sie ein. Sire, Ihr Ahnherr, Heinrich IV., begriff die Rechte des Königthums besser.

„Er begriff sie zu sehr, Herzog."

„Und man hat sich darüber beklagt?"

„Das Volk."

„Sire, hören Sie die Volkslieder: das ist die wahre öffentliche Meinung."

„Nun?"

„Nun! Sie werden sehen, wie sie den Vert-Galant behandelt."

Der König stieß einen Seufzer aus und neigte das Haupt.

In diesem Augenblick waren der König und Ri-

chelieu beim großen Teiche des Waldes von Sèvres angelangt.

Auf der Linken kam in kurzem Galopp, gefolgt von zwei Lackeien, eine Frau aus dem Walde hervor.

Als sie den König erblickte, hielt sie an und verneigte sich tief von ihrem Pferde herab.

„Wer ist da und wer grüßt?“ fragte zerstreut der König, der an die Grüße gewöhnt und der Höflichkeiten müde war.

„Ich weiß es nicht genau,“ erwiederte Richelieu, der, wie sein Gebieter, die zerstreuteste Miene der Welt heuchelte. „Doch gewahrt Eure Majestät nicht eine Caleche unter den Bäumen? Die Caleche muß Wappen haben. Erlaubt Eure Majestät, daß ich mich erkundigen lasse?“

„Oh! das ist unnöthig,“ erwiederte der König.

Aber Herr von Richelieu hatte Zeit gehabt, dem verständigen Raffé einen Wink zu geben, und Raffé hatte begriffen.

Raffé setzte also sein Pferd in Galopp, und immer galoppirend kam er sogleich wieder zurück und sagte Richelieu ins Ohr, was Richelieu und er vollkommen wußten.

„Sire,“ sprach Richelieu, „es ist die Gräfin von Mailly.“

Der König machte eine Bewegung, welche Richelieu im Fluge auffing.

„Ich sagte also,“ fuhr er fort, ohne daß er das geringste Gewicht auf dieses Begegnen zu legen schien, „ich sagte also, Sie nehmen zu viel Rücksicht auf das Volk, Sire, und nicht genug auf Sie. Der Herr Herzog von Orleans, der Regent, derjenige, welcher so sehr für Sie Sorge getragen, was wir auch Alle, und ich zuerst, über ihn gesprochen haben, hat der Herr Regent nicht von allen Rechten des Königthums Gebrauch gemacht? Nun, Sire, da es nicht zum Nachtheil des Staates geschah, so hat man es ihm nie vorgeworfen . . . Und

dann, erfährt man je, was die Könige thun, wenn sie wollen, daß man es nicht wisse?"

„Oh! Herzog, was das betrifft, immer; Herr von Fleury hat es mir sehr oft wiederholt."

„Ei! Sire, glauben Sie denn noch Alles, was Ihnen Herr von Fleury sagte, als Sie ein Kind waren? Würden Sie, ein so wackerer Mann auch Herr von Fleury ist, nicht mehr Ihrer wahren Weisheit vertrauen, als der seinigen?"

„Herzog!"

„So, zum Beispiel, — entschuldigen Sie mich, Sire, — wir sind nun vor dem Pavillon, nicht wahr?"

„Das ist wahr."

„Eure Majestät ist vielleicht nie in diesen Pavillon eingetreten, der doch ihr gehört?"

„Nie."

„Das ist ein äußerst angenehmer Jagdruheort. Dieser Pavillon wird nur durch einen Hausmeister bewacht, und der gute Mann ist über siebenzig Jahre alt. Wetten wir, daß er Eure Majestät nicht einmal kennt."

„Das ist wohl möglich."

„Doch mich, mich kennt er sehr gut."

„Worauf zielen Sie ab, Herzog?" sagte der König mit einem leichten Beben.

„Ich will Eurer Majestät beweisen, daß das Volk nie die Handlungen seines Königs weiß, will der König nicht, daß es dieselben wisse, besonders wenn der König einem Freunde wie mir die Ehre erweist, ihn zuerst in's Vertrauen zu ziehen. So, zum Beispiel, heute . . ."

Richelieu hielt inne und schaute den König an.

„Fahren Sie fort, Herzog," sagte dieser.

„Hätte heute der König Franz I., Heinrich IV., oder Ludwig XIV. geheißen . . ."

„Was dann?"

„Wäre er mit Lautrec, Bellegarde oder Herrn von Saint-Aignan spazieren gegangen . . ."

„Weiter?"

„Wäre der König zufällig einer Dame von Hofe begegnet, wie Sie, Sire, vor einem Augenblick Frau von Mailly begegnet sind, welche das Unglück gehabt, nicht von Eurer Majestät erkannt zu werden ...“

„Nun?“

„Nun, Sire, Ludwig XIV., Heinrich IV., oder Franz I. würden nicht verfehlt haben, sie anzureden. Und wer hätte in diesem Falle, außer Lautrec, Bellegarde oder Saint-Aignan, dieses Abenteuer in Ihrem ganzen schönen Königreiche gewußt?“

„Ei! ei!“ versetzte der König ganz zitternd.

„Was wollen Sie, Sire, es ist so.“

„Aber, Herzog, Sie sprechen Tollheiten!“

„Nie war ich im Gegentheil ernster. Handelt es sich nicht um das Glück meines Königs?“

„Herzog, entweder bin ich schlecht erzogen, oder ich habe nicht gesehen, daß ein König einer Dame so sich näherte.“

„Ohne Vorwand, allerdings; aber mir scheint, Eure Majestät hat alle erdenkliche Vorwände.“

„Um Frau von Mailly anzureden, ich? keinen.“

„Ah! bah! Eure Majestät scherzt?“

„Ich schwöre Ihnen, durchaus nicht.“

„Ich würde tausend finden!“

„Sie sind sehr glücklich!“

„Ei! Sire, einer, zum Beispiel, ist schon ganz gefunden.“

„Welcher?“

„Euere Majestät hat gestern Herrn von Mailly zum Gesandten in Wien ernannt.“

„Allerdings.“

„Nun! was kann natürlicher sein, als die Danksagung seiner Frau? Doch wahrhaftig, Eure Majestät ist so scheu, daß wir, als wir diese Frau nur erblickten, gespornt haben, wie beim Anblick des Teufels.“

„Ich habe nicht gespornt, Herzog, mein Pferd ist so gelaufen.“

„Treten Sie also ein wenig in diesen Pavillon ein, Sire; das Anschauen kostet nichts, wie Bajazzo sagt.“

„Treten wir ein!“ sprach der König.

Das Herz von Richelieu hüpfte vor Freude; er beeilte sich, öffnen zu lassen. Die Pferde blieben außen. Raffé führte sie rasch in den Stall, um sie zu verbergen.

Dann ritt er allein durch den Wald weg.

„Sie haben Recht, Herzog, dieser Aufenthaltsort ist reizend,“ sagte der König, der, da er Niemand, nicht einmal den Hausmeister, auf seinem Wege sah, entzückt war.

Als ein gewandter Mann, wie er war, hatte wirklich Richelieu alle Leute entfernt.

Der König trat ans Fenster.

„Eine liebenswürdige Einsamkeit!“ sagte er.

Und er seufzte.

Der König hatte kaum diese Worte gesprochen, da sah man am Ende der Allee, die man von diesem Fenster aus überschaute, galoppirende Pferde erscheinen.

Der Herzog gab einen Ausruf von sich, als wäre er erstaunt, und zeigte dem König die Gruppe.

„Sehen Sie doch, Sire, die Einsamkeit fängt an, sich zu bevölkern.“

„Wie?“ fragte der König, der unruhig wurde.

„Sehen Sie die Dame, die dort kommt.“

Mit der Anmuth einer vortrefflichen Reiterin galoppirend, kam wirklich Frau von Mailly, gefolgt von zwei Lackeien, wie durch Zufall herbei.

Sie schlug die Blätter mit ihrer Reitpeitsche von den Bäumen und ließ ihre schönen Haare im Winde flattern. Von Zeit zu Zeit ließ ihr Kleid, das sich am Steigbügel aufhob, einen reizenden Fuß mit einem Jagdstiefelchen von blauem Atlaß sehen.

Der König trat vom Fenster zurück.

Richelieu war aus dem Zimmer gestürzt.

Der König hörte den abgemessenen Galopp der Pferde näher kommen.

So vergingen fünf Minuten, während welcher der König, da er glaubte, die Gefahr sei vorüber, wieder Muth zu fassen und zu athmen anfing.

Aber plötzlich öffnete sich die Thüre, Richelieu trat ein und sagte zum König:

„Sire, will Eure Majestät die Gnade haben, den Besuch der Frau Gräfin von Mailly zu empfangen?"

„Die Gräfin!" rief Ludwig XV.

„Treten Sie ein, Madame," sagte der Herzog.

Der König warf sich erschrocken in den Schatten des Zimmers zurück.

Ganz bleich, die Brust beklommen, erschien Louise leuchtend und reizend in einem Sonnenstrahle.

Sie blieb auf der Schwelle und verneigte sich wie bestürzt und mit niedergeschlagenen Augen.

Der König rührte sich nicht und sagte kein Wort.

Nach einer Minute, einem Jahrhundert, erinnerte sich Frau von Mailly, daß sie die Unterthanin war und Ludwig XV. der König.

An ihr war es also, auf ihn zuzugehen.

Sie machte einen Schritt, verneigte sich abermals und flüsterte mit einer zitternden Stimme:

„Euere Majestät . . ."

Sie hielt inne und wartete auf ein Wort des Königs.

Der König blieb stumm.

Louise suchte ihn sodann mit den Augen und erblickte ihn in einer Ecke, wo er ganz befangen stand und mit aller Gewalt ein wenig Sicherheit zu erlangen bemüht war.

Die Gräfin raffte ihre Kräfte zu einer Anstrengung zusammen und fuhr fort:

„Sire, ich komme, um Eurer Majestät unterthänigst für die Gnade zu danken, die sie mir dadurch erwiesen, daß sie meine Familie mit dieser Gesandtschaft beehrt und mir sodann erlaubt hat, Ihnen meinen Dank auszusprechen."

Der König nickte mit dem Kopfe und blieb in seiner Ecke.

Louise fühlte ihr Herz schwach werden.

Man hätte es in dieser Stille, welche nichts in der Umgebung störte, schlagen hören.

Die Gräfin blieb stehen, ohne daß die bleichen, zitternden Lippen des Königs ein Wort an sie richteten.

Sie blieb so zehn Minuten in Erwartung eines Wortes.

Doch statt auf sie zuzugehen, suchte der König die Wand mit seinen Schultern einzudrücken, um noch mehr zurückzuweichen.

Unfähig, eine Idee zu finden, verneigte sich endlich Louise, bei der sich der Stolz zu empören anfing, zum letzten Male vor ihrer schweigsamen Majestät, warf einen Blick traurigen Vorwurfs auf Richelieu und ging, das Gesicht von Thränen überfluthet, hinaus.

LXXXIII.

Wo Pecquigny mehr Glück zu haben scheint, als Herr von Richelieu gehabt hat.

Richelieu trat mit einer unzufriedenen Miene auf den König zu, aber er wagte es nicht, zu sprechen: der König mußte dergestalt über sich selbst aufgebracht sein, daß er diesen Aerger auf die Person seines Vertrauten fallen zu machen gesucht hätte.

Und dann war sprechen beschwerlich. Was dem jungen Manne sagen, wenn ihm die Gelegenheit nichts gesagt hatte?

Richelieu wartete. Er war gerade auf demselben Platze, den Louise von Mailly verlassen hatte.

Der König hatte sich in seine Ecke gesetzt und hielt seinen Kopf in seinen Händen.

„Ah! Sie sind da, Herzog?"

„Zu den Befehlen Eurer Majestät."

„Nun, so lassen Sie uns gehen, wenn Sie wollen."

Richelieu machte ein Zeichen durch das Fenster.

„Und suchen wir die Königin wieder auf, die es vielleicht beunruhigt, daß sie mich vom Morgen an nicht gesehen hat."

Solche Worte kündigten einen auf sein Geheimniß eifersüchtigen und schwer zu fassenden König an. Richelieu fühlte, daß man ihn wieder auf seinen Platz stellen und diesen Platz sehr untergeordnet machen wollte.

Als der König an ihm vorübergegangen war, schenkte er dem Hausmeister zwei Louis d'or und stieg wieder zu Pferde.

Er hatte nicht dreißig Schritte hinter Ludwig XV. gemacht, als dieser sich sehr unbehaglich fühlte.

Richelieu behielt sein kleines verschmitztes Lächeln, mit dessen Hülfe er sich dafür tröstete, daß er nicht seinen Gedanken sagen konnte. Dieses Lächeln sagte ein Viertel davon.

Richelieu trug jedoch seinen Triumph nicht weit. Am Ende der Allee, beim Teiche, fand man ein Piquet Chevaulegers, das scheinbar für die Sicherheit des Königs Patrouille machte, in der That aber für Rechnung eines Reiters beobachtete, welcher als Vedette hinter den Bäumen stand.

Dieser Reiter war Pecquigny, welcher, eifersüchtig wie alle Höflinge, und da er wußte, daß Richelieu das Privilegium gehabt hatte, mit dem König auszureiten, wenigstens in Erfahrung bringen wollte, woran er sich in Betreff dieses Ausritts zu halten habe.

Er hatte Frau von Mailly ganz toll vor Freude, ganz erschrocken vor Liebe, ehe sie mit dem König zusammengetroffen, vorüberkommen sehen.

Er hatte sie bleich und schluchzend zurückkehren sehen.

Er hatte begriffen und war im höchsten Maße erfreut; doch er wollte sich ganz der Wahrheit versichern. An der Spitze dieses Piquets von Chevaulegers konnte er aber ohne Indiscretion am König vorüberreiten und die Physiognomien betrachten.

Was er von gefalteter Stirne, von zusammengepreßtem Munde, von langem Gesichte beim König gewahrte, lehrte ihn das Uebrige der Wahrheit. Auch sagte ihm das Erstaunen von Richelieu bei seiner Annäherung genug.

„Du hier, Herzog?“ fragte dieser.

„Im Dienste,“ erwiederte Pecquigny.

„Wie bequem das ist, der Dienst in Versailles, nicht wahr, Pecquigny?“ sagte der boshafte Protector der armen Gräfin.

„Es ist noch viel bequemer, gar keinen Dienst mehr zu haben, mein lieber Herzog.“

Diese Worte, welche gewechselt wurden, während die Pferde sich kreuzten, enthüllten dem Einen und dem Andern der Concurrenten, daß sie sich errathen hatten.

Pecquigny ging von einem Augenblicke der Verzweiflung zu der lächelndsten Hoffnung über.

Der König liebte Frau von Mailly nicht, er liebte also Olympia.

Es handelte sich darum, keine Minute zu verlieren und Ludwig XV. den geliebten Gegenstand im glänzendsten Gepränge seiner Schönheit zu zeigen.

„Bei Gott!“ dachte Pecquigny, „ich wußte wohl, daß der König einen besseren Geschmack hat, und daß dieser kleine, magere Rabe, den man Frau von Mailly nennt, nie die Vergleichung mit der schönen Olympia würde aushalten können, der die Griechen alle Beinamen von allen ihren Aphroditen gegeben hätten. Das ist eine Frau! das lasse ich mir gefallen! Ich werde eine Königin machen und regieren, so lange sie regieren wird.“

Und hienach nahm er sein Pferd zusammen, gab ihm beide Sporen und kehrte wie ein Blitz nach Paris zurück. Richelieu, der ihn wegreiten sah, vermuthete, was er thun wollte, und seufzte, daß er ihn nicht daran verhindern konnte.

Pecquigny kam bei Olympia in dem Augenblick an, wo sie Mailly ihren Besuch in Charenton erzählte, wohlverstanden, ohne von Bannière zu sprechen.

Das war einer von den Augenblicken einer guten Haushaltung, wo Hercules bei Omphale spinnt, und wo Omphale triumphirend ihren Sklaven an den Haaren zieht und ihm Flachs in die Finger gibt.

Die zwei Liebenden hatten so eben ihr Mittagsmahl beendigt und hielten sich im Salon eingeschlossen.

Pecquigny trat ein wie der Blitz und drang mit Gewalt durch alle Thüren, die des Salon mit einbegriffen.

Die erste Sache, die er sah, war Mailly. Wir hätten gesagt, die erste Person, wäre Mailly nicht in diesem Augenblick ein Gegenstand ohne irgend einen Werth gewesen. Er diente Olympia als Souffleur und ließ sie die Rolle von Agnes recitiren.

Der Friede war um diesen Preis erkauft worden.

Als sie Pecquigny erblickten, wurde Mailly ganz bleich und Olympia roth.

„Guten Tag!" rief der Herzog, um anzufangen, „einen guten Tag den zwei Turteltauben."

Mailly stand ceremoniös auf und Olympia verneigte sich.

„Was steht zu Ihren Diensten, Herr Herzog?" fragte Mailly; „denn Sie müssen etwas sehr Nothwendiges hier zu thun haben, daß Sie mit solcher Hast kommen."

Das war weniger unhöflich, als zu sagen:

„Gehen Sie."

Doch es war dasselbe.

Pecquigny, der seine Leute und seine Nuancen kannte, erwiederte:

„Herr Graf, ich weiß ganz wohl, daß Sie mir Madame zu besuchen verboten haben, was, unter uns gesagt, von einem sehr beklagenswerthen Geschmacke zeugt."

„Es zeugt auch von schlechtem Geschmacke, wenn man einem Verbote mit Gewalt entgegen handelt, Herr Herzog."

„Mein Herr!" sagte Olympia.

„Ah! Madame," unterbrach Pecquigny, „erschrecken Sie nicht. Sie sind zu Hause, nicht wahr? Nun wohl! da ich nicht für mich hierher komme, so komme ich und bleibe ich. Der Herr Graf mag seine großen Augen verdrehen, so lange es ihm beliebt, er mag mir, wenn er will, einen ärgerlichen Empfang bereiten: ich werde mich wenig darum bekümmern, empfangen von Ihnen und abgesandt ... vom ... Kö ... nig."

Pecquigny scandirte diese drei letzten Sylben so, daß er ein ganzes Heer die Waffen strecken gemacht hätte.

Olympia stand beim Namen des Königs auf, Mailly, der stehen geblieben war, setzte sich wieder.

Pecquigny ahmte ihm nach.

„Ich setze mich," sagte er, „da Sie mich dazu auffordern, schöne Dame, und ich fange an. Aber, wahrhaftig, Madame, sagen Sie doch diesem armen Mailly, daß man verliebt sein kann, ohne lächerlich zu sein. Glaubt er denn, ich werde Sie nur so wegnehmen, ohne: Aufgepaßt! zu rufen? Ah! Mailly, laß uns plaudern, und zwar freundlich. Nachher mag es sein, wie es will."

Mailly brach das Eis.

„Herzog," sagte er, „Sie nennen mich beharrlich einen lächerlichen Menschen, weil ich Etwas liebe und vertheidige, was ich liebe; ich bitte Sie, seien Sie mildherziger oder mehr Mensch; Sie kommen hierher, um mir Olympia zu nehmen, ich verhindere Sie daran, und ich habe Recht."

„Mein Freund, Madame ist durch sich selbst bewacht, und zwar viel besser als durch Ihr Regiment.“

„Phrasen, rednerische Blumen, Köder, mit deren Hülfe man einen Menschen einschläfert.“

„Ah! Graf, Sie würden einen Heiligen ermüden. Wie! ich habe Ihnen erklärt, Sie würden nichts von mir erlangen; wie! ich habe Ihnen erklärt, wenn Sie einen Gang mit dem Degen mit mir zu machen gedächten, so werde ich es Ihnen bewilligen; wie! Sie wissen, daß ich mich in diesem Falle für den König schlagen würde, Sie gegen ihn; wie! Sie hören, daß mich der König zu Madame schickt, und Sie bleiben hartnäckig? Hören Sie, mein Lieber, seit dem seligen Herrn von Noailles, der ein sehr tugendhafter und sehr gefälliger Edelmann war, hat man nichts Ihnen Aehnliches gesehen. Ah! Sie werden Succeß in Wien haben.“

„Der Graf geht nach Wien?“ rief Olympia.

„Ich schlage es aus, ich habe es ausgeschlagen,“ beeilte sich Mailly zu erwiedern, als er sah, welche Wirkung diese Worte auf Olympia hervorgebracht hatten.

„Ei! es mag sein, Sie haben es ausgeschlagen; sagen Sie das vor Madame, das ist sehr gut. Doch Sie wissen wohl, daß man sich nicht weigert, dahin zu gehen, wohin der König einen schickt.“

„Ich werde dem König und allen denjenigen, welche er zu mir schickt, zeigen, ob man einen guten Edelmann seiner Familie entreißen kann und seiner . . .“

„Und seiner Frau, nicht wahr?“ sagte Pecquigny.

„Dämon!“ rief Mailly, „Du mißbrauchst . . .“

„Aergere Dich nicht. Du hättest zweimal Unrecht. Uebrigens höre ich auf, Dich zu quälen. Ich wollte Madame fragen, ob sie einige Neigung für das Theater fühle, in welchem Falle der König mich als seinen Kammerherrn beauftragen würde, sie unter seine Schauspieler zu engagiren und . . .“

„Machen Sie sich nicht so viel Mühe, Herr Herzog,“ unterbrach ihn Olympia, „denn der Herr Graf von

Mailly ist von allen unseren Plänen unterrichtet. Ich habe kein Geheimniß für ihn."

„Oh! dann habe ich nicht mehr, wie so eben, Mitleid mit Dir, mein Lieber ... Madame, dieser Besuch hat keinen andern Zweck, als Sie zu bitten, so bald als möglich das neue Stück zu spielen. Der König langweilt sich. Der König will Neues. Der König wartet, und Sie wissen, das ist nicht die Gewohnheit in seiner Familie."

„Mein Herr," antwortete Olympia, „der König erweist mir viel Ehre, und um dies nach meinem schwachen Talente, aber mit allem Eifer zu erwiedern, sage ich Ihnen, daß ich bereit bin: ich kann meine Rolle."

„Ist es mölich!" rief Pecquigny voll Freude.

„Ich kann sie und werde spielen, wann man will."

„Morgen, mein Fräulein, morgen."

„Morgen, es sei!"

„Morgen ist gerade von Ihrem Stücke irgend ein Debut, um das mich ein alter Freund von mir, ein Schauspieler, gebeten hat, Sie wissen, der kleine Champmeslé ..."

„Ah! Herr Champmeslé!" versetzte Olympia, welche dieser Name an die erste Vorstellung von Herodes und Marianna in Avignon erinnerte.

„Du kennst Champmeslé auch?" fragte der Unbarmherzige den Grafen von Mailly.

„Nein," antwortete dieser mit mürrischem Tone.

„Champmeslé kehrt zum Theater zurück, Herr Herzog?" fragte Olympia.

„Nicht er, wie ich glaube, oder er ist es wohl; ich weiß nicht genau, wer; ich weiß nur, daß ich den Debut-Befehl unterzeichnet habe."

„In was wird er spielen?"

„Warten Sie doch, in ... Ei! mein Gott, in der Tragödie, wo die Frau von einer Binde spricht."

„Ah! Monime!"

„Monime? .. Nein, es ist ein Mannsname."

„Mithridates?“ sagte Olympia lächelnd.

„Sie haben ihn genannt. Morgen also dieses Debut, — Sie hernach, — ein schöner Abend. Oh! mein Fräulein, halten Sie sich gut.“

„Und ich auch, nicht wahr?“ versetzte Mailly mit einer traurigen Miene.

„Bah! Du weinst immer. Mein Fräulein, morgen, das ist abgemacht.“

Olympia geleitete Pecquigny in großer Ceremonie zurück, und Mailly horchte bis zum letzten Gott befohlen! das sie sich auf der Schwelle sagten.

Der Herzog hütete sich übrigens wohl, etwas dadurch zu gefährden, daß er ein Wort zu viel gesagt hätte: er fühlte, daß Mailly lauerte.

„Gleichviel,“ sagte dieser zu Olympia, als sie zurückgekehrt war, „Sie werden mir zugestehen, es ist seltsam, daß ein Herzog, Pair und Kammerherr seine Theaterbulletins selbst zu einer Schauspielerin bringt; ich habe das nie gesehen.“

„Sie sind nicht artig, Graf,“ sagte Olympia kalt.

„Er ist es zu sehr.“

„Ist das meine Schuld? Werden Sie wegen einer solchen Kleinigkeit mit mir zanken?“

Mailly knirschte mit den Zähnen und hauchte seine Verzweiflung in einem Seufzer aus.

Der arme Mann, wie ganz anders würde er geseufzt haben, hätte er gewußt, was ihn Richelieu, den er nicht verfluchte, an demselben Morgen ausgesetzt hatte.

„So ist es mit der Unwissenheit,“ sagte Pecquigny, während er nach Hause zurückkehrte, „dieser arme Mailly würde mir in diesem Moment die Augen ausreißen, und später wird er mich umarmen und auch um Verzeihung bitten. Die Menschen sind doch sehr dumm.“

Der Herzog war so zufrieden, über Andere lachen zu können, daß er nicht an die Rolle dachte, die er selbst in dieser Angelegenheit übernommen hatte.

LXXXIV.

Der Prolog von Mithridates.

Der andere Tag, dieser noch in den Schleiern der Zukunft verborgene andere Tag, der der Gegenstand der Ungeduld so vieler Leute war, dieser andere Tag, welcher Scenen viel rührender, viel düsterer, viel komischer, viel lächerlicher, als die der Tragödie und der Komödie, welche man dem König bestimmte, beleuchten sollte, dieser andere Tag erschien endlich.

Schon am Morgen begab sich Bannière ins Theater; er hatte seine Rechte anerkennen und sein Costume zurichten lassen.

Was die Proben betrifft, so hatte er zur großen Befriedigung der anderen Künstler, welche mit ihm in Mithridates spielten, gesagt, eine einzige genüge ihm.

Bannière hatte seinen Kameraden Rendez-vous beim Herrenschenke eine Stunde vor der Probe gegeben.

Mittelst zweier Louis d'or, die ihn ein ziemlich gutes Frühstück kostete, machte er Bekanntschaft mit ihnen und wurde für einen guten Jungen erklärt.

Während des Frühstücks, da man sich vor einem guten Jungen keinen Zwang anthat, sprach man schlimmes von Olympia. Man sprach viel Schlimmes von ihr, aber Bannière behauptete, er kenne sie nicht, und war dadurch der Verbindlichkeit, seine Quote dazu zu liefern, überhoben.

Man trank viel; Bannière allein trank nicht.

Nach diesem Frühstück-Mittagsbrod ging Bannière eine Stunde spazieren, um seine Ideen zu classificiren, um den ganzen Vortheil fest zu ergreifen, den die Kaltblütigkeit bei einem Unternehmen, wie er es versuchen wollte, gibt.

Seiner sicher, trat er endlich ins Theater ein, nicht ohne dahin und dorthin geschaut zu haben: ob nicht ein verdächtiges Gesicht bei seinem Vorübergehen nach ihm schnappen wolle.

Er ging zuerst in seine Loge, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung sei, und ehe er sich ankleidete, denn er hatte Zeit übrig, spazierte er in dem Gange umher, wo die Schauspieler eintraten.

Er kannte die Gewohnheit von Olympia bei jeder ersten Vorstellung von Stücken, in denen sie spielte. Um Zeit zu haben, sich abzusondern, kam Olympia, als wahre Künstlerin, immer drei Stunden vor dem Anfang.

Olympia kam in dem Augenblick, wo Bannière zum zweiten Male auf- und abging.

Er war im scharfen Lichte, sie war im Schatten. Er fühlte sie, er erkannte sie.

Sie stieß einen Schrei aus, warf sich zurück und entfloh in ihre Loge, als ob sie ein Gespenst gesehen hätte.

Bannière hatte eine Stunde für sich, ehe er sich ankleiden mußte. Er lief nach der Loge von Olympia, fand die Thüre offen, und blieb vor der jungen Frau stehen, welche beinahe ohnmächtig auf ihr Ruhebett gefallen war und schluchzte wie bei Annäherung einer Nervenkrise.

„Ich bin es,“ sagte er; „ich, Bannière; ich, der ich kein Schatten, sondern ein Körper bin.“

Olympia erhob sich allmälig, durch diese Stimme galvanisirt.

„Ja,“ murmelte sie, „er ist es!“

„Und voll Vernunft, wie Sie sehen werden,“ fügte Bannière bei.

Mochten diese Worte etwas Drohendes in sich schließen, mochten sie einen verborgenen Sinn oder einen unmittelbaren Vorwurf enthalten: Olympia, als sie die dieselben hörte, bewaffnete sich mit Zorn.

„Wenn Sie kein Narr sind," sagte sie, „mit welchem Rechte sind Sie in meiner Loge?"

„Madame," erwiederte Vannière mit funkelndem Auge, „ich habe die Ehre, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß, wie groß auch ihre Lust, mich fortzujagen, sein mag, Sie nicht das Recht hiezu haben; ich debutire heute, und das Theater gehört mir wie Ihnen."

„Oh!" rief Olympia, ergriffen von Erstaunen und zugleich von Bewunderung für diese Kühnheit und diese Industrie, für diese Beharrlichkeit endlich, welche nur die Narrheit oder die Liebe allein in einem Herzen erwecken können.

„Und," fuhr Vannière fort, „wenn Sie behaupten, ich sei bei Ihnen in Ihrer Loge, was wahr ist, und wenn Sie behaupten, ich belästige Sie, so will ich gehen: das war meine Absicht. Nie werde ich mit Gewalt und auch nicht einmal bei gutem Willen bei einer Frau bleiben, welche feig genug war, mich zu verleugnen, als ich litt, als ich für sie starb."

Doch statt sich zu vertheidigen, zog die stolze junge Frau ihre Lippen zu einem verächtlichen Lächeln zusammen und schwieg.

„Ja," sprach Vannière, „ja, ich begreife; Sie haben geglaubt, ich sei ein Narr; Sie haben sich nicht gesagt, wenn ich einer sei, so sei ich es aus Liebe. Sie haben, schöne, wohlriechende Dame, Ekel vor meiner Gegenwart gefühlt, und Sie sind sehr weit geflohen, ohne sich umzuwenden! Und ich begreife das; fern oder nahe, war meine Gegenwart ein grausamer Vorwurf für Sie. Oh! was auch meine Fehler sein mögen, und so bedeutend sie auch sein mögen, es gibt, ich erkläre es, keinen, von dem ich mich nicht durch Ihr abscheuliches Benehmen freigesprochen erachte."

Olympia schwieg fortwährend.

„Uebrigens," fuhr Vannière fort, dessen Gemüth allmälig bei dieser theuren Gegenwart in Bewegung gerieth, „meine Fehler sind bestreitbar, und ich brachte

die Beweise hievon mit. Sehen Sie, Madame, hier ist ein Brief der Catalane, in welchem sie erklärt, daß ich nie ihr Liebhaber gewesen bin. Sehen Sie, Madame, hier ist Ihr Ring. Sehen Sie, urtheilen Sie und bereuen Sie, wenn Sie noch Herz haben; bereuen Sie den feigen Verrath, den Sie an mir begangen."

Und er warf auf die Toilette von Olympia den Brief, in welchem die Catalane ihre List gestand. Und er warf zu dem Briefe den Ring von Mailly, dieses kostbare Kleinod, das mit so großen Schwierigkeiten Aller Augen, während der Reihenfolge der von uns erzählten Mißgeschicke, von Bannière entzogen worden war.

Olympia schlug zwei große, erstaunte Augen auf, die sich abwechselnd auf den Brief und auf den Ring hefteten.

„Madame," fügte er bei, „erfahren Sie nun das Uebrige. Um diesen Ring zu behalten, bin ich mehr als halb Hungers gestorben; ich habe gelebt," — er schlug die Augen zum Himmel auf, — „weil Gott es gewollt hat! Ich habe mich auf Ihren Spuren nachgeschleppt, ich habe zwanzig Tage auf dem freien Felde geschlafen, ich bin vierzehn Tage ohne zu schlafen in den Zellen von Charenton geblieben! Doch ich habe noch nicht genug gelitten, da mir heute die Freude zu Theil wird, Sie von meiner Ehrlichkeit zu überzeugen, da ich Sie heute lehren kann, was eine redliche, unendliche, unvertilgbare Liebe ist! Gott befohlen, Madame, Gott befohlen! Seien Sie glücklich, ich bin gerächt!"

Olympia hatte gehört, sie hatte die Worte von Bannière verschlungen; schon hatte sie diesen Brief der Catalane gelesen, und sie wußte ihn auswendig; schon hatte sie diesen Ring wieder an ihren Finger gesteckt.

In dem Augenblick, wo Bannière einen Schritt machte, um wegzugehen, stürzte sie wie eine Tigerin vor und versperrte ihm den Weg.

„Sie haben dies Alles gethan?" sagte sie.

„Gewiß, und noch etwas ganz Anderes."

„Was haben Sie gethan?"

„In Paris am Tage Ihrer Debuts angekommen, wollte ich mit Gewalt ins Theater eindringen, denn ich hatte kein Geld, um mein Billet zu bezahlen, denn ich wollte diesen Ring nicht verpfänden, und da wurde ich verhaftet, da habe ich mich gesträubt, da habe ich die Gefreiten geschlagen, und da ich unabläſſig, nicht Ihren Namen, denn wahnſinnig, wie ich war, befürchtete ich, Sie zu gefährden, . . . da ich unabläſſig: Junia! Junia! Junia! ſchrie, ſo hielt man mich für einen Narren und führte mich nach Charenton, von wo ich vor acht Tagen, das heißt, am andern Tage, nachdem Sie mich dort geſehen, entwichen bin."

„Sie haben Alles dies gethan?" rief Olympia.

„Gewiß."

„Warum haben Sie Alles dies gethan?"

„Was iſt Ihnen daran gelegen? ich habe es gethan, mehr kann ich Ihnen nicht ſagen."

„Sagen Sie, warum Sie Alles dies gethan haben?" wiederholte Olympia.

„Sie wollen es?"

„Ja."

„Nun wohl! es geſchah, um mich zu rächen."

„Nein, es geſchah nicht deshalb."

Bannière wandte ſich ab, doch Olympia ergriff ihn bei den Händen, nöthigte ihn, ihr ins Geſicht zu ſchauen, und ſprach:

„Sie ſollen mir ſagen, warum Sie Alles dies gethan haben. Aber ſage es doch, Unglücklicher, damit ich nicht mehr zweifle, damit ich Dir glaube."

„Wohlan! ich habe Alles dies gethan. . ."

„Du haſt es gethan?"

„Weil ich Dich liebte, weil ich Dich liebe, weil ich Dich immer lieben werde! weil ich ein Feiger bin und nun zu Deinen Füßen weine und Dich um Gnade bitte, Dich, die ich verfluchen müßte, Dich, die Du mich tödten wirſt!"

„Oh!“ rief Olympia, während sie ihn aufhob, „Du thust wohl daran, daß Du mich liebst! ich liebe Dich noch viel mehr.“

Und nun waren ihre Kräfte ebenfalls erschöpft, und sie sank ganz von Thränen überfluthet in die Arme von Bannière.

Doch sie kam zuerst wieder zur Vernunft und sagte:

„Wie wahnsinnig sind wir! warum diese Schreie, warum diese Entzückungen, warum dieses Pressen der Hände? Ach! ach! wir sind nichts mehr für einander!“

„Olympia!“ rief Bannière, „dieses Wort, Sie denken es nicht!“

„Ei! aus welchem Grunde habe ich Dich denn verlassen? Wegen der Untreue, der ich Dich schuldig glaubte. Ich täuschte mich, ich klagte Dich fälschlicher Weise an; aber ich, ich bin Dir wirklich untreu gewesen.“

„Du hast mir verziehen, Olympia, ich verzeihe Dir.“

„Oh! nein, nein, diese Verzeihung wäre nicht aufrichtig, Bannière. Wir hätten immer im Grunde des Herzens, Du die Eifersucht, ich die Reue, zwei Geier, welche an unserem Glücke nagen würden.“

„Oh! was sagst Du da, Olympia? Glaubst Du denn, ich sei ein Mann wie die andern Männer, ich habe eine Liebe wie die Liebe der Andern? Denkst Du, heute verliebt, werde ich morgen gleichgültig sein? Oh! nein, Olympia, Du bist mein ganzes Leben; ohne Dich würde ich nicht leben. So, wie Du bist, werde ich Dich nehmen; so, wie Du sein wirst, in welcher Epoche es auch sein mag, würde ich Dich nehmen. Zögere nicht, Olympia; mache mit mir, was Du willst! Doch nicht eine Minute Verzug, beeile Dich, Dein Urtheil auszusprechen; wähle zwischen meiner Freude und meiner Verzweiflung, zwischen meinem Leben und meinem Tode! Oh! ich weiß, was Du sagen willst, Du bist verbunden. Herr von Mailly liebt Dich... Er wird Dich auch

nur mit dem Leben verlassen. Die, welche Dich gesehen haben, lieben Dich, Olympia; die, welche Dich geliebt haben, sterben. Das ist das Schicksal! Nun denn! er sterbe, er sterbe, das Weltall endige, was liegt daran! Sprich das Urtheil aus. Olympia, sie haben gesagt, ich sei wahnsinnig geworden! Olympia, wenn Du mich zurückweisest, wenn Du nein sagst, so werde ich etwas noch Schlimmeres, als ein Narr, ich werde ein Mörder."

„Was verlangst Du?"

„Dich."

„Gib Deine Hand."

„Hier ist sie."

„Bei was soll ich Dir schwören?"

„Bei Deinem Worte, bei dem Worte von Olympia von Clèves, das heißt, der redlichsten Frau, die ich kenne, bei dem Worte meiner Frau."

„Bei meinem Worte, beim Worte Deiner Olympia," sprach Olympia feierlich.

„Ich danke Dir. Du spielst heute Abend?"

„Du auch?"

„Nach der Vorstellung wirst Du mit Herrn von Mailly sprechen?"

„Nach der Vorstellung werde ich etwas Besseres thun."

„Was wirst Du thun?"

„Was ich schon einmal gethan habe: ich werde mit Dir abreisen."

„Du wirst abreisen!" rief Bannière trunken vor Glück.

„Ist das abgemacht?"

„Oh! Olympia, Gott hat mein Herz nicht groß genug geschaffen: ich ersticke vor Freude!"

„Die Glocke ertönt, Du debutirst heute Abend. Sage Olympia Gott befohlen und gehe."

„Meiner Frau?"

„Deiner Frau!"

„Gott befohlen, Olympia!"

„Gott befohlen, Bannière!"

„Nach der letzten Scene der Falschen Agnes, nicht wahr?"

„Ja."

Sie trennten sich, indem sie einen so scharfen Freudenschrei von sich gaben, daß er einem Schmerzensschrei glich.

Das war die Scene, welche dem ersten Acte von Mithridates vorherging.

O Racine, großer Dichter! Du schriebst allerdings die Liebe von Monime besser; doch für Eines bürge ich Dir, dafür, daß sie nicht der von Olympia von Clèves an Werth gleichkommt!

LXXXV.

Nach der Vorstellung.

Wir legen nicht genug Gewicht darauf, aus Bannière einen mit allen Vorzügen begabten, in jeder Hinsicht vollendeten Romanhelden zu machen, um hier zu sagen, er habe auf der französischen Bühne so debutirt, daß er die Gunst seines Auditoriums gefesselt und sich mit dem ersten Schlage unter den großen Talenten des Theaters hervorgethan.

Bannière ist eine wirkliche, leider durch die Geschichte wegen ihrer Mißgeschicke und ihrer Fehler aufgezeichnete Person; wir werden es also nicht versuchen, aus ihm das zu machen, was er nicht war, was er nie war.

Er debutirte geräuschlos am Anfang des Abends;

der König war noch nicht gekommen und sollte erst beim zweiten Stücke kommen.

Er debutirte übrigens mit einer schwierigen Rolle, welche wenig mit seiner Jugend und seiner Schönheit im Einklange stand.

Er debutirte unter der Wucht einer Erwartung, welche genügt hätte, um ein besseres Debut als das seinige zu tödten: der Erwartung eines Königs, von dem man wußte, daß er bald kommen sollte, der Erwartung einer ausgezeichneten Person, welche schon das erste Mal, als sie auf dem Theater erschienen war, einen so großen Erfolg im Trauerspiele gehabt hatte.

Am Anfang ertragen, in der Mitte des Stückes geduldet, wurde Bannière am Ende des Stückes auf eine ganz specielle Art ausgepfiffen.

Als gewissenhafter Geschichtsschreiber beeilen wir uns, zu sagen, daß der arme Bannière den Kopf nicht mehr bei dem hatte, was er that, weil die Freude und die heftige Aufregung ihn aus allem Maße hinauswarfen.

Er scandirte schlecht. Er wußte nichts mehr. Das unstörbare Gedächtniß, das ihm den Sieg bei seinen Debuts in Avignon errungen, hatte sich in einer Stunde mit allen Arten von Dingen gefüllt, welche nicht im Mithridates waren, und an die der sanfte Racine nie gedacht hatte.

Als man dann allmälig bemerkte, daß Bannière im vierten Acte etwas ganz Anderes sprach, als seine Rolle, begann das Anfangs sehr große Erstaunen dem Zorne Platz zu machen.

Man murrte zuerst.

Gestört durch dieses Gemurre, machte Bannière einen Vers von fünfzehn Füßen, dann, um sich zu verbessern, einen von neun. Man pfiff.

Schon für die Falsche Agnes angekleidet, hatte sich Olympia in die Coulissen gesetzt, um sich an dem Schauspiele, nicht des Darstellers, sondern ihres Ge-

liebten, nicht an Mithribates, sondern an Bannière zu ergötzen.

Kaum war sie gekommen, kaum hatte sie sich niedergelassen, als sie dem wüthenden Sturme von Pfeifen beiwohnen mußte, welche, was die Intensität betrifft, den Seemannspfeifen ziemlich ähnlich waren.

Bannière hatte Olympia erblickt, und er verlor Alles, was ihm an Gehirn blieb. Die Worte verwandelten sich zwischen seinen Zähnen oder verschwanden zwischen seinen Lippen.

Als er sich am Souffleur anklammern wollte, war es schon zu spät.

Die vornehmen Herren auf dem Theater, die sich Anfangs krampfhaft auf ihren Bänkchen und in ihren Fauteuils geberdet und dann sogar Zeichen und Worte mit den Zuschauern der Logen gewechselt hatten, standen auf und fingen an, Einer nach dem Andern die Achseln zuckend wegzugehen.

Bannière war dann wie Pompejus, der die Götter gegen sich, aber Cato für sich hatte.

Bannière hatte die vornehmen Herrn, die Logen, das Parterre gegen sich, aber er hatte Olympia für sich.

Olympia ließ ihr Lächeln unter diesem Sturme glänzen, wie ein Bote der lieblichen Iris am schwärzesten Himmel.

Olympia hielt ihren Fächer auf ihre Lippen, indem sie Bannière anschaute, richtete das zärtlichste Lächeln an ihn und verblendete vollends den armen Debutanten.

Und mittlerweile fiel der Vorhang.

Olympia, während alle Welt Bannière den Rücken kehrte, ging gerade auf ihn zu, drückte ihm die Hand und sagte ihm nur das Wort:

„Sogleich."

„Ja," erwiederte Bannière, „und ich beeilte mich,

durchzufallen, um diesen beseligenden Augenblick zu beschleunigen."

Und er verschwand, indem er sich schwur, nie mehr den Fuß auf die undankbare Bühne zu setzen.

Ruhig in diesem Chaos, suchte indessen Olympia mit den Augen Herrn von Mailly, welchen noch nicht gesehen zu haben sie sich wunderte.

Sie war nicht ohne Besorgniß: Mailly konnte Bannière begegnet sein und ihn erkannt haben.

Dieses Begegnen benahm ihr das ganze Verdienst der Initiative; was sie Herrn von Mailly zu sagen hatte, wurde eine einfache Erklärung.

Was Pecquigny betrifft, dieser hat ihn gesehen und sogar nach diesem unglücklichen Debut ausgerufen:

„Oh! er ist artig, der Schützling von Champmeslé. Man sage noch einmal, die Schauspieler verstehen sich auf das Schauspiel!

Die Stunde rückte vor; die Geigen spielten; der König kam; Herr von Mailly erschien endlich und nahm seinen Platz auf den Bänkchen des Theaters.

Bannière war schon, und zwar seit mehr als zehn Minuten in seiner Loge.

Die Falsche Agnes begann.

Olympia war, ganz das Gegentheil des armen Bannière, sehr ermuthigt worden. Sie hatte ihre beiden Hände Pecquigny gegeben, dem sie zuvor nicht eine hatte geben wollen; sie hatte die Complimente Aller entgegengenommen; sie hatte das flehende Lächeln von Mailly aufgefangen; sie wußte zum Voraus, welche Wirkung jeder von ihren Schritten, jede von ihren Geberden, jedes von ihren Worten hervorbringen würde.

Sie spielte als vollendete Künstlerin. Sie erregte die Bewunderung durch ihre idealische Schönheit; sie setzte durch die Distinction ihres ganzen Wesens in Erstaunen.

Der König sagte Pecquigny tausend angenehme Dinge, aber mit einem Tone, der nichtsdestoweniger viel

Ruhe und sogar Hoffnung Richelieu ließ, welcher seinen Platz hinter dem Fauteuil Seiner Majestät hatte.

Was Herrn von Mailly betrifft, so darf man versichern, daß er mit den Augen die königliche Loge nicht verließ, und daß jeder Eindruck Seiner Majestät sich in seinem Geiste reflectirte und sein Herz verwundete.

Das Stück ging, wie die modernen Uebertreiber sagen, unter einem Donner des Beifalls, der um so wärmer, je geräuschvoller der Sturz von Bannière gewesen war, zu Ende.

Der Vorhang fiel, Olympia, deren glänzendes Geschick schon Jedermann ahnete, wurde von Complimenten und Huldigungen überströmt.

Herr von Mailly, nachdem er ihr die Hände geküßt, beeilte sich, im Saale über die Meinung des Königs und die interessanten Neuigkeiten Erkundigung einzuziehen.

Olympia warf in einen Winkel Blumen, Billets und Complimente, und kleidete sich so rasch als möglich aus.

Herr von Mailly trat bei Olympia in dem Augenblick ein, wo sie ihre Schminke abgelöst und ihre Haare hatte in Ordnung bringen lassen.

Die Coiffeuse, als sie den Grafen erblickte, entfernte sich, ehe dieser Zeit gehabt hatte, sie durch einen Wink zu verabschieden. Das Gesicht von Mailly drückte so viele ernste Dinge aus, daß die Fremde mit dem den Theaterleuten eigenthümlichen Scharfsinn errieth, sie sei zu viel bei der Unterredung.

Erstaunt und unruhig über diese feierliche Miene, traf Olympia ihre Vorbereitungen.

Sie begriff, daß diese Unterredung ein Kampf sein würde.

Der Graf schaute umher, trat an die Thüre, durch welche die Coiffeuse abgegangen, versicherte sich, daß sie geschlossen war, und kam zu der jungen Frau zu-

rück, die ihn mit den Augen während dieser Bewegungen verfolgt hatte.

„Olympia,“ sprach der Graf, „nicht wahr, Sie sind ganz allein, und Sie können ohne Störung das anhören, was ich Ihnen zu sagen habe?“

„Oh!“ dachte Olympia, „er will mit mir von Bannière sprechen; er hat ihn gesehen! er weiß Alles!“ Und sie erwiederte:

„Herr Graf! ich höre Sie!“

„Mit Geneigtheit, nicht wahr, Olympia?“

„Sie können nicht daran zweifeln.“

„Olympia, ich habe Sie vorhin einen Augenblick verlassen. Oh! ich weiß wohl, Sie haben es nicht bemerkt. Ich suchte diejenigen auf, welch den König während der Vorstellung umgeben hatten, und ich bringe Gedanken hierher, welche nicht sehr freudig sind. Sie werden darüber urtheilen.“

Olympia machte eine Bewegung.

Mailly aber machte mit der Hand eine Geberde, welche auf eine so bestimmte Art ein wenig Geduld forderte, daß Olympia wartete.

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine schmerzliche Geschichte erzähle,“ sagte Mailly. „Sie wissen, daß ich verheirathet bin.“

„Ich weiß es,“ erwiederte trocken Olympia, die sich nicht erklären konnte, aus welchem Anlaß Mailly das Gespräch durch diese Worte in Angriff nahm.

Mailly fuhr aber fort, ohne daß er den Ton zu bemerken schien, mit dem man ihm die Antwort gegeben hatte:

„Sie wissen, daß Frau von Mailly für ziemlich schön gilt.“

„Ja, in der That, sie gilt hiefür,“ antwortete Olympia mit einem noch trockeneren Tone.

„Nun Olympia, der König hat sich in meine Frau verliebt, und gewisse Freunde, — man hat immer von dieser Art, — haben es sich zur Aufgabe gemacht, die

Neigung des Königs für Frau von Mailly reussiren zu lassen."

„Frau von Mailly liebt Sie also nicht, mein Herr?" fragte Olympia, deren Neugierde dieser Eingang sichtbar erregt hatte, während es sie doch drängte, zur Entwickelung zu kommen.

„Nein," erwiederte Mailly, „Sie liebt mich nicht, Olympia, Sie haben das Wort gesagt, doch sie ist meine Frau und führt meinen Namen."

„Nun! hernach?" vesetzte Olympia mit einer gewissen Bangigkeit.

„Ich bitte, warten Sie."

„Es ist . . ."

„Sie möchten vielleicht gern, daß unsere Unterredung bei Ihnen stattfände? Ich würde es auch vorziehen, Olympia, doch sie läßt sich nicht verschieben."

„Ah!" machte Olympia, zu ihren ersten Befürchtungen zurückgeführt.

„Ich fahre fort: der König bedroht also meine Frau, und nur dies hat meine Ernennung zum Gesandten in Wien, von der Ihnen Pecquigny gestern sagte, veranlaßt."

„Nicht wahr, das geschieht, um Sie von Ihrer Frau zu entfernen?"

„Ja, doch ich habe es ausgeschlagen."

„So handelt ein vortrefflicher Gatte."

„Beurtheilen Sie nicht so eilig die Ursache meiner Weigerung, Olympia."

„Oh! mein Gott, Sie haben es aus ehelichem Zartgefühle für Frau von Mailly ausgeschlagen."

„Nein, Olympia. Ich habe es aus Liebe für Sie ausgeschlagen."

„Oh! Herr Graf!"

„Warten Sie, Olympia, ich will Ihnen den Beweis liefern; doch vorher schwören Sie mir, daß Sie mir mit der vollkommensten Aufrichtigkeit antworten werden."

„Es ist unnöthig, daß ich es Ihnen schwöre, mein Herr; wollte ich auch anders handeln, so könnte ich doch nicht. Ich habe nie getäuscht."

„Gut. Nur aus Liebe für Sie habe ich den Gesandtschaftsposten ausgeschlagen. Er würde mich von Ihnen entfernen, Olympia, und nicht damit zufrieden, daß er meine Frau bedroht, bedroht nun der König gerade auch meine Geliebte."

Olympia schüttelte den Kopf.

„Oh! sagen Sie nicht nein, Olympia! Das ist bewiesen: man hat mir berichtet, daß der König Sie schön gefunden, und in diesem Augenblicke sind Versuche zugleich gegen meine Ehre und gegen mein Glück im Werke. Olympia, ich wende mich an Ihre Rechtschaffenheit; ach! ich würde so gern sagen, ich wende mich an Ihre Liebe."

„Sprechen Sie, mein Herr," sagte Olympia kalt.

„Ich weiß wohl, daß Sie keinen großen Fond von Zärtlichkeit für mich haben, liebe Olympia, und wenn Sie mir treu geblieben sind, so ist es rein aus Redlichkeit geschehen; aber Sie wissen so gut, daß ich Sie mehr als Alles liebe; Sie haben es so wohl erfahren, daß ich Sie nicht durch meine Wiederholungen ermüden werde; es ist immer an Ihnen, sich auszusprechen! Sie werden über das Schicksal meines ganzen Lebens entscheiden; denn ich muß gestehen, die Trennung, die ich vor einem Jahre so leicht genommen habe, ist heute für mich eine unmögliche Sache, ein tödtliche Sache geworden. Ohne Sie, Olympia, gefällt mir nichts mehr auf dieser Welt. Olympia, schwören Sie mir, daß Sie den König nicht lieben werden."

Olympia machte eine Bewegung.

„Schwören Sie mir das," fuhr Mailly fort, „und ich werde den mit Beute beladenen Arabern nachahmen, welche ihre am wenigsten kostbaren Reichthümer fallen lassen, um den Feind, der sie aufrafft, zurückzuhalten, — zu glücklich, Sie zu retten, wenn Sie die Güte haben

wollen, mir ein wenig dabei zu helfen. Dann werden wir die Wahl zwischen zwei Entschließungen haben: entweder reisen Sie mit mir ab, Olympia, und ich nehme die Gesandtschaft an, oder Sie bleiben, und ich schlage sie aus, um mit Ihnen zu bleiben. Sie haben mich gehört, Olympia; lassen Sie sich einige Minuten, um zu überlegen, wenn Ihnen Ihr Herz nicht eine unmittelbare Antwort eingibt, und erklären Sie sich auf eine entschiedene Art über das, was ich von Ihnen erwarten darf."

Es lag so viel wahre Liebe in den beinahe unsinnigen Worten des Grafen, daß Fräulein von Clèves, abgesehen von ihrer besondern Lage, eine Verlegenheit einem Gewissensbiß ähnlich empfand.

Doch sie war zu edelmüthig, um lange in ihren Entschließungen unter so kritischen Umständen zu zögern, und sie erwiederte:

„Herr Graf, ich werde den König nie lieben."

„Oh!" rief Mailly im höchsten Maße erfreut, „ein Wort gegeben von der redlichen Frau, die Sie sind, Olympia, ist heiliger als ein Schwur. Ich danke Ihnen. Oh! wie gut sind Sie, Olympia. Sprechen Sie, soll ich die Gesandtschaft annehmen, und werden wir mit einander abreisen? — Welches Glück! — Oder ist Ihnen an Ihrem Paris gelegen, liebe Schöne? und werden Sie mir das Glück verschaffen, Ihnen ein vollständiges Opfer dadurch zu bringen, daß ich die Gesandtschaft ausschlage, wodurch ich mir die Ungnade zuziehe?"

„Herr Graf," antwortete Olympia, welche, nachdem sie einen Augenblick gezaudert, alle diese Worte abwog, deren Gewicht sie so wohl fühlte, „nehmen Sie die Gesandtschaft nicht an, das ist edler für Sie, und vertheidigen Sie Ihre Frau, die Ihren Namen führt."

„Aber Sie," rief Mailly erstaunt über diese Antwort, „Sie, auf welche alle Angriffe des Königs gerichtet sind?"

„Oh! ich, ich werde gut vertheidigt sein," erwiederte muthig Olympia.

„Wie, vertheidigt!"

„Ja, Herr von Mailly, die Frau, welche liebt, wird hinreichend durch ihre Liebe vertheidigt."

Mailly wechselte die Farbe.

Er fühlte sich nicht genug von Olympia geliebt, daß sie ihm solche wonnige Dinge sagen sollte.

„Olympia, Olympia, Sie lieben Einen?" sprach der Graf, während er um das Lächeln bettelte, das er selbst traurig versuchte.

„Ich liebe, mein Herr, und bin verbunden."

„Verbunden zu was?"

„Zu heirathen."

„Seit wann?"

„Seit zwei Stunden."

„Olympia!" rief Mailly, „was sagen Sie da?"

„Ich sage, Herr Graf, daß ich mich heute Abend mit einem Manne, den ich liebe, verheirathe."

Der Graf erbleichte und hätte beinahe das Bewußtsein verloren. Er erstickte.

„Und wer ist denn der Mann, den Sie lieben, ohne daß ich es weiß, Olympia?"

„Sie irren sich, mein Herr, Sie wissen, daß ich ihn liebe."

„Aber mit mir, Olympia, haben Sie nur einen einzigen Mann geliebt, und das ist..."

Die Logenthüre wurde geöffnet und unterbrach den Grafen; Bannière erschien auf der Schwelle ganz geschäftig, ganz strahlend, ganz verwandelt.

Der Graf wich zurück, als ob er ein Gespenst erblickt hätte.

LXXXVI.

Wo sich Mailly für die Gesandtschaft entscheidet.

Olympia streckte die Hand gegen Bannière aus, der, als er Mailly erblickte, auf der Schwelle stehen blieb.

„Der Mann, den ich liebe, ist hier, Herr Graf,“ sagte sie; „er ist es, den Sie nennen sollten; es ist Herr Bannière. Ich glaubte, ich habe aufgehört, ihn zu lieben, denn ich wähnte, er habe mich betrogen. Er hatte mich nicht betrogen, ich besitze den Beweis hievon. Ich liebe ihn immer noch, und ich bitte Sie um Verzeihung, Herr Graf.“

Das tiefe Erstaunen von Bannière, die völlige Niedergeschlagenheit von Mailly, diese stolze und muthige Bläſſe von Olympia bildeten ein Gemälde, dem es nicht an Intereſſe mangelte.

Olympia stand auch auf, nahm die Hand des Grafen und sprach:

„Sie sind ein edler und wackerer Mann, Herr Graf, und man hintergeht Ihres Gleichen nicht. Gott ist mein Zeuge, daß ich lieber selbst leiden, als Sie leiden machen wollte. Aber ach, ich bin nicht mehr Gebieterin über die Gefühle, die ich hege, und folglich auch nicht mehr über die Empfindungen, die ich einflöße. Das Schicksal hat mich in die schmerzliche Alternative versetzt, Ihnen gegenüber feig oder grausam zu sein. Ich bin fest überzeugt, Sie ziehen es vor, wenn ich mich zu Letzterem entschließe, was der Entschluß der Redlichkeit ist. Ich überantworte mich Ihrer Gnade, Herr Graf, mich und den Mann, den ich liebe; Sie sind mächtig genug, um uns Beide wie zwei Rohre zu zerbrechen. Machen Sie von Ihrer Macht nach Ihrem Herzen Gebrauch,

und wenn Sie mich nicht zwingen, Sie zu segnen, seien Sie doch versichert, daß ich Ihnen nie fluchen werde, was auch geschehen mag."

Der Graf hatte noch nicht das Haupt erhoben.

Bleicher als der unglückliche Märtyrer, weil er wußte, was Alles der Graf in diesem Augenblicke leiden mußte, trat Bannière aus Zartgefühl in den Hintergrund und bewunderte von fern diese erschreckliche Frau, von der jedes Wort das Leben oder den Tod gab.

„Sie haben mich reich gemacht, Herr Graf," fuhr sie fort. „Glauben Sie nicht, daß ich elender Weise das Gold und die Juwelen, die Sie mir geschenkt, zurücklassen werde; nein, Sie sind ein Mann von einer zu hohen Lebensstellung, als daß ich von Ihrem Hause zur Armuth übergehen sollte. Glauben Sie mir, wenn ich Bannière nicht wiedergefunden hätte, nie wäre mein Geist anderswo, als bei Ihnen und mit Ihnen gewesen; aber die Bestimmung, der wir alle Drei folgen, war geschrieben. Befehlen Sie, ich gehorche; doch vorher, ich bitte Sie demüthig darum, verzeihen Sie mir den Anschein der Grausamkeit, die ich anwende, um wahr zu sein. Oh! Herr Graf, bedenken Sie doch, daß ich, wenn ich Ihnen nicht sagte, was ich Ihnen in diesem Augenblicke sage, nicht den Schatten des Schmerzes werth wäre, den meine Worte auf Ihrem Gesichte verbreitet haben."

Der Graf erhob sich.

Er fuhr mit einer eiskalten Hand über seine Stirne und sprach:

„Es ist gut, Sie sind in der That eine redliche Frau in der vollen Bedeutung des Wortes, und ich bezeuge Ihnen aufrichtig, indem ich Ihrem Biedersinn Gerechtigkeit widerfahren lasse, daß Sie mir heute den größten Kummer bereiten, den ich in meinem Leben empfunden habe."

Dann wandte sich Mailly gegen Bannière um, der bleich und bebend da stand, denn dieser Edelmuth, dessen

er sich nicht fähig fühlte, hatte ihn tief erschüttert, und sprach:

„Ich bin wirklich zu tief betrübt, um dem Herrn über sein Glück Verbindliches zu sagen. Der einzige Wunsch, für welchen ich Kraft habe, mein Fräulein, und ich bezweifle nicht, daß dieser, von meiner Seite sehr aufrichtige, Wunsch, von der Vorsehung erhört wird, ist, er möge Sie so glücklich machen, als Sie es zu sein verdienen, so glücklich, als ich Sie hätte machen wollen, hätte er sich nicht zu meinem Unglücke gefunden, um mich daran zu verhindern.“

Und nachdem er so gesprochen, grüßte er Olympia auf das Ehrerbietigste, machte ein paar Schritte in der Loge, als wollte er seinen Weg suchen, den er nicht fand, ging endlich hinaus und ließ die zwei Liebenden, mitten in ihrem Glücke, in eine der bittersten Traurigkeiten versunken, die sie je empfunden, zurück.

Olympia verbarg ihr Gesicht in ihren Händen, und man sah Thränen zwischen ihren Fingern durch bis auf den Tisch rollen, auf den sich ihre Ellenbogen stützten.

Düster, unbeweglich, stumm, suchte sie Bannière nicht zu trösten; er fühlte den Umfang dieser Liebe, die sie verachtet hatte; er ermaß den ganzen Adel dieser Seele, die man mitleidslos zermalmt hatte, um sie seiner Liebe zu opfern.

Allmälig verödete sich indessen das Theater, und die zwei Liebenden blieben allein in der Stille und in der Finsterniß.

Herr von Mailly war mit sicherem Schritte seines Weges gegangen. Sein Unglück war so groß, so vollständig, daß es allen seinen physischen Fähigkeiten eine neue Federkraft verlieh.

Das Moralische war bei ihm völlig gebrochen.

Im Säulengange des Theaters erblickte der Graf einen Mann, der, an eine Statue angelehnt, auf dem Bänkchen saß und ruhig, ohne irgend eine Ungeduld,

mit einem seiner Beine spielte, das er auf dem andern tanzen ließ.

Zwanzig Schritte von diesem Manne, dessen Augen sein Hut bedeckte, warteten zwei Lackeien in der Livree von Richelieu stehend und mit entblößtem Kopfe.

Mailly wollte nicht gesehen werden und ging rasch an dem Unbekannten vorüber.

Doch während er vorüberging, stand dieser auf und rief:

„He! Mailly!"

Der Graf wandte sich lebhaft um, er hatte die Stimme zu erkennen geglaubt.

„Herr von Richelieu!" sagte er.

„Guten Abend, Mailly."

„Guten Abend."

„Wie geht es?"

„Gut . . ."

„Ich wartete auf Dich."

„Auf mich?"

„Gewiß; Du siehst wohl, daß alle Welt abgegangen ist, und daß nur wir noch hier sind."

Und er legte einen bezeichnenden Nachdruck auf das Wort hier. Mailly blieb stehen, ohne zu antworten.

„Nun! mein armer Mailly," sagte Richelieu, „ich habe Dich gefragt, wie es gehe."

„Und ich habe Dir geantwortet: Gut."

Richelieu schüttelte den Kopf.

„Ja, gut," wiederholte Mailly, „und ich bin besonders entzückt, Dich zu treffen."

„Ah! bah."

„Du wirst mir einen Dienst leisten."

„Gern, mein lieber Freund."

„Du wirst diese Angelegenheit wieder in Ordnung bringen. Ja, ich weiß, daß das schwierig sein wird, doch da Du ein erstes Mal die Macht gehabt hast, zu

knüpfen, so wirst Du wahrscheinlich auch die haben, einen zweiten Knoten zu machen."

„Wo dies, einen Knoten?"

„Ei! bei Gott, in der Wiener Angelegenheit."

„Ah! sehr gut. Ich erwartete Dich gerade deshalb."

„Es ist also thunlich?"

„Vollkommen."

„Und der König ist nicht zu wüthend?"

„Wüthend, worüber?"

„Ueber meine Weigerung."

„Der König weiß nicht einmal, daß Du Dich geweigert hast. Du begreifst wohl, mein Lieber, man ist Dein Freund, oder man ist es nicht. Ist man es, so ist man es nicht, um Dich in Ungnade zu bringen."

„Oh! welche Güte, Herzog!" sagte Mailly mit einem Lächeln, dem er vergebens seine Bitterkeit zu benehmen suchte.

„Oh! lache nicht, Mailly, er ist ein besserer Mann, als Du glaubst, dieser Herzog von Richelieu, und es war nichts Leichtes, Dich gut mit dem König zu erhalten."

„Glaube auch, daß meine Dankbarkeit dem Dienste angemessen ist."

„Dann ist sie groß und genügend für meine Ansprüche. Du bist also entschlossen?"

„Ja, ich will Frankreich verlassen."

„Du hast Recht."

„Ich will ans Ende der Welt gehen."

„Halte in Wien an und begnüge Dich hiemit; Du wirst sehen, das ist schon sehr weit."

„Oh! was ich an Schmerz mit mir nehme, das wird mir, sei unbesorgt, wohl bis dahin folgen," sprach Mailly, indem er die Hand auf seine Brust legte.

„Der Schmerz! ah! ja, das galoppirt, obgleich ich nie etwas Anderes als Verdruß empfunden habe. Armer Mailly!"

„Beklage mich!“

„Warum nicht, wenn Du zu beklagen bist.“

„Solltest Du es leugnen?“

„Gut! wirst Du mich nicht etwa glauben machen, Du bedaurest den Verlust Deiner Frau?“

„Ich bedaure nichts.“

„Doch, Du bedauerst den Verlust von Olympia; was willst Du, mein lieber Graf, die Teufelsweiber vom Theater, wenn sie sich einmal gemein gemacht haben, sind unbezähmbar. Diese ist aber sehr schlecht mit Dir umgegangen, armer Freund.“

„Ah! Du weißt es?“

„Weiß ich nicht Alles? Doch an dieser kannst Du Dich wenigstens rächen.“

„Mich an Olympia rächen!“

„Wenn Du Dich nicht an der Frau rächst, so kannst Du Dich wenigstens am Mann rächen.“

„Am Mann?“

„Ja, ist er nicht in Lyon bei Deinen Dragonern angeworben worden? Ist er nicht ein Deserteur?“

„Oh! rief Mailly, indem er mit der Hand an seine Stirne fuhr, „Du bringst mich auf einen Gedanken . . . Der Unglückliche!“

Dann zu Richelieu zurückkehrend:

„Endigen wir rasch, Herzog. Du sagst, Du habest auf mich gewartet?“

„Ja, und das war wohlgethan.“

„Warum?“

„Weil ich nach dem Uebel das Heilmittel bringe.“

„Erkläre Dich.“

„Du willst nach Wien abreisen? Du nimmst die Gesandtschaft an? Wohl, mein Lieber, hier ist Dein Diplom,“ sagte der Herzog.

Und er zog aus seiner Tasche dasselbe Papier, das er dem Grafen angeboten, und das der Graf ausgeschlagen hatte.

„Wie!“ rief Mailly ganz erstaunt, „Du hast dieses Diplom behalten?“

„Ich war so sicher, Du würdest es von mir zurückverlangen, daß ich es seit dem letzten Male, wo ich Dich gesehen, nicht einen Augenblick von mir gelassen habe.“

„Gib es also, und ich reise.“

„Bei meiner Treue, zu rechter Zeit.“

Diese Worte machten, daß Mailly, der sich abermals seinen düstern Gedanken überließ, den Kopf aufrichtete. Doch als hätte er es für unnöthig erachtet, sich einen letzten Schlag geben zu lassen, der vielleicht noch gräßlicher, als die vorhergehenden, grüßte er Richelieu und ging aus dem Theater weg.

Richelieu, der während dieser ganzen Scene sitzen geblieben war, reckte seine Arme und streckte seine zarten Beine aus, welche in ihren seidenen Strümpfen krachten.

„Bei Gott!“ sagte er, „das ist ein sehr glücklicher Mensch! Er ist auf einmal von zwei furchtbaren Frauen befreit! Dieser Bursche wird fortan angebetet werden. Als er nicht zu lieben wußte, liebte man ihn; als er liebte, liebte man ihn nicht mehr. Die erste Frau, die er nun verführt, beklage ich: er wird sie liebestoll machen! Und so,“ fuhr er philosophisch fort, „und so macht immer das Glück der Einen das Unglück der Andern, und dies wechselseitig!“

Hienach rief Richelieu die Lackeien und ließ seinen Wagen vorfahren.

Während er einstieg, sah er durch eine Seitenthüre Olympia am Arme eines jungen Mannes herauskommen.

Es war halb ein Uhr nach Mitternacht.

Der Herzog folgte ihnen ein paar Secunden mit den Augen und sagte dann zu sich selbst:

„Teufel! ich habe da eine Gelegenheit versäumt! Ich hätte Richelieu gegen diese Frau versuchen müssen!

Welch ein schöner Kampf wäre das geworden! Doch nun ist es zu spät."

Der Lackei näherte sich dem Wagenschlage.

„Was gibt es?" fragte Richelieu.

„Der Herr Herzog hat keinen Befehl gegeben."

„Ah! es ist wahr: ganz einfach nach Hause."

Doch beinahe in demselben Augenblick hielt er den Lackei durch einen Wink zurück.

„Ho! ho!" dachte er, „mir scheint, ich begehe eine Dummheit. Er ist in der That genug zu Grunde gerichtet, um heute Abend seine Frau um Verzeihung zu bitten und sie nach Wien mitzunehmen, während Pecquigny dem König den Kopf für Olympia heiß macht. Teufel! ich hätte Unrecht, wenn ich die liebe Gräfin nicht ein wenig überwachen würde."

„Nach dem Hotel Mailly!" rief er, „rasch!"

Der Wagen von Herrn von Richelieu ging rasch, ohne daß er es befahl.

Auf den gegebenen Befehl liefen die Pferde im Galopp.

Nach fünf Minuten hielt der Wagen vor der Thüre des Hotel Mailly an.

Richelieu irrte sich: es fiel Mailly nicht ein, seine Frau zu entführen.

Er schrieb an Olympia.

LXXXVII.

Die Heirath.

Olympia war, wie gesagt, aus dem Theater am Arme von Bannière weggegangen, während Richelieu noch auf dem Fußtritte seiner Carrosse stand.

Vor der Thüre waren Beide in einen Fiacre gestiegen, den die Coiffeuse für sie geholt hatte.

Bannière hatte diese Vorsicht gebraucht. Sogleich nach seiner Erklärung mit Olympia, welche eine so gute Wendung für ihn genommen, hatte Bannière seine Maßregeln getroffen: das war ein Junge, der, wenn es Noth that, die Ereignisse und die ungezähmten Pferde zu lenken wußte.

Der Fiacre hatte zum Voraus seine Instructionen erhalten. Er führte sie geraden Weges nach der Kapelle Notre-Dame-de-Lorette, welche beim Bureau des Porcherons lag.

Nur war ein großer Unterschied zwischen der Notre-Dame-de-Lorette von 1730 und der von 1852.

Diese Kapelle, eine Beikirche von Saint-Eustache, hatte ihre Façade gegen einen schmalen Platz, der am Kreuzwege der Straße von Montmartre, der Rue des Porcherons und der Rue Notre-Dame-de-Lorette lag.

In dem Augenblick, wo die Liebenden diese Pilgerfahrt begannen, umhüllte die Nacht, welche schon die Hälfte ihres Laufes gemacht hatte, mit ihrem dichtesten Schatten den Kirchhof von Saint-Eustache, der einige Schritte von der Kapelle entfernt war, und die großen zwischen dem Boulevard und Montmartre liegenden Wiesen.

Die Rue Notre-Dame-de-Lorette, heute eine der zierlichsten Straßen der Hauptstadt, war um jene Zeit

eben so wenig gebaut, als der Weg von Montmartre gepflastert war.

Mehr noch, da das Bauamt diesem Quartier keine Laternen bewilligt hatte, so war es die Wüste mit der Finsterniß.

Abgesehen von dem Gemurmel des kothigen Wassers im großen Graben und dem Rauschen der Rohre und der Weiden in den Sümpfen, begleitete kein Getöse das mühsame Rollen des Fiacre, der die holperige und aufsteigende Chaussee hinanfuhr.

Ein wenig Mond, etwas wie ein verirrter durch zwei Wolken gleitender Strahl versilberte die kleine Halle der Kapelle und warf einen oft verschleierten Schein durch die am Himmel schwebenden Dünste auf die Façade der zwei mageren Pavillons, welche rechts und links an dieser Kapelle angebracht waren. Doch an einem der Fenster des Pfarrhauses glänzte hinter einer Scheibe des Erdgeschosses ein schwaches Licht, und Olympia erblickte in der Helle dieser armseligen Leuchte den Schatten eines Mannes, der hinter einem Vorhange stand und wartete.

Der Fiacre hielt an, der Schlag wurde geöffnet. Bannière sprang zuerst zu Boden, empfing Olympia in seinen Armen, zog sie mit sich fort und klopfte an die kleine Thüre des Pavillon unter dem erleuchteten Fenster.

Man öffnete diese Thüre sogleich.

Der Mann, welcher wartete, war Champmeslé.

Er ließ die zwei Liebenden eintreten, schloß die Thüre hinter ihnen, und führte sie durch eine Seitenverbindung in den Chor der kleinen Kapelle.

Hier befand man sich plötzlich im Lichte.

Der Altar glänzte geschmückt mit sechs großen angezündeten Kerzen, und Blumen, welche alle Vasen füllten, gaben der Kapelle ein gewisses festliches Aussehen.

Auf ein Zeichen von Champmeslé setzte sich Bannière mit Olympia dem Altar gegenüber.

Der ehemalige Schauspieler schaute einen Augen-

blick diese schöne junge Frau an, welche bleich und zitternd, da sie sich in Gegenwart Gottes fand, um sich durch ihr Herz und ihre Reue von ihren Fehlern zu reinigen.

Es fehlte in diesem Augenblick dem Gesichte von Champmeslé weder an einer gewissen Poesie, noch an einem Gefühle von Feierlichkeit.

Olympia und Bannière betrachteten ihn mit einem sanften mit Ehrfurcht gemischten Lächeln.

„Madame," sprach Champmeslé zu Olympia, „dieser Mann hier," und er deutete auf Bannière, „dieser Mann hier liebt Sie dergestalt, daß er für Sie seinen Leib und seine Seele dem Verderben überantwortet. Ach! so jung ich auch im religiösen Leben bin, ich weiß doch, welche Verwüstungen die Leidenschaften im Herzen der Menschen anrichten können . . . Ich weiß auch, wie wichtig es ist, Gott, wenn nicht das ganze Herz und den ganzen Geist, was sehr schwierig, doch wenigstens so viel als möglich von dem einen und dem andern zu erhalten . . . Damit Bannière fromm gegen Gott leben kann, während er nach seiner Liebe lebt, bin ich gekommen, um es zu versuchen, wie die Taube der Arche, zwischen Sie Beide den Oelzweig zu bringen, — damit er fortan das Recht habe, für Sie zu beten, indeß er zu gleicher Zeit für sich beten wird. — Damit jedes von seinen Gebeten ein Dank sei, habe ich ihn mit meiner ganzen Macht unterstützt, als es sich für ihn darum handelte, Sie wieder aufzufinden und mit Ihnen zusammenzukommen.

„Sie, Madame, erwägen Sie, in welchem Grade Ihr noch kurzes Leben bewegt gewesen ist.

„Sagen Sie, wohin geht diese Seele, welche die Mißgeschicke und die Leidenschaften umherwerfen, wie es die Winde und die Wellen mit einem armen Schiffe thun? Nicht wahr, Sie wissen es selbst nicht? Wohl! suchen Sie einen Hafen, flüchten Sie sich in den Schooß Gottes, der dann Ihre Liebe segnen wird. Werden Sie

eine redliche Frau: machen Sie sich verbindlich durch einen Gott geleisteten Eid, den einzigen Eid, welchen auf dieser Welt die Frauen nicht zu verletzen berechtigt sind."

Olympia erhob sich majestätisch, und, noch bleicher als gewöhnlich, sprach sie mit einer so weichen Stimme, daß die Bögen der Kirche darüber bebten, als ob sie von den Vibrirungen einer Harfe berührt worden wären:

„Mein Herr, Sie haben sehr wohl daran gethan, mich durch das Gesetz Gottes zu fesseln, um mich zu mir selbst zurückzurufen. Ich wußte nicht, was ich lieben sollte, aber ich werde fortan wissen, daß ich nur Bannière lieben soll, und mein Gattintitel wird für mich eine heilige Schwelle sein, welche ich nie zu überschreiten schwöre.

„Aber der Dienst, den Sie mir leisten, ist noch viel größer in Beziehung auf die Andern, als in Beziehung auf mich. Die Andern, mein Herr, haben in mir eine von den Menschen verlassene Frau gesehen, — oh! ich mache Niemand Vorwürfe, — und sie haben über mich die Gewalt geübt, die ihnen eine gewisse Macht auf dieser Welt und meine eigene Schwäche, das traurige Resultat meines Stolzes, verliehen. Fortan, da sie sehen, daß ich einen Arm habe, um mich darauf zu stützen, da sie sehen, daß ich mit dem Titel einer legitimen Frau bewaffnet bin, werden sie mir weder mehr gefährlich, noch feindlich sein.

Ich danke Ihnen also, mein Herr, und ich bitte Gott, meinen Schwur zu empfangen; nie werde ich einen geleistet haben, der mir süßer und leichter zu halten ist."

Bei diesen Worten wandte sich Olympia gegen Bannière um, und mit einem unaussprechlich zärtlichen Blicke legte sie in seine Hände eine schauernde, kalte Hand. All ihr Blut floß gegen ihr Herz.

Schwankend unter diesem geliebten Gewichte, sagte Bannière kein Wort zum würdigen Champmeslé. Er

blieb einige Zeit stumm und sterbend, als ob ihm sein Herz entschwunden wäre.

Da holte Champmeslé aus der benachbarten Stube des Pfarrhauses einen Chorknaben, der auf einer hölzernen Bank schlief, und er begann sein Amt in dem Augenblicke, wo ein neuer Tag begonnen hatte, das heißt, als die Glocke ein Uhr des Morgens schlug.

Nie wurde eine Feierlichkeit mit mehr Religion und Inbrunst vollzogen. Die zwei Gatten vergoßen Thränen der Freude und der Liebe, und sie fragten, warum, da die ewige Verbindung so süß und wonnig sei, die unglücklichen Menschen ihr so oft die Freiheit, welche so viel Schmerzen verursacht, vorziehen?

Champmeslé war so sehr gerührt, daß er sich nicht enthalten konnte, die Braut zu umarmen und, indem er sie umarmte, zu ihr zu sagen:

„Ich begreife, Madame, daß es Sie bei dem Talente, welches Sie hatten, und bei der Schönheit, die Sie haben, viel Ueberwindung kosten muß, auf das Theater zu verzichten; doch das ist ein Opfer, das Sie Ihrem Seelenheile zu bringen haben."

Die zwei jungen Leute schauten Champmeslé erstaunt an.

„Aber," wandte Bannière schüchtern ein, „Sie dürfen nicht vergessen, mein lieber Abbé, daß wir arm sind, und daß wir folglich das Theater nicht entbehren können."

„Ei! mein Gott!" rief Champmeslé, „gibt es denn keine andere Laufbahn in der Welt?"

„Bedenken Sie," sagte Olympia lächelnd, „er hat nicht mehr das Mittel, Abbé zu werden, wie Sie."

„Mir scheint," sprach Bannière, „man kann Schauspieler und ehrlicher Mensch sein, Herr von Champmeslé, und Sie sind, Gott sei Dank, der lebendige Beweis von dem, was ich behaupte."

„Ich leugne das nicht," erwiederte Champmeslé, „aber hören Sie wohl, mein lieber Bannière, und möchte die Heiligkeit des Ortes, wo ich bin, machen, daß mir

meine profanen Worte verziehen werden, denn ich will als Mensch mit Ihnen reden, was sage ich? als Schauspieler und nicht als Priester."

„Sprechen Sie, wir hören," sagte Bannière lächelnd.

„Wohl! wenn das Theater nicht für Sie ein Ort der Verderbniß in Beziehung auf Gott ist, so ist es ein Ort der Verderbniß in Beziehung auf Sie selbst."

„Ich verstehe Sie nicht," erwiederte Bannière, der im Gegentheil nur zu gut verstand und zum Voraus schauerte bei der Saite, die der Abbé zu berühren im Begriffe war.

„Ja, in Beziehung auf Sie selbst," fuhr Champmeslé fort, „denn Sie werden zu sehr leiden, wenn Sie Ihre Frau beständig wegen ihres Talentes und ihrer Anmuth von Schmeicheleien, von Weihrauch, von Huldigungen umgeben sehen."

Olympia machte eine Bewegung.

„Ei! mein Gott!" fuhr Champmeslé fort, „ich sage nicht, es werden sich nicht alle diese Verführungen an der Tugend und der Liebe von Madame Bannière brechen, die ein edler Charakter ist; aber ..."

„Aber?" versetzte Bannière unruhig.

„Vollenden Sie, mein lieber Abbé," rief Olympia.

„Oh! Sie haben mich begriffen, Madame," erwiederte Champmeslé, „und es ist unnöthig, daß ich vollende. Sie wissen wohl, daß diejenigen, welchen es auf eine redliche Art bei einer Frau vom Theater nicht geglückt ist, zuweilen ihre Zuflucht zur Gewalt und zum Verrath nehmen."

„Ja, wie ein gewisser vornehmer Herr, nicht wahr, Herr Abbé?" sprach Bannière, die Stirne faltend.

„Mein Herr," sagte Olympia mit sanftem Tone, jedoch ohne etwas von ihrer Heiterkeit zu verlieren, „denken Sie nicht schlecht von den Abwesenden."

„Ach!" entgegnete Bannière, „eine schlechte Eingebung kann in einem Momente des verletzten Stolzes den besten Menschen zum Schlimmen fortreißen."

„Ich habe also Recht," sprach Champmeslé. „Nun lassen Sie mich für einen Augenblick in Ihre Angelegenheiten eindringen, mit Ihnen die Zahlen erörtern, und Ihnen beweisen . . ."

„Hier?" fragte Olympia lächelnd.

„Nein, verlassen wir dieses Heiligthum," antwortete Champmeslé, „gehen wir in die kleine Stube des Pfarrhauses und danken wir dem vortrefflichen Manne, der die Güte gehabt hat, mir heute Nacht seinen Platz abzutreten, damit ich berechtigt sei, Sie auf immer glücklich zu machen."

„Warten Sie," sagte Olympia. „Ehe ich mich entferne, erlauben Sie mir, in diesen Opferstock zu werfen, was unser Glück seinen Armen spenden will."

„Einen Augenblick Geduld!" rief Champmeslé, die kleine Hand von Olympia zurückhaltend, in deren Fingern ein doppelter Louis d'or glänzte.

„Warum?" fragte Olympia.

„Weil es verschiedene Arme gibt," sagte Champmeslé. „Kommen Sie in die Stube und lassen Sie uns sprechen."

Er führte sie dahin, entließ den Chorknaben mit einem Geldstücke, das er ihm in die Hand drückte, schloß die Verbindungsthüre, die sie von der Kapelle trennte, hieß jedes auf einem eichenen, durch das Alter polirten Schemel Platz nehmen, setzte sich ihnen gegenüber, ergriff von Jedem die Hand und sprach:

„Nun, da wir unter uns sind, — und glauben Sie mir, daß ich meine Gründe habe, Ihnen zu sagen, was ich Ihnen sagen werde, — zählen wir Ihre Reichthümer. Das ist an Sie allein gerichtet, Madame, denn was Bannière betrifft: die seinigen kenne ich."

„Ja, zehn Thaler, die ich Ihnen schuldig bin," versetzte Bannière dem würdigen Abbé zulächelnd.

„Ich habe auch gesagt, ich wende mich nur an Fräulein von Clèves," erwiederte Champmeslé.

„Mein Herr und lieber Freund," sprach Olympia,

„ich besitze ungefähr hundert Louis d'or in Juwelen und zweihundert in Kleidern, Weißzeug und Meubles, welche zu verkaufen sind."

„Werden Sie dieselben verkaufen?"

„Sicherlich."

„Und warum?"

„Weil es die Absicht von meinem Manne und mir ist, nicht in Paris zu bleiben; wir sind hier zu sehr gefährdet, und das Leben ist zu theuer."

„Sie gehen also . . ."

„Nach Lyon, wo mein Name bekannt ist; nach Lyon, dessen Quellen ich kenne; nach Lyon, wo ich, wenn ich spiele, sehr anständig leben werde, ohne daß ich nöthig habe, anderswo, als auf dem Theater, Schauspielerin zu sein."

„Um nach Lyon zu gehen, werden Sie jedes zehn Louis d'or ausgeben, das sind schon zwanzig Louis d'or. Dadurch verringert sich Ihr Schatz . . . Warten Sie, das ist noch nicht Alles. Sind Sie in Lyon angekommen, so werden wohl zwei Monate vergehen, ehe Sie ein Engagement abgeschlossen haben, und während dieser Zeit müssen Sie leben."

„Ei! mit zweihundert Livres monatlich wird man zusehen," sagte Bannière.

„Oh! nie wird Madame um diesen Preis für sich allein leben," erwiederte Champmeslé. „Ich berufe mich auf sie selbst."

„Olympia von Clèves konnte es nicht," antwortete die junge Frau, „doch Madame Bannière wird viele Dinge thun, welche Olympia nicht gethan hat."

„Das ist es gerade, was man vermeiden muß," sagte Champmeslé. „Madame Bannière muß im Gegentheil glücklicher sein, als es Olympia war, sonst ist der Zweck von uns Allen verfehlt."

„Ja, doch der Zweck ist erreicht, wenn wir Beide Komödie spielen," entgegnete Bannière; „Olympia, die so viel Talent hat, kann sechstausend Livres verdienen.

Ich werde zwölf bis fünfzehn hundert verdienen. Ich weiß wohl, daß man sie mir ihretwegen geben wird. Doch man wird sie mir am Ende geben, und mit dieser Summe, das heißt, mit sechstausend Livres für sie und mit fünfzehnhundert für mich, werden wir, indem Jedes ausgibt, was es verdient, glücklich sein."

„Die Ehe ist die Theilung," sagte Olympia.

„Nun wohl! trotz aller dieser Vernunft, trotz dieser gegenseitigen Liebe und Ergebenheit, beharre ich darauf, daß ich Sie Beide bitte, nicht mehr zum Theater zurückzukehren," sprach Champmeslé.

„Dann werden wir Hungers sterben, mein Freund," versetzte Olympia, „und erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen: es kann Gott nicht angenehm sein, daß verheirathete Geschöpfe, die ihn ehren und gerade durch die Reinigung ihrer Liebe verherrlichen, Hungers sterben, das heißt, ihr Leben in dieser Welt verlieren, um ihr Heil in der andern zu sichern."

„Nein," erwiederte Champmeslé, aber gerade weil das Gott nicht angenehm sein kann, schickt Gott, merken Sie wohl, denjenigen, welche Hungers sterben, immer seinen Beistand, wenn der Beistand verdient ist, oft auch, wenn er nicht verdient ist."

„Oh!" machte Bannière mit einer Miene des Zweifels den Kopf schüttelnd.

„Gott ist sehr gut," sagte Olympia mit demselben Gefühle, „doch er spricht: „„Hilf dir, und der Himmel wird dir helfen.""

„Aber," rief Champmeslé, den man durch diesen aus der heiligen Schrift gezogenen Beweisgrund für geschlagen hätte halten können, „wären Sie Gott nicht sehr dankbar, wenn er Ihnen, das Mittel gäbe, Ihr Heil zu machen, indeß Sie glücklich leben, mit einander, Hand in Hand, wie Sie es in diesem Augenblicke sind, so lange leben würden, bis Bannière irgend eine ehrenhafte Stellung findet, wie sie ein Mann von seiner Bildung nothwendig finden muß, oder bis sich

für Sie eines der Ereignisse zuträgt, welche das Angesicht eines Geschickes verändern?"

„Lieber Herr von Champmeslé, wir wären hiedurch in der That sehr glücklich," antwortete Olympia; „wir wären Gott hiefür in der That sehr dankbar, aber wo ist das Mittel? Glauben Sie mir, dadurch, daß wir unsere Hände für die Träumerei und die Liebe vereinigt halten, wie sie es sind, werden wir nicht dazu gelangen, die beglückte Existenz zu erwerben, die Sie uns versprechen."

„Wer weiß?" versetzte Champmeslé.

„Oh! Herr von Champmeslé, ich weiß, es gibt viele Schätze in der Liebe Gottes, das sind aber keine zeitliche Schätze. Diese trifft man zuweilen auf Erden. Man findet eine Perle in einer Auster, eine Börse auf der Landstraße, eine Erbschaft in der Schublade eines Notars; doch außerhalb dieser Welt, Herr von Champmeslé, finden arme Liebende wenig, um materiell davon zu leben, und fragen Sie Bannière, ob er nicht so lange als möglich materiell zu leben geneigt ist."

„Bei meiner Treue, ja; ich bin so glücklich!"

„Wohl denn, hören Sie," sprach Champmeslé. „Nehmen Sie einen Augenblick an, gerührt von Ihrem guten Willen, gewähre Ihnen Gott die Verwirklichung von einem dieser Wunder; nehmen Sie an, Sie finden auf Ihrem Wege, das eine oder das andere, einen von den zeitlichen Schätzen, welche Ihnen mehr zu gefallen scheinen, als die der Gnade ..."

„Nehmen wir das nicht an, mein lieber Herr von Champmeslé," erwiederte Bannière, „denn das ist gerade die Annahme, die ich mit mehr Wahrscheinlichkeit des Gelingens gemacht, als ich in diesem Augenblick habe."

„Und wann dies?"

„So oft ich Geld von meiner theuren Olympia genommen habe, um zum Spiele zu gehen. Wenn Gott

für mich ein Wunder thun würde, sagte ich, und ich gewänne ein Vermögen . . ."

„Nun?"

„Nun, mein lieber Abbé, ich habe immer verloren. Was Gott nicht für mich that, wenn ich mir half, wird er ebenso wenig thun, wenn ich das Glück schlafend erwarte, wie es Herr von La Fontaine, der Mitarbeiter Ihres Großvaters, räth! Oh! hätte ich alle die Summen, die ich wahnsinniger Weise verloren habe!"

„Sie haben sie verloren, mein guter Freund," entgegnete Champmeslé, dem sichtbar daran lag, Bannière zu überzeugen, „Sie haben sie verloren, weil Gott es nicht liebt, daß man spielt."

„Aber," bemerkte Bannière, „diejenigen, welche sie mir abgewannen, spielten auch."

„Diese haben vielleicht, indem sie gewannen, mehr verloren als Sie. Doch lassen Sie eine Annahme zu."

„Falls sie zulässig ist, soll es mir ganz lieb sein," sagte Bannière. „Das Pfeifen bei Mithridates hat mich das Beifallklatschen bei Herodes vergessen lassen."

„Ich will sie Ihnen also zulässig machen, Kleingläubiger!" sagte lächelnd Champmeslé. „Wie viel brauchen Sie, um glücklich zu sein, Beide ein Jahr lang sehr glücklich?"

„Drei tausend sechs hundert Livres," antwortete Olympia mit Bestimmtheit; „Jedermann kann mit dieser Summe leben, und wir wie die Anderen. Wir werden eine abgelegene Wohnung nehmen, wir werden Niemand empfangen, wir werden allein ausgehen, wir werden nicht reisen."

„Kurz, wir werden sehr glücklich sein," sprach Bannière, indem er Olympia verliebt anschaute.

„Nun wohl," fuhr Olympia fort, „diese Summe haben wir für ein Jahr. Ein Jahr, das sind dreihundert und fünfundsechzig Tage für die Verliebten, wie für die Andern. Wollen Sie, daß wir Ihnen für den

Dienst, den Sie uns geleistet haben, versprechen, dreihundertfünfundsechzig Tage darauf zu warten, daß Gott ein Wunder für uns thut? wir werden warten; aber am dreihundert und fünfundsechzigsten Tage müssen wir wohl ..."

Champmeslé schüttelte auch den Kopf.

„Sie müssen nicht so urtheilen," sagte er, „das hat Sie bis jetzt zur Verschwendung geführt und würde Sie abermals dazu führen; eine Krankheit, welche einem zustößt, kostet viel und vermindert die Zeit des Glückes."

„Ja, allerdings," versetzte Olympia, „man müßte zwei bis drei Jahre gesichert haben, denn dann ..."

Und sie hielt, lächelnd bei einem Gedanken, der sich ihrem Geiste bot, ein.

„Das ist auch meine Ansicht," sprach Bannière, „doch man hat nur das, was man hat. Ich wiederhole noch einmal, das Theater wird uns diese Schätze von der Landstraße, von denen wir so eben sprachen, ersetzen, und zwar mit dem Vortheil der Regelmäßigkeit."

„Versprechen Sie mir," sagte Champmeslé, „daß Sie, wenn Sie eine Gewißheit von zwei bis drei Jahren haben, nicht zum Theater zurückkehren werden?"

„Oh! gewiß nicht," rief Bannière; „nicht wahr, Olympia, wir würden nicht mehr zum Theater zurückkehren?"

„Nein," sagte diese, „ich kenne in Lyon ein Häuschen an der Saone, es hat eine Mauer gegen den Halleiweg, Bäume verbergen es vor dem andern Ufer, man hört nur das Geräusch der Pferde, welche mühsam das steile Ufer hinansteigen; es ist ein grünes Nest voll Frische und Ruhe. Dieses Häuschen würde fünfhundert Livres jährlich Miethe kosten. Man würde es mit dem vierten Theile meiner Meubles königlich einrichten; es würden Bannière und mir dreitausend einhundert Livres jährlich bleiben. Ich habe keine Ausgaben mehr für die Toilette, denn ich besitze Kleider und Spitzen für zehn Existenzen wie die meinige; Bannière

würde nur einen Rock von Sammet für den Winter, zwei seidene für den Sommer brauchen; fünfhundert Livres für unsere Wäsche und die Nähtereien: bleiben zweitausend fünfhundert Livres; wir würden zwölfhundert Livres für die Nahrung von Herrschaft und Köchin ausgeben; mit dem Lohne von dieser werden dreizehnhundert Livres für unsere Tasche und für unvorhergesehene Ausgaben bleiben."

„Oh! welche Freude!" rief Bannière. „Drei Jahre dieser Existenz! Man könnte hernach sterben."

„Man würde nicht sterben," sagte Olympia.

„Sie haben also unbekannte Quellen, liebe Olympia?" fragte Bannière.

„Ja, die ich Ihnen nennen werde, wenn wir unsere drei Jahre gesichert haben," erwiederte Olympia.

„Nun wohl," sagte Champmeslé, der nur den Augenblick zu erwarten schien, um sich zu erklären, „versprechen Sie mir, ein wenig oft an Gott zu denken?"

„So oft wir an unser Glück denken werden, lieber Herr von Champmeslé," antwortete Olympia.

„Wohl!" sprach Champmeslé mit einem Zittern der Stimme, das alle seine Befürchtungen nannte und alle seine Zögerungen erklärte, „ich habe hier in dieser Tasche eine Börse und ein kleines Portefeuille; sie enthalten sechstausend Livres, die ich den Armen geben wollte, als ich das Gelübde ablegte. Ich hatte mir vorgenommen, sie an dem von mir so sehr ersehnten Tage auszutheilen, wo ich das erste Mal die Messe lesen würde. Das ist heute. Diese Messe, mit welcher meine Laufbahn beginnt, an deren Ende ich das Heil zu finden hoffe, habe ich gelesen. Die Armen fehlen, oder vielmehr, es gibt keine andere Arme hier, als Sie... Unterbrechen Sie mich nicht. Sie sind wirklich gute Arme, und ich biete Ihnen meine alten Louis d'or und diese zwei Kassenbillets an."

„Ah!" rief Bannière, „unmöglich!"

„Wie, unmöglich!" versetzte Champmeslé; „wissen

Sie wohl, was Sie da sagen, und haben Sie die Wohlthätigkeit ein wenig erwogen, um mir so zu antworten?"

„Sie werden aber tausend Glückliche mit diesen sechstausend Livres machen."

„Ja, Glückliche eines Augenblicks, und nicht mehr. Ihnen dagegen gebe ich das vollständige Glück auf zwei Jahre."

„Oh! wir werden es nicht annehmen," erwiederte Bannière, während er Olympia anschaute, um aus ihren Augen die Kraft zum Annehmen oder Ausschlagen zu schöpfen.

„Sie werden nicht annehmen, was ich für den Dienst Gottes thue!" fuhr Champmeslé fort; „Sie werden mir nicht erlauben, zwei Seelen zu retten?"

„Herr von Champmeslé," sprach Olympia, „ich nehme es an, weil ich den ganzen Werth Ihres Almosens begreife. Ja, Sie haben Recht, mit Geld retten wir Beide unsere Tugend. Ich nehme an."

Die Augen des würdigen Abbé glänzten vor Freude. Er ergriff die Hand von Olympia, ließ die Börse und das Portefeuille darein gleiten, küßte diese Hand auf eine galante Manier, welche noch an den weltlichen Menschen in seiner Frömmigkeitsbegeisterung erinnerte. Olympia lächelte.

„Und nun, unser würdiger Freund," sprach sie, „nun muß ich Sie ganz belohnen, ich muß Ihrem Edelmuth seinen vollen Preis, Ihrem Zartgefühle seinen ganzen Werth geben. Ohne Ihre sechstausend Livres, mein lieber Herr von Champmeslé, reisten wir glücklich ab, jedoch ohne Horizont. Heute fehlt unserem Glück nichts. Mit dreitausend sechshundert Livres lebten wir mit Schwierigkeit ein Jahr; mit neuntausend sechshundert Livres werden wir wenigstens vier leben, und in unsrem Alter sind vier Jahre die Ewigkeit. Was ich Ihnen nicht sagte, Bannière, was Sie aber vielleicht wissen, ist, daß ich von Adel bin, daß ich, obgleich ent-

erbt, noch ein paar alte Oheime habe, welche im Stande sind, mir jeder hunderttausend Livres zu hinterlassen, an dem Tage, wo ich, meinen Mann am Arme, mein Kind an der Hand, hingehe und sie lieber Oheim nenne. Nun! drei Jahre warten, ohne etwas von ihnen zu verlangen, das ist viel. Im vierten Jahre werden wir unsere Pilgerfahrt beginnen. Und es müßte sehr unglücklich gehen, wenn unter Dreien nicht Einer wäre, der für mich thäte, was für den verlorenen Sohn geschehen ist, der nicht die Thüre öffnen und das fette Kalb schlachten würde."

„Ich hatte also Recht," rief Champmeslé, „und ich habe dieses Geld, das mir unnütz war, gut angelegt."

„Aber, lieber Abbé," sagte Vannière, „erinnern Sie sich wohl, wenn wir Ihre sechstausend Livres annehmen, so geschieht es, wie bei Ihren zehn Thalern, unter dem Titel einer Darleihe."

„Die Priester, mein lieber Vannière, sollen nie leihen."

„Doch Sie haben auch eine Familie?" sagte Olympia.

„Keine."

„Er wird bis zum Ende Recht behalten," sprach Olympia mit einem reizenden Lächeln; „es ist aber spät oder vielmehr früh. Nun, da er uns nichts mehr zu geben hat, wollen wir den Schmarotzern der Welt und den Vögeln des Feldes nachahmen: da das Brod gekrümelt und verzehrt ist, so wollen wir entfliegen."

Hienach umarmten sich diese drei so guten, so glücklichen Wesen auf das Herzlichste. Vannière wollte Champmeslé durchaus zurückführen, doch dieser schlug es aus. Er hatte sein Bett beim Geistlichen der Kapelle Notre-Dame-de-Lorette. Er war es im Gegentheil, der seine Schützlinge bis zu dem Fiacre geleitete, mit dem sie nach der Wohnung von Olympia fuhren, — und nach Erfüllung eines so guten Werkes kehrte er ins Pfarrhaus zurück und schlief als ein Gerechter.

LXXXVIII.

Der seidene Rock und der Sammetrock.

Und nun erlaube man uns, den vortrefflichen Abbé zu verlassen, der uns, weich gelagert im Bette seines Freundes, des Geistlichen der Kapelle Notre-Dame-de-Lorette, nichts mehr zu befürchten gibt, um unseren zwei Neuvermählten zu folgen, welche, wie man bemerken konnte, unsere Lieblingshelden sind.

Ihr doppeltes Dasein ist fortan in eines verschmolzen. Sie sind jung, sie fühlen sich stark, sie haben Mittel, um vier Jahre zu leben, und es müßte eine furchtbare und sehr unerwartete Katastrophe eintreten, um sie zu trennen.

Ach! das Unglück ist wie der Tod unsichtbar; man erräth es erst, wenn es uns berührt, am Schmerz!

Olympia ließ gerade nach Hause fahren; das war eine Entfernung von ein paar Schritten.

Auf ihren Befehl hatte die Kammerfrau alle ihre Kleider und all ihr Weißzeug in Bereitschaft gesetzt. Das war ein Haufen, der das Schlafzimmer füllte. Olympia hatte kaum an die Schwierigkeit gedacht, mit einem solchen Gepäcke zu reisen, als Bannière auch schon das Mittel gefunden, diese Verlegenheit zu vermeiden.

„Man wird," sagte er, „aus Allem dem eine ungeheuere Kiste machen, die wir nach Lyon adressiren, während wir frei und ohne Gepäcke unser Haus suchen und die Ankunft unserer Effecten erwarten."

„So helfen Sie mir," erwiederte Olympia, „denn Sie haben Recht."

Und Bannière fing an mit Olympia in den Koffern Alles aufzuhäufen, was das Vermögen dieser Haushaltung bildete.

Während sie sich freudig und eifrig hiemit beschäftigten, lief die Kammerfrau herbei und bedeutete ihrer Gebieterin, daß sie ihr etwas zu sagen habe.

„Nun! so kommen Sie," rief Olympia.

Die Kammerfrau näherte sich wirklich und sprach ihrer Gebieterin leise ins Ohr.

Olympia erröthete. Bannière sah sie erröthen, erröthete selbst und wandte die Augen ab.

Ach! der arme Bannière, er glaubte zu errathen, seine Gegenwart sei schon ein Zwang für seine Frau. Olympia dachte einen Augenblick nach.

„Was haben Sie, Olympia?" fragte Bannière mehr noch mit Zärtlichkeit, als mit ängstlicher Eifersucht.

„Es begegnet mir etwas Unangenehmes," erwiederte Olympia.

„Ah! dann sprechen Sie geschwinde."

„Herr von Mailly schickt mir einen Boten."

„Herr von Mailly?"

„Ja; er ist heute Nacht nach Wien abgereist und vor seiner Abreise . . ."

„Schreibt er Ihnen?"

„Ich glaube."

„Oh!" machte Bannière.

„Soll ich ihn empfangen?" fragte Olympia mit ganz natürlichem Tone.

„Wie es Ihnen beliebt, Olympia."

„Das heißt nicht antworten."

„Sie sind unumschränkte Gebieterin."

„Sie verstehen mich nicht," sagte Olympia leicht gereizt. „Ich frage Sie nicht, ob Sie mir erlauben, daß ich den Boten empfange; ich frage, ob es schicklich sei, daß ich ihn empfange, ja oder nein?"

„Sie sind zartfühlender und unterrichteter in diesen Dingen, als ich, liebe Olympia," antwortete Bannière, dessen Herz lebhafter schlug, als er es selbst gewollt hätte, und dessen Stimme, so sehr er sich auch anstrengte, vor Eifersucht zitterte.

„Holen Sie diesen Boten und lassen Sie ihn hier eintreten,“ sagte Olympia zu der Kammerfrau.

Diese ging sogleich mit der Freude ab, welche die Dienenden empfinden, wenn es ihnen gelungen ist, ihre Herrschaft auf die eine oder die andere Art in Verlegenheit zu setzen.

Fünf Minuten nachher trat der Bote ein.

Er hielt einen ziemlich großen und viereckig zusammengefalteten Brief in der Hand.

„Für Fräulein Olympia von Clèves, vom Herrn Grafen von Mailly,“ sagte er.

Dann, da er in diesem Augenblick den jungen Mann erblickte, der erbleichend dastaad, fügte er bei:

„Oder für Herrn Bannière.“

Wonach er sich erfurchtsvoll verbeugte und sich umwandte, ohne die geringste Verlegenheit zu bezeigen, er, der doch merklich die neue Haushaltung so sehr gestört hatte.

Olympia hatte den Brief in Empfang genommen und hielt ihn in ihrer Hand. Sie hieß durch einen Wink die Kammerfrau weggehen und blieb allein mit Bannière.

Sie reichte ihrem Gatten den Brief und sagte:

„Dieser Brief gehört Ihnen, wie alle diejenigen, welche ich fortan empfangen werde.“

„Nein,“ antwortete Bannière, zugleich voll Freude und voll Traurigkeit; „nein, Ihnen ist er übergeben worden, lesen Sie.“

„Warum sollten Sie nicht lesen?“

„Weil ich zum Voraus Alles weiß, was in diesem Brief steht.“

„Sie wissen es?“

„Ich errathe es.“

„Sie?“

„Allerdings; es ist nicht schwierig, für mich besonders, zu errathen, was Ihnen ein Mann schreiben kann, der Sie liebt und der Sie verliert.“

„Der Brief ist aber so gut an Sie gerichtet, als an mich, wie der Bote versichert hat.“

„Ja, doch ich weiß auch, was man mir schreiben kann.“

Olympia ergriff seine beiden Hände und sprach zärtlich:

„Bannière, soll schon in den ersten Stunden unserer Ehe ein Brief, der mir zukommt, ohne daß ich es will, ohne daß ich es weiß, Ihren Geist in Unruhe versetzen? Auf, lesen Sie, es ist vielleicht nicht das, was Sie vermuthen.“

„Glauben Sie, es sei eine Drohung?“ fragte Bannière, indem er die Hand nach dem Briefe ausstreckte und die Stirne faltete.

Doch nun war es Olympia, die den Brief an sich zog.

„Nein,“ sagte Sie muthig, „glauben Sie mir, Bannière, der Mann, der diesen Brief geschrieben hat, ist unfähig zu einer Feigheit.“

„Sie wissen, was in seinem Herzen ist,“ versetzte Bannière mit Bitterkeit.

„Ja.“

„Dann müssen Sie auch wissen, was in seinem Briefe steht, und es ist unnöthig, daß wir ihn lesen.“

„Ja,“ sprach Olympia, „es ist unnöthig, daß wir ihn lesen, besonders in diesem Augenblick. Wir werden ihn später lesen, dort, wenn er in Wien, an den Ufern der Donau ist, während wir in unserem kleinen Palaste in Lyon, an den Ufern der Saone sind.“

Und sie schlang einen Arm um den Hals ihres Mannes und schob in die Tasche seines Rockes den Brief, den er beharrlich zurückwies.

Das Lächeln, das Opfer seiner Frau entwaffneten vollends Bannière und erheiterten wieder sein Herz.

„Pfui der Eifersucht!“ rief er; „ich habe die schönste, die zärtlichste und redlichste der Frauen.“

„Und sogar die verliebteste, mein Mann.“

„Nur," fuhr Bannière fort, „nur bringen wir diese Frau rasch in Sicherheit, und da ich ihre Briefe nicht lesen will, machen wir es so, daß sie keine empfängt."

Und mit immer größerer Freudigkeit rief Bannière: „Gepackt! gepackt!"

Wonach er wieder mit Olympia die Kleidungsstücke in die große Kiste zu packen anfing.

„Und der Fiacre," fragte Olympia, „was ist aus ihm geworden?"

„Er wartet noch."

„Behalten Sie ihn denn?"

„Er wird uns führen, bis seine Pferde nicht mehr gehen können."

„Und dann?"

„Dann werden wir irgendwo sein und überlegen, was wir zu thun haben. Das Wesentliche für mich und ich hoffe auch für Sie, Olympia, ist, daß wir abreisen, Paris verlassen."

„Sehr gut! Doch um bei Nacht zu reisen, mein lieber Bannière, sind Sie ein wenig gar zu leicht gekleidet."

„Ich war noch viel leichter gekleidet, als ich, Ihnen nachlaufend, hier ankam."

„Gleichviel!"

„Ah!" sagte Bannière lachend, „nun verachtet die Frau schon das Hochzeitkleid ihres Mannes."

„Gott behüte mich hievor, mein lieber Bannière, und meine Achtung vor demselben ist so groß, daß ich eine Reliquie daraus machen will."

Sie rief der Kammerfrau.

Mademoiselle Claire trat ein.

„Oeffnen Sie die Kiste von Citronenholz," sagte Olympia, „und bringen Sie mir den bewußten Sammetrock."

„Ein Mannsrock?" fragte Bannière.

„Ja, mein Herr, ein Mannsrock," antwortete lächelnd Olympia.

Das Gesicht von Bannière verdüsterte sich wieder.

„Olympia,“ sprach er traurig, „die Zeit ist vorüber, wo der Jesuiten-Noviz die Kleider des Herrn Grafen von Mailly anziehen konnte.“

„Schweigen Sie, grobes Herz,“ erwiederte Olympia, während Sie den Sammetrock Bannière reichte; „schauen Sie diesen Rock an, erkennen Sie ihn und erröthen Sie vor Scham.“

Bannière hielt den Rock an die Lichter.

„In der That,“ rief er freudig, „ich kenne diesen Rock.“

„Es ist der Sammetrock, den Sie bestellt hatten, und den man Ihnen an demselben Tage brachte, an welchem Sie in Lyon, auf Befehl der Jesuiten, verhaftet wurden; diesen Rock, den Sie nur angezogen, um ihn zu probiren, habe ich aufbewahrt; jeden Tag betrachtete ich ich ihn, jeden Abend küßte ich ihn. Ich habe in seine Taschen die Parfums eingeschlossen, die ich liebte; ah! dieser Rock war, nebst der Erinnerung, ungefähr Alles, was uns von unseren Tagen der Liebe und des Glückes blieb; es war gleichsam ein balsamirtes Andenken von der Zeit, welche nicht mehr bestand, ein Andenken, das seinen Wohlgeruch in meinem Hause und in meinem Herzen verbreitete.“

Bannière stieß einen Freudenschrei aus, streifte seinen seidenen Rock rasch ab, zog den Sammetrock an und warf sich in die Arme von Olympia, während, wenig zugänglich für sentimentale Scenen, Mademoiselle Claire, mit allem Phlegma, den alten Rock sorgfältig zusammenlegte und sodann in der großen Kiste unter den Effecten von Olympia vergrub.

Als diese Rührung aufgehört hatte, war die Kiste voll; es schlug drei Uhr, die Fiacrepferde scharrten, sie warteten seit zwei und einer halben Stunde vor der Thüre, und der Kutscher machte einen so gewaltigen Lärmen, als nur immer möglich, da er glaubte, man habe ihn vergessen.

Olympia und Bannière hüllten sich in denselben Mantel und nahmen die Schlüssel des Koffers, den der Fiacre auf seinen Kutschenhimmel stellte und nach einer großen Frachtanstalt der Rue Montmartre führte.

Bannière ließ ihn einschreiben und bezahlte die ersten Kosten; dann, nachdem er mit dem Fiacrekutscher über den Preis für zwei Tagereisen, jede zu zwölf Livres, übereingekommen war, verabschiedeten die zwei Glücklichen Mademoiselle Claire, indem sie ihr einen Lohn einhändigten, mit welchem sie zufrieden zu sein schien, und ehe der Tag gekommen war, fuhren Sie durch die Barrière von Fantainebleau und schlürften mit unendlicher Wollust die kalten Dünste des Flusses und die Ausströmungen des Thales von Gentilly ein, welches damals etwas minder schmutzig, als heute.

Der Kutscher, der ruhig seine zwei kleinen Meilen in der Stunde zurücklegte und glücklich, so gute Kunden gefunden zu haben, auf seinem Bocke sang, fragte sich, warum es ihm mit ein wenig Diplomatie nicht gelingen sollte, diese jungen Eheleute an das Ende der Welt um zwölf Livres täglich zu führen.

LXXXIX.

Das Häuschen an der Saone.

Leider ist nichts eventueller, als die Berechnungen dieser Welt, selbst diejenigen, welche auf ihren Böcken die Fiacrekutscher machen.

Olympia war seit dem vorhergehenden Tage zu sparsam geworden, um den wackeren Mann, der auf

sie und Bannière speculirte, in seiner Speculation zu unterstützen.

So gut sie in diesem Fiacre an der Seite von Bannière war, so bedachte sie doch, daß man nie, einen in den andern gerechnet, mehr als zwölf Meilen im Tage für zwölf Livres machen würde.

Sie bedachte, daß man zwölf Tage brauchen würde, um nach Lyon zu kommen, und daß man während dieser zwölf Tage die Pferde ein wenig und den Kutscher viel füttern müßte.

Daß der Kutscher zwölf Tage brauchen würde, um zurückzukehren, und daß man natürlich die Rückfahrt bezahlen müßte, wie man die Hinfahrt bezahlt hätte.

Olympia theilte auch sogleich am Abend, als man in Fontainebleau ankam, die Reflexionen, die sie gemacht hatte, Bannière mit, und kraft dieser Reflexionen, welche er vollkommen billigte, erhielt der Kutscher den Preis für seine zwei Tagereisen und wurde entlassen.

Olympia kam nun mit einem Fuhrmann überein, der dem Lyoner Wagen für das Gepäcke folgte. Er fügte ein kleines Cabriolet seinen Fourgons bei; das nöthigte, im Schritt zu fahren; aber der Wagen ging selbst im Schritte.

Die Post allein lief in jener seligen Zeit; doch Olympia und Bannière waren die vernünftigsten Eheleute der Erde geworden, sie fanden sich nicht reich genug, um mit der Post zu fahren.

Man begnügte sich also ganz munter mit dem Cabriolet.

Um fünf Uhr am andern Morgen hatten Beide darin ihre Plätze eingenommen, und man begab sich auf den Weg.

Hinter ledernen Vorhängen eingeschlossen, wenn es kalt und düster war, am Rande der Straße fahrend, wo sich der Weg schön und malerisch zeigte, mit gutem Appetit speisend, in reinlichen Gasthöfen schlafend, brauchten sie zehn Tage, um die Reise zu machen, und, abgesehen

von der Ermüdung, war nie eine Reise so heiter und so reizend in ihrer Einförmigkeit.

Die zwei jungen Eheleute hatten sich auch von der Zeit an, wo sie sich nicht mehr gesehen, so viele Dinge zu erzählen! Die Liebe ist so geschwätzig und so gefällig im Anhören; der Arm von Olympia war so markig, wenn er auf dem von Bannière ruhte; diese Reise war ein so schwaches Bild von dem Wege, den sie zu durchlaufen hatten, ehe sie an das Ziel ihrer Jugend und an das Ende ihres Glückes kamen.

Und wie unterhielt man sich vom guten, vom vortrefflichen, vom würdigen Champmeslé, wie wußten diese zwei ihm Verpflichteten, bis zur Begeisterung Dankbaren die Schwäche dieser zarten Natur, die Zartheiten dieses edlen Herzens zu analysiren! wie dankten sie Gott, daß er auf ihren Weg den Schatz geschickt, welchen zu finden sie das Glück gehabt hatten.

Champmeslé hatte sehr Recht.

Die Rechtmäßigkeit des Glückes verleiht etwas Reines und Edles den irdischen Freuden.

Sie ist für das Gewissen ein so süßer Beistand, daß es, nunmehr entschlummert, seine Reinheit wieder annimmt und, um Rath befragt, den genauen und unbeugsamen Eindruck von Recht und Unrecht gibt, wie ein Probirstein das Gold und das Kupfer schätzt.

So daß viele Urtheile, welche falsch geführt hatten, den rechten Weg einschlagen, so daß man anfängt, die Menschen unter einem andern Lichte zu betrachten, und daß man auf eine energische Art die so oft verwischte Linie unterscheidet, welche das Gut des Andern vom persönlichen Gute trennt.

Alle diese Phasen durchwandernd, hatte das Gespräch oft Herrn von Mailly berührt. Als ein Mensch von Geist und als ein tief verliebter Mensch begriff Bannière die Nothwendigkeit, auf einmal der Unregelmäßigkeit ihrer gegenseitigen Vergangenheit überdrüssig zu werden.

Anfangs erstaunt, sah Olympia bald ein, was im Herzen ihres Geliebten vorging, und half sie ihrem Gatten sich von dem nagenden Gaste zu befreien, den man den bittern eifersüchtigen Geist nennt.

Das war etwas Leichtes: sie brauchte nur ihr Herz reden zu lassen.

Sie erklärte ihr Leben mit dem Grafen; sie schilderte ihn so, wie er war, schwach, enthusiastisch, verirrt auf dem düsteren Wege, der sich zwischen der Hofehre und der menschlichen Ehre ausbreitet. Sie stellte ihn als unglücklich dar, wie er für die Gegenwart war; es gelang ihr endlich, Bannière über die Zukunft dieses Mannes zu rühren, dem um glücklich zu sein nichts fehlte, als das Glück.

Bannière empfand die lebhafteste Befriedigung, die einem Liebenden zu empfinden gegeben ist, das heißt, er erfreute sich eines sehr kräftigen Beweises einer Bevorzugung, gewährt durch eine geliebte Frau vor einem an vielen Dingen über dem Liebenden erhabenen Nebenbuhler.

Er fühlte sich, in Folge dieser muthigen Offenherzigkeit seiner Frau, geneigt, ewig Herrn von Mailly zu beklagen, statt ihn zu beneiden, wie er es bis dahin gethan hatte.

Von diesem Augenblick an schien es ihm, als entflöge dieses Ungeheuer, das, ein unbarmherziger Alp, auf dem Herzen der Liebenden lastet, die Eifersucht mit einem kläglichen Stöhnen, um anderswo eine andere Beute zu suchen.

Diese gute Stimmung seines erleichterten Herzens führte ihn auf den Boten von Herrn von Mailly zurück.

„Es ist vielleicht ärgerlich, daß wir nicht gelesen haben, was er uns in der ersten Verzweiflung über unsere Wiedervereinigung schreibt," sagte Bannière; „vielleicht verlangte er von uns zurück, was er uns gegeben hatte. Es wäre schlimm, sein Gut zu behalten."

„Sein Gut!" rief Olympia. „Ah! seien Sie un-

besorgt, mein Freund; abgesehen davon, daß Herr von Mailly von Natur großmüthig ist, hatte er nichts von mir zurückzufordern. Ich habe für ihn das Geld ausgegeben, das er mir für mich gab. Sie kennen mich, Bannière, ich bin nicht geizig, und ich lege mehr Werth auf das, was ich gebe, als auf das, was ich empfange. Die Freigebigkeiten von Herrn von Mailly haben mich nicht reicher gemacht, als ich war, da Sie mit mir vom Theater lebten. Nur habe ich in Folge dieser Freigebigkeiten nicht das Geld verbraucht, welches mir das Theater eintrug. Ich bin nicht genöthigt gewesen, die Mobilien zu verkaufen, die ich in Lyon hatte und die immer noch dort sind. Darum haben wir heute zwei hundert Louis d'or."

„Also," sagte Bannière, „die Meubles des Hauses der Grange-Batelière . . ."

„Bleiben in diesem Hause," erwiederte Olympia. „Die großen Juwelen, mit denen ich nach dem Willen von Herrn von Mailly geschmückt sein sollte, wenn ich seine Freunde empfing, bleiben in ihren Kästchen. Ich habe Alles dies wie einen Werth betrachtet, den man vermiethet, aber nicht verschenkt, dessen Nießbrauch die Geliebte hat, während das Eigenthum dem Gebenden bleibt. Alle diese Dinge weiß Herr von Mailly ganz wohl, und wenn ich etwas zu befürchten habe, so ist es, daß er mir schenkt, statt von mir zurückzuverlangen. Sie haben diesen Brief befühlt: enthielt er ein Bündel?"

„Ich habe nichts gefühlt, was die Dicke eines gewöhnlichen Briefes überschritten hätte."

„Man kann eine Schenkung auf einem einfachen Blatte machen. Wo ist der Brief?"

„Mein Gott! ich habe ihn in meinem alten Rocke gelassen."

„Und Claire hat den Rock mit dem Uebrigen in den Koffer geworfen."

„Nun! so mag er darin bleiben," sagte Bannière.

„Uebrigens werden wir das wie unsere anderen Effecten in Lyon wiederfinden, und wir werden den Brief mit einander lesen, nicht wahr, mein Freund?“ sprach Olympia mit sanftem Tone. „Enthält er Glückwünsche, so nehmen wir sie für uns Beide, enthält er, was ich befürchte, ein Geschenk, so danke ich in aller Demuth Herrn von Mailly dafür, ohne sein Zartgefühl zu verletzen. Sie sollen meinen Brief lesen, und ich werde zurückgeben.“

„Sie sind ein Engel an Geist und Tugend, meine liebe Olympia.“

„Ich fange an Vergnügen an der Erfüllung meiner Pflicht zu finden. Lassen Sie uns rasch nach Lyon gehen.“

„Ja, rasch, unter der Bedingung, daß es das Cabriolet uns erlaubt, liebe Olympia.“

Das Cabriolet ging nicht rasch, doch durch fortwährendes Rollen kam es am Ende an Ort und Stelle.

Als aber Bannière die Höhen von Fourvières und Lyon und alle die Häuser, die ihren Rauch emporwirbelten, und die großen Netze von Perlmutter und Silber erblickte, welche die gekreuzten Arme des Flusses und des Stromes, der Saone und der Rhone sind, gab er einen schweren Seufzer von sich.

Olympia wandte sich erstaunt um und fragte:

„Was haben Sie denn?“

Bannière zuckte leicht die Achseln und erwiederte:

„Nichts.“

„Doch! Sie sind verdüstert, und das ist plötzlich bei Ihnen gekommen. Sagen Sie mir, was Sie ergriffen hat.“

„Ich liebe Lyon nicht, ich habe nie diesen Haufen von schwarzen Häusern geliebt.“

„Sie werden das unsere lieben.“

„Wir sind dort unglücklich gewesen!“

„Ich spreche nicht von diesem; von diesem nehmen

wir nur die Meubles, und wir werden sie sogar verkaufen, wenn Sie wollen."

„Warum haben Sie Lyon gewählt, theure Olympia, Lyon, wo ich so viel gelitten?"

„Weil Lyon groß genug ist, daß man sich darin verbirgt."

„Haben wir es so sehr nöthig, uns zu verbergen?"

„Mir schien, das sei eine verabredete Sache. Sprechen Sie, woher kommen diese Zögerungen nach einem so wohl gemachten Plane?"

„Ich weiß nicht, aber meine Füße haben an dem Orte, wo wir sind, Wurzel gefaßt. Ich betrachte diese Stadt, sie kommt mir wie ein Schlund vor. Diese Wasser, die man bewundert, bringen auf mich die Wirkung hervor, als hätten sie Etwas oder Jemand zu verschlingen. Ich liebe Lyon nicht."

„Erklären Sie sich."

„Ich liebe Lyon nicht, das die Catalane bewohnte, das der Abbé d'Hoirac bewohnte, das die Coiffeuse, unsere Feindin, bewohnte. Ich liebe Lyon nicht, das Gefängnisse, einen Official, eine Kaserne, was weiß ich? hat. Hören Sie, meine liebe Freundin, wenn wir nicht nach Lyon gingen, um dort zu wohnen, ich glaube, wir würden wohl daran thun."

„Oh!" versetzte Olympia mit einem Lächeln, „Sie machen auf mich den Eindruck eines abergläubigen Menschen. Sehen Sie doch diese schöne Sonne, sehen Sie doch diesen Gürtel von Bäumen und grünen Abhängen, sehen Sie doch diese Fahrzeuge, welche dieses blaue Wasser mit Gold beschuppend hingleiten! Kommen Sie an das Ende dieser kleinen Insel, hinter den Häusern, schauen Sie; sehen Sie eine Gruppe von Bäumen längs einem weißen Wege?"

„Ja."

„Und von der Saone? Sehen Sie diese Ruhe: ein Fischer auf dem Ufer, Kinder, welche am Rande des Wassers spielen."

„Das ist wahr.“

„Dort ist das Häuschen, welches wir bewohnen wollen. Schauen Sie, wie es sich vom geräuschvollen Mittelpunkte entfernt, in welchem wir vor unserem Abgange lebten. Nie werden die vergangenen Geräusche wieder zu uns kommen. Dieser Theil der Stadt schläft unablässig unter seinen Kastanienbäumen und seinen Linden. Stellen Sie sich auch den Winter vor, das heißt einen Schneeteppich, der dieses verödete Quartier wattirt. Stellen Sie sich die kleine Lampe vor, wie sie hinter den Vorhängen und den entblätterten Bäumen brennt gleich einem Glücksstern, und die Brücke, welche zum Thore der Stadt führt? Wir haben die Promenaden, wir haben die reine Luft; nun da Sie dies Alles angeschaut haben, gehen wir nicht nach Lyon, wenn Sie nicht wollen.“

„Gehen wir dahin, da Sie es wollen,“ erwiederte Bannière, einen letzten Seufzer in seine Brust zurückdrängend; „Sie können mich nur zur Freude und zum Glücke führen.“

Und sie gingen gegen die Stadt hinab.

Zwei Stunden nachher hatten sie den Fuhrmann bezahlt, ihre Kleider und ihren Magen erfrischt; sie lagerten in einem Gasthause, bis sie genug ausgeruht haben würden, um das Haus zu suchen. Olympia war zu muthig, um sehr lange zu ruhen.

Am andern Morgen, als Bannière noch schlief, schlüpfte Olympia aus dem Gasthause.

Hundertmal während ihres Aufenthaltes in Lyon, wenn sie allein spazieren ging und über das tadelhafte Benehmen von Bannière, von dem sie sich verlassen sah, weinte, hatte sie dieses vereinzelte Haus bemerkt, dessen grüne Läden und schönes Angesicht ihr immer gefallen hatten.

Nie hatte sie Leute am Fenster gesehen; im Sommer hatte sie sich gesagt, die Eigenthümer wohnen auf dem Lande; im Winter hatte sie sich gesagt, wegen der

Kälte und der Nebel halten sich die Eigenthümer wohl eingeschlossen.

Sie ging also gerade auf das kleine Haus zu, entschlossen, sich zu erkundigen und die Bewohner durch den Köder eines Nutzens zu bestimmen, ihr ihre Rechte abzutreten. Olympia hatte nie geglaubt, es sei etwas unmöglich für eine schöne und freundliche Frau, welche sich die Mühe geben wolle, zu bitten.

Sie freute sich in der Hoffnung, zurückkehren zu können und Bannière mitzutheilen, die Sache sei abgemacht, ihn am Arm zu nehmen und ihn in den Besitz der Wohnung zu setzen.

Eine Stunde eines langsamen Spazierganges führte sie an das Ziel ihrer Reise.

Sie klopfte mit einem etwas bewegten Herzen an die Thüre längs dem Flusse.

Man antwortete einige Zeit nicht. Sie verdoppelte ihr Klopfen, und bald hörte man das Geräusch von Tritten, welche den Sand auf den Wegen im Garten krachen machten.

Die Thüre öffnete sich indessen nicht, und es schien, so groß waren die Vorsichtsmaßregeln, als horchte man jenseits der Thüre, oder als suchte man zu sehen.

Doch Olympia täuschte sich über den ersten Punkt. Man konnte sehr bequem erfahren, mit wem man es zu thun hatte, da an der Thüre eines von den eisernen Gitterchen angebracht war, durch welche in Zeiten der Unruhen oder der Bürgerkriege die guten Bürgersleute der Provinz und sogar die von Paris schauten, ob der Besuch der eines Feindes oder der eines Freundes sei.

Man schaute, und das war das Ganze.

Olympia erblickte das Gesicht einer Magd, das sich mit dem eisernen Gitter umrahmte.

„Was will Madame?“ wurde sie gefragt.

„Meine gute Jungfer, ist dieses Haus nicht zu vermiethen?“ erwiederte Olympia.

„Nein, Madame.“

„Mir schien, ich habe das Gegentheil gehört,“ sagte Olympia sehr in ihren Hoffnungen getäuscht.

„Nie, Madame,“ antwortete die Magd.

Und sie schickte sich an, wieder zu schließen.

„Verzeihen Sie,“ rief Olympia, „noch eine Frage, mein Kind.“

„Sprechen Sie.“

„Von wem wird das Haus bewohnt?“

„Ei!“ erwiederte die Magd, „ich weiß es nicht.“

„Ich habe nur gute Absichten,“ sprach Olympia, indem sie durch das Gitter einen Thaler gegen die Magd streckte, um sie besser zu stimmen. „Hören Sie mich an, ich lauere weder auf Jemand, noch folge ich Jemand; ich habe große Lust, dieses Haus für mich zu miethen, und man würde mir einen ausgezeichneten Dienst leisten, wenn man es mir abtreten wollte.“

„Madame, wenn aber derjenige, welcher es bewohnt, einen großen Werth darauf legt?“

„Ah! ich weiß Alles, was man mir sagen wird; doch wenn es möglich ist, den Eigenthümer zu sprechen, so werde ich Gründe finden, um ihn zu überzeugen. Ich bin eine Frau, ich bin nicht gefährlich. Ich wiederhole, ist es nicht möglich, daß ich zugelassen werde, um meine Motive geltend zu machen? Ich sage Ihnen, meine Gute, daß ich, wenn Sie mich begünstigen, und ich kann Ihre Herrschaft überzeugen, einen Louis d'or meinem Thaler beifüge.“

Geblendet, lächelte die Magd dem reizenden Gesichte von Olympia zu und antwortete:

„Madame, der Eigenthümer dieses Hauses bewohnt dasselbe nicht. Mein Herr ist nur Miethmann und kommt auch nur von Zeit zu Zeit hieher.“

„Ist er in diesem Augenblick hier?“

„Ja, zum Glück.“

„Zum Glück! Sie hoffen also?“

„Ei! es ist möglich, daß er, der die schönen Augen liebt, sich durch die Ihrigen überreden läßt. Erlauben

Sie mir, ihn in Kenntniß zu setzen, er wird kommen, Sie werden mit einander reden."

„Gehen Sie," sagte Olympia.

Die Magd lief in der Richtung des Hauses weg. Sie kam nach drei Minuten zurück und brachte einen Mann mit sich, der sie kichernd fragte:

„Ist die Dame, wegen der Du mich gestört hast, Babette, wenigstens sehr hübsch?"

Olympia bebte beim Tone dieser Stimme und wich instinctartig zurück; doch es war zu spät.

Das Gesicht des Abbé d'Hoirac drückte sich an das eiserne Gitter.

Er erkannte Olympia und stieß einen Schrei des Erstaunens und der Freude aus.

Erschrocken, entfloh Olympia aus Leibeskräften, indeß der Abbé fluchend und schwörend die Thüre zu öffnen suchte, um seine entwichene Beute wiederzuerwischen. Während aber die Magd den Schlüssel im Hause geholt hatte, war Olympia verschwunden, und als man die Thüre geöffnet, war der Abbé zu kurzsichtig, um ihre Spur leicht wiederzufinden.

XC.

Olympia hat auch ihre Vorgefühle.

Olympia hatte sich, wie wir erwähnten, als sie den Abbé d'Hoirac erblickt, ganz schauernd vor Schrecken entfernt.

Erst nach hundert Schritten, als sie Athem schöpfte, gab sie sich Rechenschaft von der Gefahr, die sie lief,

und der sie sich, trotz der Ahnungen von Bannière, so unvorsichtig entgegengeworfen.

Ach! es war also mehr Zartgefühl im Geliebten, als in der Frau!

Liebte Bannière mehr, er, der so gut geahnet hatte, welchen Gefahren seine Liebe preisgegeben sein sollte?

Olympia hatte mit einem Blicke Alles erschaut, was die Offenbarung ihrer Gegenwart an Ideen beim Abbé d'Hoirac erneuern würde.

Dieser hartnäckige Bewerber, den nichts ermüdete, hatte nur auf die Geliebte des Grafen von Mailly verzichtet, während er die von Bannière beständig belagerte.

Sollte er die Frau mehr achten, als er die Geliebte geachtet hatte, besonders wenn die Frau durch einen Zufall, den er sicherlich zu seinem Vortheil erklären würde, zurückgekommen war, um an seine Thüre zu klopfen?

Olympia fing wieder an zu laufen; doch nach hundert weiteren Schritten war sie abermals genöthigt, stille zu stehen: das Blut floß nach ihren Schläfen und von da erstickend nach ihrem Herzen zurück.

Dann klangen ihr die Ohren, und es schien ihr, als sagte ihr ganz leise jedes Klingen: d'Hoirac! d'Hoirac!

Der Zufall... das war doch der Zufall?

Aber wie konnte sie an den Zufall glauben!

War es Zufall, diese Dringlichkeit, mit der Olympia beim Herrn des Hauses eingeführt zu werden verlangt hatte? Das Geld, das sie gegeben, das, welches sie versprochen, war das Zufall?

Warum sollte man sich nicht auf alle diese Umstände etwas einbilden, wenn man d'Hoirac hieß?

„Oh!" murmelte Olympia, „ich höre ihn von hier aus. Er wird sagen: „„Sie hat meine Wohnung gewußt, sie ist herbeigelaufen, und sie ist entflohen, als sie mich erblickt hatte, wie Galathea, um verfolgt zu werden. Nun, da sie ihre Gegenwart kundgethan hat, verlangt sie nur Eines: daß ich sie suche und sie finde.""

Oh! und Bannière?

Bannière, wenn er das wüßte, wie würde er sich in diesen Morgenbesuch bei seinem alten Nebenbuhler, mehr, bei seinem Feinde, schicken? Würde er, Bannière, an einen Zufall glauben, an welchen Olympia, das Opfer dieses Zufalls, kaum glaubte?

Würde nicht Alles übereinstimmen, um eine schon zu sehr beargwohnte Frau anzuklagen?

Und besonders diese Hast, mit der sie aufgestanden, allein ausgegangen war, und sich an einen abgelegenen Ort begeben hatte! Alles dies, um dort unvermuthet, wen zu finden? Diese Geißel der Ruhe von Bannière, sein zweites Schreckbild nach Herrn von Mailly, den Abbé d'Hoirac!

Ach! in Gegenwart solcher Anscheine fühlt eine Frau nie, beinahe nie den Muth der Offenherzigkeit in sich, besonders wenn sich diese Frau in der Lage von Olympia befindet. Sie beugt das Haupt unter dem Gewichte einer Vergangenheit, die ihr dieselbe verbietet. Sie hofft Alles durch ein Stillschweigen zu tilgen, welches das geringste Echo der Geräusche von einst erschreckt und verletzt.

Olympia wird also gleich von Anfang an ein Geheimniß vor dem Manne haben müssen, den sie liebt, den sie anbetet, vor dem Manne, dem sie einen hohen Herrn, einen König geopfert hat, vor dem Manne, den sie zum einzigen Ziele ihrer Gedanken, zum Gebieter aller ihrer Handlungen zu nehmen sich entschlossen hat.

Sie wird es thun, was es sie auch kosten mag: sie wird das Stillschweigen über das, was vorgefallen ist, beobachten, nicht ihretwegen, sondern seinetwegen.

Bannière würde nie glauben, was zu glauben in der That beinahe unmöglich war.

Er würde sich vielleicht den Anschein geben, als glaubte er; dann wäre er aber nur um so unglücklicher, denn im Grunde seines Herzens würde er nicht glauben.

So allem Elend ihres früheren Lebens zurückge-

geben, so entschlossen, zu lügen, gieng Olympia wieder nach dem Gasthause, ebenso besorgt, Bannière wach zu finden, als sie, wenn Alles geglückt wäre, ihn schon auf zu finden gewünscht hätte, um ihm sogleich eine gute Kunde mitzutheilen.

An der Ecke der Rue des Bergettes, wo sie wohnten, erblickte sie ihn.

Bannière stand am Fenster: er wartete.

Bannière sah sorglich aus: sein Glück war von zu frischem Datum, als daß er desselben wohl hätte versichert sein sollen. Ein neuer Grundeigenthümer gewöhnt sich nicht sogleich daran, seine Ernten und seine Früchte mit Ruhe zu genießen. Der erste Flintenschuß, den der neue Erwerber in dem Kaninchengehege gethan, das er gekauft, macht, daß er den Kopf umwendet, um zu sehen, ob der Aufseher, der es bewacht, nicht berechtigt sei, ihn als auf dem Gute eines Andern jagend in Untersuchung zu ziehen.

Bannière wartete also seit einer Viertelstunde.

Bannière war stufenweise durch alle Schichten gegangen, welche sich vom Zweifel bis zur Bangigkeit, von der Dämmerung bis zur Nacht ausdehnen.

Und dieser ganze Weg, den die Einbildungskraft von Bannière durchlaufen hatte, war von Unglück weissagenden Scheinen durchfurcht.

Hatte Olympia schon überlegt? das war bald. War sie allein in Lyon spazieren gegangen? War sie nach außen durch einen Brief gezogen worden, den man ihm, Bannière, verborgen?

Diese Fragen machte sich Bannière, und die immer mehr stürmischen Schläge seines Herzens antworteten allein darauf.

Er erblickte Olympia und bebte.

Als er sie erblickte, war schon beinahe Alles vergessen. Er hatte sie nicht wiederzusehen befürchtet, und er sah sie wieder.

Er lief an die Zimmerthüre, öffnete sie und empfing Olympia in seinen Armen.

Sie war noch bleich und ganz außer Fassung.

Nachdem er sie in seine Arme geschlossen, wie Harpagon seine wiedergefundene Cassette, fing Bannière an diese Bläße und diese Befangenheit zu bemerken.

Olympia war indessen eine große Schauspielerin; ist aber das Herz einer großen Schauspielerin eingenommen, so ist die große Schauspielerin nur noch eine arme liebende Frau.

„Woher kommst Du?“ fragte Bannière, „woher kommst Du, die Du mich, während ich schlief, verlassen hast, so daß ich Dich vergebens gesucht habe, als ich die Augen öffnete.“

„Neugieriger!“

„Ich will es wissen,“ versetzte Bannière zärtlich.

„Und wenn ich es Dir nicht sagen will?“ erwiederte Olympia, indem sie eine Scene der Coquetterie zu beginnen versuchte.

Doch man war nicht auf dem Theater, Bannière spielte keine Rolle; Bannière lebte in seinem eigenen Leben, drückte seine eigene Leidenschaft aus.

„Ah! Du willst es mir nicht sagen!“ rief Bannière; „wohl! ich werde es errathen.“

„Errathe, und wenn Du richtig eräthst, werde ich ja sagen.“

„Du hast ein Haus gesucht?“

„Errathen.“

„Das Häuschen.“

„Welches Häuschen?“

Olympia erröthete unwillkürlich.

„Das Haus am Ufer der Saone, Du weißt? das, welches Du mir gestern von der Anhöhe zeigtest?“

Olympia antwortete nicht.

„Du weißt wohl,“ fuhr Bannière mit einer gewissen Ungeduld fort, „das, von welchem Du so viel mit mir gesprochen hast; das hübsche Häuschen, nach

dem Dich gelüstete, und das Du, ich bin fest davon überzeugt, gemiethet hast, um es mir bei meinem Erwachen als Hochzeitgeschenk zu geben."

„Nun wohl! ja," antwortete Olympia, in ihren Verschanzungen bedrängt. „Und es ist gemiethet."

„Ah! Du hast Dich belehren lassen, Du, Olympia, Fräulein von Clèves? Du hast eine Unmöglichkeit anerkannt? Oh! ich glaube es nicht."

„Du mußt mir aber glauben: das Haus wird bewohnt."

„Von wem?"

„Weiß man es? Von Einem, der an seinem Vorrechte festhält."

„Und es ist ein Mensch grausam genug gewesen, um meiner Olympia etwas abzuschlagen, was sie wünschte?"

„Es scheint, es gibt solche Menschen, denn man hat es mir abgeschlagen. Allerdings war es kein Mann."

„Ah! Frauen?"

„Eine Magd."

„Und Du hast nicht mit der Herrschaft gesprochen?"

„Nein," antwortete ein wenig trocken Olympia, welche brannte vor Begierde, das Gespräch da stehen bleiben zu sehen, wo sie zu lügen genöthigt wäre, denn bis zu diesem Augenblick hatte sie nicht gelogen.

Bannière schaute sie an.

Dieser Blick, wäre er weniger verliebt gewesen, würde die arme Frau auf der Stelle getödtet haben.

„Du hast also nichts gemiethet?" fuhr er fort.

„Nichts. Wir werden Beide gehen, mein Freund, und dann ohne Zweifel glücklicher sein."

„Oder auch . . ."

„Oder was?"

„Ich weiß, was ich sagen will," erwiederte Bannière lachend.

„Was willst Du sagen?"

„Nichts."

„Du sinnst auf etwas, mein Freund?“

„Nun wohl! ja, ebenfalls Neugierige. Ich sinne darauf, allein dorthin zu gehen.“

„Ganz allein!“ rief Olympia.

„Ja, ich hege die Idee, daß ich das, was Du nicht für mich hast thun können, für Dich zu thun das Glück haben werde.“

„Was sagst Du?“

„Ich sage, daß Du, da Du dieses Häuschen so sehr gewünscht, es auch haben müssest, und Du wirst es haben, oder ich heiße nicht Bannière!“

Olympia bebte. Sie stellte sich Bannière vor, wie er an diese Thüre klopfte, d'Hoirac traf und Alles errieth.

Sie war auf dem Punkte, zu gestehen.

Doch sie hatte nicht den Muth hiezu. Sie gelobte sich, den ganzen Tag nicht von der Seite von Bannière zu weichen und diesen Tag anzuwenden, um ihn zu bestimmen, Lyon zu verlassen, was bei dem Widerwillen, den er ausgesprochen, nichts Schwieriges sein mußte.

Nichtsdestoweniger hatte sie den Befürchtungen von Bannière so viel Dringlichkeit entgegengesetzt, daß es schwer für sie war, von ihrer gestrigen Entscheidung, welche ihr Gatte angenommen, wieder abzugehen.

„Uebrigens,“ sagte Bannière, als ob er sich auf seinen Gedanken durch die Erörterung antwortete, „übrigens ist dieses Häuschen wahrscheinlich nicht das einzige.“

„Ich bin wohl umhergelaufen und habe nichts gefunden,“ erwiederte Olympia.

„Es gibt in der That wenig Wohnungen, die sich mit unserem Vermögen in Einklang setzen lassen,“ sprach Bannière; „eine Wohnung war leichter zu finden, als wir ganz reich oder ganz arm waren.“

„Nein, Lyon ist offenbar keine Stadt von Hülfsquellen, wie man sich einbildet.“

„Ich sagte es Dir gestern, liebe Freundin.“

„Hat man es einmal von nahe angeschaut . . .“

„So sieht man, daß der Mann Recht hatte.“

„Ich gestehe es.“

„Uebrigens gewährt es diesem fraglichen Manne so viel Vergnügen, zu thun, was seine Frau will, daß er seit gestern findet, Lyon sei das Paradies Frankreichs.“

„Nun!“ sagte Olympia, „es ist vielleicht eine Laune; doch seit gestern bin ich ganz anderer Ansicht über Lyon geworden.“

„Wahrhaftig!“

„Ja, ich weiß nicht warum, aber ich befürchte eine Katastrophe. Ihre Ahnungen haben mich angesteckt, ihre düstern Reflexionen kehren in meinen Geist zurück und erschrecken mich.“

„Gut! lassen wir das. Du bist der Sonnenstrahl gewesen, der die Wolken zerstreut: Du hast gelächelt, und der Himmel ist blau.“

„Mein lieber Bannière, Sie mögen sagen, was Sie wollen, Sie mögen mich launenhaft, unbeständig nennen, wie es Ihnen beliebt, aber ich will nicht in Lyon bleiben.“

„Wahrhaftig!“

„Ich langweile mich.“

„Höre, ich will die Ursache nicht suchen, welche Dich Deine Ansicht zu ändern veranlaßt hat . . .“

„Es gibt keine andere, als die Vorgefühle, von denen Du gestern gesprochen; sie stecken mich an.“

„Das will besagen?“

„Daß wir Lyon verlassen, nicht wahr?“

„Wie Du willst, liebe Freundin.“

„Und wann ich will?“

„Auf der Stelle,“ erwiederte Bannière.

Und er stand lachend auf.

„Sieh, mein Freund,“ fuhr Olympia fort, „ich habe nachgedacht. Ich habe mir gesagt, der Aufenthalt in der Stadt koste doppelt so viel, als der Aufenthalt auf dem Lande; um von einer Dienerin un-

terstützt zu sein, werden wir ausgeben, was wir anderswo zweien geben würden; wir haben hier von Luft nichts, als die Dünste des Wassers, von Blättern nur die der Linden, welche zwischen Pflastersteinen wachsen, vom Himmel nur das, was man durch den Ausschnitt der Kamine erblickt. Ich sage mir, daß hier, wenn wir auf der Straße Leuten begegnen, unter diesen Leuten sich Feinde oder Aergerliche finden werden; daß, wenn wir Nachbarn haben, diese Nachbarn sich in Spione verwandeln werden. Ich sage Alles dies und erkläre, daß ich, als mir mein Mann dasselbe sagte, sogleich mich hätte erinnern müssen, ich sei seine Frau, und folglich ein Wesen geschaffen, um seinen Befehlen zu gehorchen, wenn seine Befehle nicht bloße Phantasien seien."

„Nun denn!" erwiederte Bannière, „laß uns abreisen, meine angebetete Olympia. Das Glück, der Frühling, der Himmel, die Blätter, das Leben sind nur da, wo Du bist. Reisen wir ab, meine Freundin, reisen wir ab."

„Wohlan! ja, reisen wir ab. Gewinnen wir diesen Tag, der bezahlt ist. Kommen wir mit einem andern Fuhrmann überein; und heute Nacht, nun! heute Nacht machen wir uns aus dem Staube, wie Schuldige, wie Diebe."

„Einverstanden."

Sie frühstückten heiter, glücklich, Lyon noch an demselben Tage zu verlassen.

Olympia schien indessen am meisten von Beiden Eile zu haben.

Sie hatte nun Vorgefühle.

XCI.

Die Vorgefühle von Bannière und Olympia verwirklichen sich.

Der ganze übrige Tag wurde von Olympia dazu angewendet, daß sie, als eine geschickte Frau, Bannière zu verhindern suchte, an die peinliche Seite ihres Geheimnisses zu denken.

Als es aber Abend geworden war und ein Mittagsbrod dem Frühstücke ähnlich Beiden das Bedürfniß eines Spaziergangs fühlbar gemacht hatte, nahm Olympia, da sie nichts Nachtheiliges darin sah, daß sie mit Bannière ausging, seinen Arm, und sie schlenderten durch die am wenigsten besuchten Quartiere.

Es war ein wunderbar schönes Wetter, der Himmel war rein, und erfrischt, die Luft brachte auf der Erde eben so viel Wohlgerüche, als die Erde dem Himmel zusandte.

Die zwei Spaziergänger, die sich einander die süße Last der wolkenlosen Glückseligkeit machten, gelangten zu dem alten Thore, das wir schon als in der Nähe der Kaserne kennen, wo Bannière ein paar Stunden in der Uniform Seiner Majestät zugebracht hatte, nachdem er mittelst dieser Uniform durch Olympia den Händen der Jesuiten entrissen worden war.

Als sie den schweren, vollen Bogen dieses Thores und die lange Allee bewunderten, durch welche Bannière im Galopp weggeritten war, kam ein großer Transportwagen auf der Straße herbei und ließ aus seinem prallen Bauche die Geräusche von tiefem Schlafe und seltsamen Gesprächen entschlüpfen, welche bei den öffentlichen Fuhrwerken ein sicheres Accompagnement zum

Gewieher der Pferde und zu den Flüchen der Postillons bilden.

Einige Vorübergehende schaarten sich zusammen, um das immer belustigende Schauspiel von Reisenden, welche abgehen oder ankommen, zu sehen.

Der Wagen hielt an.

Sogleich wurde der Schlag geöffnet, ein Reisender stieg aus, ließ seinen Koffer vom Wagentuch herabnehmen, bezahlte den Conducteur und umarmte seine Frau, die ihn vor Freude weinend mit ihren Kindern erwartete.

„Und Sie, Herr Abbé," sagte der Conducteur mit einem noch unsichtbaren Reisenden sprechend, „steigen Sie nicht heraus?"

„Warum hier?" erwiederte eine Stimme aus dem Innern.

„Ei!" versetzte der Conducteur, „weil dies der kürzeste Weg ist, um zu dem Hause der ehrwürdigen Väter Jesuiten zu gehen."

„Oh! wenn es so ist," rief aus dem Innern dieselbe Stimme, welche schon gesprochen hatte: „ich steige aus, ich steige aus."

Und ein Mann in der Tracht eines Abbé stieg, seine Soutane bis zum Gürtel aufhebend, ziemlich leicht aus dem Fourgon aus.

Der Conducteur verbeugte sich vor ihm und reichte ihm sein etwas mageres Felleisen.

„Sie sind bezahlt, nicht wahr, mein Freund?" sagte der Abbé.

„Ja, mein Herr, und ich habe nichts zu fordern."

„Außer diesen dreißig Sous, die ich Ihnen als Trinkgeld anbiete. Wäre ich reicher, so würde ich mehr geben."

„Oh! Herr Abbé," sagte der Conducteur, während er seinen Platz wieder einnahm, „wenn Jedermann so viel gäbe! . . . Hü! Rosse!"

Und der Wagen fuhr weiter gegen Lyon.

Der Geistliche blieb ein wenig betäubt stehen und suchte rechts und links seinen Weg, den er nicht zu kennen schien.

„Wie seltsam ist das!" sagte Olympia, „seitdem der gute Champmeslé uns wiedervereinigt, getraut, ausgesteuert hat, kann ich keinen Geistlichen sehen, ohne an diesen vortrefflichen Freund zu denken!"

„Aber wie!" rief Bannière, der Richtung der Augen von Olympia folgend, „in der That!"

„Was?"

„Er ist es."

„Wer denn?"

„Champmeslé."

Und Bannière erhob die Stimme und rief:

„He! Champmeslé!"

„Was?" fragte der Geistliche, indem er sich umwandte.

„Sie sehen, daß er es ist!"

„Herr von Champmeslé!" sagte Olympia.

„Meine Freunde, meine guten Freunde!" rief der wackere Mann, die Arme gegen sie ausstreckend.

„Ist es wirklich möglich, daß Sie es sind?" sprach Bannière, während er ihn zum zweiten Male umarmte.

„Ja, ja, ich bin es," erwiederte Champmeslé ganz freudig.

„Durch welchen glücklichen Umstand sind Sie denn in Lyon?" fragte Bannière.

„Laufen Sie zufällig uns nach?" fragte Olympia.

„Ei! nein, meine Freunde, man ruft mich zurück."

„Wer ruft Sie zurück?"

„Die Herren Väter."

„Warum rufen sie Sie zurück."

„Oh! ich glaube, ich bin ein wenig in Ungnade."

„Hören Sie," sagte Olympia, „entfernen wir uns von dieser Gruppe von Soldaten, die uns wie neu-

gierige Thiere anschauen, und Sie werden uns Ihr neues Unglück erzählen, wenn es ein Unglück ist."

„Ja, gehen wir beiseit," erwiederte Champmeslé. „Diese Soldaten schauen uns in der That mit großer Aufmerksamkeit an."

„Ei!" versetzte Vannière, „Sie finden es vielleicht wunderbar, daß eine hübsche Frau einen Abbé umarmt, denn ich muß Ihnen sagen, Herr von Champmeslé, Olympia hat Sie umarmt."

„Und zwar von ganzem Herzen," sprach Olympia; „doch kommen wir auf Ihre Ungnade zurück: wie verhält sich das?"

„Man klagt mich an, ich habe . . ."

„Sie haben?"

„Vannière von Charenton entweichen lassen und ihn wieder zum Theater gebracht."

„Wer klagt Sie denn an?"

„Ei! die Aufseher des Ordens."

„Und meinetwegen, lieber Freund, quält man Sie, verfolgt man Sie?"

„Es scheint, daß ich im Unrecht bin."

„Nein, denn ich bin entwischt."

„Das ist wahr, nur sind Sie vielleicht ein wenig zu geistreich für einen Narren entwischt."

„Weil ich kein Narr war."

„Ganz richtig: doch man muß glauben, es dünkte Einigen dienlich, daß Sie es waren."

„Ah! ja, ich begreife!"

„Gewiß ist," fuhr Champmeslé fort, „gewiß ist, daß ich etwas wie eine Ermahnung und den Befehl erhielt, mich schleunigst zu meinem Collegium zurückzubegeben."

„Nach Lyon?"

„Nein, nach Avignon; der Befehl ist vom Pater Mordon unterzeichnet."

„Und Sie halten hier an?"

„Ich muß doch meinen Zettel visiren lassen."

„Wie! Ihren Zettel?“ versetzte Olympia lachend. Sind Sie ein Soldat, der nach Etapen marschirt?“

„Der Orden ist militärisch organisirt, wir werden nur bezahlt, wenn wir unsern Zettel visiren lassen, sonst,“ fügte Champmeslé unbesonnen bei, „sonst kein Geld, um zu reisen, und das wäre hart.“

„Sie haben kein Geld!“ rief Bannière; „Sie haben uns also Alles gegeben, was Sie besaßen?“

„Nein! nein!“ erwiederte Champmeslé, ganz beschämt, daß ihm diese unbedachtsame Aeußerung entfahren. „Ich sage nicht, ich habe kein Geld mehr. Ah! ja wohl! (Und er ließ einige Stücke Münze klingen.) Auch handelt es sich nicht um dieses.“

„Doch wohl, es handelt sich um dieses!“ sagte Bannière, „und da wir Sie in unsern Händen haben, so werden Sie mit uns zu Nacht speisen und bei uns wohnen.“

„Und,“ sprach Olympia, „wir werden zu Ihnen sagen, wie der Wehrwolf zum guten Mann:

„„Wärme Dich, kleiner Mann, sieh, es ist von Deinem Holze.““

„Ei! unmöglich,“ entgegnete Champmeslé.

„Warum?“

„Weil, wenn man im Collegium in Lyon erführe, ich habe mich, statt meinen Zettel visiren zu lassen, unterhalten mit . . .“

„Mit Komödianten,“ sagte lachend Olympia.

„Nein. Ueberdies sind Sie es nicht mehr, Sie kennen unsere Uebereinkunft. Mit Freunden.“

„Ich bitte Sie . . .“

„Vielleicht würde man mich bei meiner Ankunft in Avignon in die Ihnen wohlbekannte Meditationsstube setzen, oder man würde mich zu einer noch viel schlimmeren Pönitenz verurtheilen. Erlauben Sie mir also, daß ich Sie nun umarme, meine Freunde; dann werde ich in das Jesuiten-Collegium gehen, ich werde

die Nacht, nach der Regel, im Schlafsaale zubringen und mich bei Tagesanbruch gegen Avignon wenden."

„Armer Freund," sagte Bannière, „Sie sehen also nicht, daß man Sie mit sehr schweren Ketten bindet!"

„Ich sehe mein Heil am Ende von Allem dem," erwiederte Champmeslé; „leben Sie also wohl, meine Freunde. Doch welch eine Menge von Soldaten!"

„In der That, welch eine Menge von Soldaten!" wiederholte Olympia, als sie, wie Ameisen aus einem Ameisenhaufen, eine große Anzahl von Uniformen aus der Kaserne hervorkommen, hin und her gehen und neugierig schauen sah."

„Ich verlasse Sie," sprach Champmeslé. „Wo wohnen Sie, damit ich Ihnen morgen, ehe das Schiff abgeht, ein letztes Lebewohl sagen kann?"

„Im Schwarzen Hahnen, in der Rue des Vergettes," antwortete Olympia.

„Gut, ich werde kommen."

„Wir werden aber nicht mehr dort sein," sagte Bannière leise zu seiner Frau.

„Nun, so bleiben wir eine Nacht länger, damit wir den Abschied dieses wackeren Mannes nicht verfehlen," antwortete Olympia.

„Bleiben wir," versetzte Bannière, „Du weißt wohl, was Du willst, will ich."

Dann sich gegen Champmeslé umwendend:

„Es ist also abgemacht, morgen früh, nicht wahr?"

Champmeslé nickte mit dem Kopf und entfernte sich.

Olympia und Bannière gingen ein wenig seitwärts, um sich von dem Schwarme von Militären frei zu machen, der sie umgab.

„Aber wie viel Dragoner!" sagte Bannière.

„Sieh, Champmeslé ist stehen geblieben, er spricht mit Jemand."

Bannière suchte in der Dunkelheit, welche vom Himmel herabzusteigen anfing, zu unterscheiden.

„Mit wem spricht er denn?“ fragte Bannière.

„Ich kann es nicht unterscheiden,“ antwortete Olympia, welche indessen vortrefflich unterschied.

„Man sollte glauben, er spreche mit einem Abbé wie er.“

„Es ist wahr, ein Abbé,“ sagte Olympia ganz zitternd.

„Sie wenden sich auf unsere Seite.“

„Meinst Du?“ versetzte Olympia, indem sie zwischen Bannière und die Geistlichen trat, denn sie glaubte im zweiten Abbé etwas vom Aeußeren des Abbé d'Hoirac erkannt zu haben.

„Ah! Champmeslé verläßt ihn,“ bemerkte Bannière.

„Gott sei gelobt!“ dachte Olympia.

Und sie nahm den Arm ihres Mannes und zog ihn gegen die Stadt fort.

Sie hatte sich nicht geirrt: Champmeslé war vom Abbé d'Hoirac angeredet worden.

Der Abbé d'Hoirac, den eine Frau begleitete, deren Gesicht die Capuze eines Mäntelchens bedeckte, welche aber unter ihrer Capuze sehr hell zu sehen schien, hatte Champmeslé gefragt, wer die Personen seien, die er gegrüßt. Champmeslé hatte ohne irgend ein Mißtrauen geantwortet:

„Das waren Herr und Madame Bannière, zwei von meinen Freunden.“

Wonach er sich auf den Fersen umgedreht.

„Sie sehen, daß ich mich nicht getäuscht,“ hatte die Frau mit der Capuze zu d'Hoirac gesagt. „Ah! ich, wenn ich Jemand ein einziges Mal frisirt habe, nur ein einziges Mal ...“

„Gut! gut!“ erwiederte d'Hoirac, „hier ist ein Louis d'or.“

„Ich danke,“ sprach die Frau.

Dann, während sich der Abbé auch auf den Fer=

sen umwandte, doch nach der entgegengesetzten Seite, sagte sie zu sich selbst:

„Ah! Du hast mich fortgejagt, schöne Olympia! Ah! schöner Bannière, Du hast mich geschlagen! Nun wohl! wir werden sehen!“

Und indem sie sich entfernte, fuhr sie fort:

„Das ist, bei meiner Treue, ein schöner Doppel-Louis d'or; es wäre sehr dumm von mir gewesen, Bannière, der arm wie eine Ratte, diesem rosigen kleinen Abbé, welcher reich wie eine Goldgrube, vorzuziehen; doch wir Weiber, wenn das Herz eingenommen ist . . .“

Und sie verschwand ebenfalls den Kopf schüttelnd.

Mittlerweile hatten sich Bannière und seine Frau, wie gesagt, entfernt.

Doch kaum hatten sie fünfzig Schritte gemacht, als sie zwei Männer, welche Dragoner-Uniform trugen, sich ihnen nähern sahen.

Andere hatten sich ihnen, erwähnter Maßen, schon genähert, doch nicht so nahe wie diese.

Bannière glaubte, sie wollten Olympia beleidigen, indem sie ihr scharf ins Gesicht schauen würden.

Er stellte sich daher stolz, die Faust auf die Hüfte gestützt, drückte seinen Hut in die Augen und wartete.

Olympia versuchte es, ihn fortzuziehen, sie bat ihn inständig, denn sie dachte, es werde ein Streit beginnen.

„Holla! meine Herren,“ rief Bannière, der zuerst das Wort nahm, „ich möchte in der That gern wissen, was Sie so zu schauen haben.“

„Wir schauen Sie an, um Sie zu sehen, das ist ganz einfach,“ erwiederte einer von den Dragonern.

„Unverschämter!“ versetzte Bannière.

Und er hob die Hand auf.

„Ganz schön, mein Herr!“ sagte der andere Dragoner hohnlächelnd.

Dann wandte er sich gegen seinen Kameraden um und sprach:

„Er ist es wahrhaftig!"

„Ich sagte Dir ja, ich habe ihn erkannt, ehe ihn der Abbé denuncirte."

Olympia schauerte, ohne zu wissen warum.

„Ah!" rief Bannière, „es wäre wohl Zeit, sich zu erklären, meine Herren Soldaten."

„Sie sind Herr Bannière, nicht wahr?" fragte der Dragoner.

„Ja, gewiß," antwortete Bannière, die Achseln zuckend.

Und er machte eine Bewegung, um den Dragoner auf die Seite zu schieben und vorbei zu gehen.

„Verzeihen Sie," sagte dieser, „wir haben hier ganz in der Nähe einen Major, der gern ein paar Worte mit Ihnen sprechen möchte, Herr Bannière."

Während dieser Zeit war der Major mit mehreren Officieren herbeigekommen; hinter diesen Officieren ein Schwarm von Dragonern; hinter diesen Dragonern Neugierige.

Olympia und Bannière waren in einem Augenblick in einen Kreis eingeschlossen, der sich immer mehr verengte.

„Nun!" fragte der Major, „wo ist der Mann?"

„Hier ist er," antwortete einer von den Dragonern, auf Bannière deutend.

„Ist es gewiß?"

„Er gesteht es, Herr Major, und überdies haben Sie das Signalement; befragen Sie dieses."

„Aber was gibt es denn?" rief Olympia, „der Herr ist mein Mann."

„Wohl! mein Frauchen," antwortete galant der Officier, „Ihr Mann ist ein Deserteur. Das ist das Ganze."

„Ah!" rief Bannière im Herzen getroffen.

Der Unglückliche hatte Alles vergessen.

Olympia fühlte sich vor Schrecken in Eis verwandelt.

„Ja, ja, ja," fuhr der Major fort, „dieser hübsche Junge hat uns eine vollständige Uniform, einen Säbel und ein Pferd mit Equipirung gestohlen."

„Mein Gott! mein Gott!" murmelte Bannière.

„Er hat," fuhr der Major mit demselben Tone fort, „er hat Säbel, Pferd und Uniform verkauft, was das unangenehmste Vergehen constituirt, über welches ein Militär, der die Ehre hat, in den Heeren des Königs zu dienen, Rechenschaft geben kann."

„Bei meiner Treue! ohne den Abbé verfehlten wir ihn," sagte einer von den Officieren im Gefolge des Majors. „Der Teufel soll mich holen, wenn ich ihn in diesem schwarzen Rocke erkannt hätte! Und ich bin es doch gewesen, der ihn auf das Pferd gesetzt hat."

„Dieser Teufelsabbé!" rief der Major. „Ah! es scheint, er gehört nicht zu Ihren Freunden?"

„Welcher Abbé?" stammelte Bannière betäubt, vernichtet.

„D'Hoirac."

„Oh!" murmelte Olympia, „verloren! verloren!"

„Auf, Madame," sagte der Major, „es ist schon spät, nehmen Sie Abschied, und zwar rasch."

„Abschied! Von wem?" fragte Olympia.

„Ei! von Ihrem Manne, den wir verhaften."

„Sie verhaften Bannière?" rief Olympia, indem sie ihre Arme um den Hals des jungen Mannes schlang.

„Ah! bei Gott! wir haben schon lange genug den Befehl," sagte der Major. „Der Spaßvogel stellte sich in Charenton närrisch. Bei meiner Treue! Sie sind allerdings sehr närrisch, mein Freund, daß Sie so gekommen sind und sich an unseren Lichtern verbrannt haben!"

„Armer Junge!" sagte einer von den Dragonern, gerührt durch das lebendige Bild dieser unbeugsamen Verzweiflung; „das Frauchen liebt ihn wohl sehr!"

Und er seufzte. Ein mitleidiges Herz unter einer rauhen Rinde!

Bannière fühlte, daß auf jeder Seite sich zwei Hände an seine Schultern legten. Olympia löste den Knoten, mit dem sie ihn umschlang, und fiel in Ohnmacht.

Der Gefangene wurde auf der Stelle in die Kaserne geführt, während sich wohlthätige Seelen um diese leblose arme Frau beeiferten, in der der barmherzige Gott den Verstand lähmte, um den Schmerz zu unterbrechen.

XCII.

Das Urtheil.

Als Olympia wieder zu sich kam, war es spät; Alles war verschwunden, nur zwei Fraueu, die sie an eine Bank unter einem Baume angelehnt hatten, bewachten sie und sagten ihr sanfte Worte, denn die Frauen unter sich begreifen das Unglück und wissen die Unglücklichen zu trösten.

Sie erinnerte sich, sie stieß einen Schrei aus, sie fragte, wo sie sei und was man mit Bannière gemacht habe.

Diese Frauen verstanden nicht recht das, was vorgefallen war; sie erzählten, die Dragoner haben, auf Befehl des Commandanten, die Menge zerstreut, während Andere in das Innere der Kaserne einen mit einem schwarzen Sammetrocke bekleideten Mann geführt.

Olympia fühlte, daß ein gräßliches Drama für

sie beginnen sollte, daß man Bannière vielleicht seiner Freiheit berauben und, um ein Beispiel zu statuiren oder einen Groll zu befriedigen, mit aller Strenge gegen den jungen Mann verfahren würde.

Sie erschaute rasch in dieser Sache einen Verrath des Abbé d'Hoirac.

An wen sich wenden? ... wo Beistand, das nöthige Ansehen finden, um Unterhandlungen anzuknüpfen?

Welcher Mann in dieser Stadt würde seinen uneigennützigen Arm der unglücklichen Frau leihen?

Olympia zögerte nicht. Sie erinnerte sich dessen, was Champmeslé von seinem Besuche bei den Jesuiten und davon gesagt hatte, daß er die Nacht bei ihnen zubringen werde.

Sie mußte einen Beschützer in Champmeslé finden.

Sie erhob sich unter den Frauen, denen sie tausendmal dankte, und ließ sich auf der Stelle das Haus der Jesuiten bezeichnen.

Champmeslé, nachdem er den vom Orden vorgeschriebenen Förmlichkeiten Genüge geleistet, hatte die Erlaubniß erhalten, in einer kleinen Zelle zu Nacht zu speisen und zu schlafen.

Er verzehrte seine magere Portion und tröstete sich über sein Elend, indem er an das Gute dachte, das er gethan, als ihn die, von Olympia in Bewegung gesetzte Glocke beben machte.

Sein Geist war so eng mit denjenigen verbunden, welche er so eben verlassen hatte, daß er, ohne irgend einen Uebergang, dieses neue Geräusch etwas, was von ihnen kam, zuschreiben konnte.

Man benachrichtigte ihn, eine Frau wolle ihn durchaus wegen einer Beichte sprechen.

Das war das Mittel, dessen sich Olympia mit ihrer gewöhnlichen Geistesgegenwart bedient hatte, um zu Champmeslé zu dringen.

In höchstem Maße erstaunt, eilte er fort und

empfing Olympia, in Thränen und beinahe ohnmächtig, in seinen Armen.

„Oh! zu Hülfe!" rief sie.

„Was gibt es, liebe Frau?"

„Sie haben ihn mir entführt."

„Wen?"

„Meinen Mann!"

„Wer hat ihn entführt?"

„Die Dragoner."

„Ist sie verrückt?" fragte sich Champmeslé, der zu gleicher Zeit, auf diese Hypothese, Olympia einfach fragte, ob Bannière sie nicht begleitet habe.

„Ich sage Ihnen ja," rief sie schmerzlich, „sie haben mich von ihm getrennt. Er hatte sich auf meinen Rath anwerben lassen, um den Verfolgungen des Officials zu entgehen; Herr von Mailly hatte ihn in seinem Regimente. Bannière ist entwichen; man hat ihn gefunden; man nimmt ihn wieder."

„Ho! ho!" sprach Champmeslé, „das ist ein ernster Fall."

„Mein Gott!"

„Erschrecken Sie nicht zu sehr, die Sache steht vielleicht nicht so verzweifelt schlimm."

„Was soll ich thun?"

„Ich weiß es nicht."

Der brave Mann verlor den Kopf. Er war Schauspieler gewesen, er war Priester, aber er war nie Soldat gewesen.

„Sprechen Sie," sagte Olympia, „die Zeit drängt."

„Das ist wahr. Doch was läßt sich thun? .... Erzählen Sie mir ein wenig die einzelnen Umstände."

Olympia erzählte Alles, was der Leser soeben erfahren hat.

„In der That," sprach Champmeslé, „der nach Bisam riechende Abbé trat auf mich zu und fragte mich: „„Kennen Sie diese Dame nicht?""

„Und Sie haben mich genannt?"

„Gewiß."

„Oh! mein Gott! ich bin also Schuld am Verderben meines Mannes!"

„Nein, nein; hören Sie, ich habe Lust, den Rector von hier um Rath zu fragen."

„Hüten Sie sich wohl! Bannière ist Noviz gewesen; als solcher muß er schlimme Erinnerungen bei den Jesuiten zurückgelassen haben; sie führen vielleicht etwas gegen ihn im Schilde."

„Nun, sie mögen etwas gegen ihn im Schilde führen, doch sie werden ihn wenigstens nicht tödten!"

„Was wollen Sie damit sagen?" rief Olympia erschrocken. „Welches Wort haben Sie da ausgesprochen! Sie werden ihn nicht tödten! Aber die Anderen werden ihn also tödten?"

„Ich habe das nicht gesagt."

„Erklären Sie sich in des Himmels Namen! Was kann man Bannière thun wollen?"

„Ah! meine Freundin," erwiederte Champmeslé sehr bekümmert, daß er so unklug gesprochen hatte, „ich weiß es nicht; doch wenn wir in die Kaserne gehen, werden wir es erfahren."

„Gehen wir in die Kaserne! vorwärts!"

Und sie ergriff den Arm von Champmeslé und zog ihn wie eine Tolle gegen die Thüre fort.

„Einen Augenblick Geduld, Madame, ich bin hier nicht frei; um auszugehen, muß ich mein Exeat verlangen."

„Was ist das?"

„Ein vom Rector unterzeichnetes Papier, ein Paß, was Sie wollen, doch es ist durchaus nothwendig, damit mich der Pförtner hinausgehen läßt."

Er mußte in der That das Exeat verlangen und die Sache dem Rector erzählen, welcher zu Champmeslé sagte:

„Wahrhaftig, mein Bruder, Sie haben sehr weltliche Verbindungen, Sie sind kaum eine Stunde unter uns, und schon haben Sie mit einer Frau auszugehen."

„Ei! mein Vater, die Menschenfreundlichkeit!"

„Mein Bruder, die Menschenfreundlichkeit ist nicht immer ein Grund, die Regel zu übertreten."

„Aber die Zeit drängt!"

„Mein Bruder, gehen Sie aus, bedenken Sie indessen, daß wir jeder Familie und jeder Freundschaft auf Erden entbunden sind, gerade, damit wir die Dinge nicht zu thun haben, welche Sie heute Abend thun."

Champmeslé hörte nicht mehr; er ergriff hastig das verlangte Exeat, ließ Olympia, welche vor Ungeduld an den Händen zu nagen anfing, vor sich hinausgehen und führte sie nach der Kaserne.

Hier bedurfte es anderer, viel schwierigerer Unterhandlungen.

Um bei den Jesuiten hinauszugehen, mußte man ein Verbot durch ein Exeat aufheben, um bei den Dragonern einzutreten, mußte man ein Verbot durch Bitten überwältigen.

Der Dragoner von der Wache war unbeugsam.

Olympia, während Champmeslé parlamentirte und die Schildwache mit seiner Logik angriff, schlüpfte unter dem Carabiner des Reiters durch und lief wie eine Tolle nach den Wohnungen, welche sie im Innern erleuchtet sah.

Eine große Helle glänzte in einem Saale, den viele Dragoner von der Treppe bis zu den Thüren belagerten.

Niemand ließ sie durch; die Schildwache hatte Lärm gemacht.

Sie wollte mit dem Commandanten sprechen, man sagte ihr, er sei beschäftigt.

Sie wollte schreien, sich empören, man erklärte ihr, man werde sie binden, knebeln, oder hinauswerfen.

Die Brutalität erschreckte sie weniger, als das Ausschließen. Sie kehrte indessen zu Champmeslé zurück, der sich endlich, von Officier zu Officier, Bahn gebrochen hatte.

Olympia hatte eine Eingebung: Sie erinnerte sich, daß mehrere von den Officieren, und darunter der Commandant selbst, mit ihr in Avignon, bei der ersten Abreise von Herrn von Mailly nach Paris vor seiner Verheirathung, zu Nacht gespeist hatten.

Sie verlangte eine Feder, Tinte, ließ sich von Champmeslé helfen und schrieb an den Commandanten.

Der Brief hatte den von ihr erwarteten Erfolg: der Commandant wollte sie empfangen.

Bei den ersten Worten, die sie sagte, rief er:

„Ah! Madame, Sie sind es also, die ich so glücklich gesehen habe?"

„Ich werde abermals glücklich sein, mein Herr, wenn Sie mir meinen Gatten zurückgeben," erwiederte Olympia.

„Ihr Gatte! Bannière ist wirklich Ihr Gatte?"

„Dieser würdige Geistliche hier hat uns getraut."

„Ah! mein Gott!" murmelte der Commandant.

Und er verbarg sein Gesicht in seinen Händen.

„Mein Herr, was haben Sie denn?" fragte Olympia. „Was gibt es denn? Verbergen Sie mir nichts."

„Ach!"

„Ich bin kein schwaches, einfältiges Weib; ich liebe Bannière so sehr, daß die Ungewißheit in Betreff seiner ein tödtlicher Schlag, die Unsicherheit über seine Lage die Folter vor dem Tode für mich wäre."

„Sie besitzen Muth," sprach der Officier, „aber vielleicht nicht genug, um Alles zu ertragen, was Sie zu leiden haben werden."

Olympia erbleichte. Sie näherte sich Champmeslé, als wollte sie auf seinem Arme die Stütze suchen, der sie bedurfte.

„Madame," fuhr der Commandant fort, „befolgen Sie meinen Rath, zwingen Sie die Natur nicht zu mehr Entschlossenheit und Festigkeit, als sie hat. Nehmen Sie die Hand des Herrn Abbé an und verlassen Sie uns."

„Sie verlassen! Und Bannière?"

Diese Worte wurden mit einem Ausdrucke ge-

sprochen, der keine Erwiederung oder Erörterung zuließ; der Officier sah einen Blitz in ihren Augen glänzen, den nichts auslöschen oder in seinem Ausbruche zurückhalten konnte.

„Mein Herr," fuhr Olympia fort, zugleich ermuthigt und wieder zur Fassung gebracht durch das Stillschweigen des Officiers, „erinnern Sie sich wohl, daß ich mit Bannière für das Leben, für das Leben, hören Sie wohl? bis zum Tode verbunden worden bin, und nicht eine Secunde haben die Menschen das Recht, das zu trennen, was Gott vereinigt hat; im Namen des Gottes, der uns hört, beschwöre ich Sie, mich mit meinem Gatten wiederzuvereinigen."

„Verlangen Sie alles Andere von mir, Madame, aber was dies betrifft ..."

„Wie! hat denn Bannière ein Verbrechen begangen? Ist Bannière außer der menschlichen Gesellschaft?"

„Bannière, Madame, ist ein Deserteur."

„Nun, die Deserteurs, was thut man ihnen?"

„Ah! Madame ..."

„Sprechen Sie doch!"

„Nein, Madame, nein!"

„Oh!" rief Olympia mit einer Verzweiflung, welche an den Wahnsinn grenzte, „mein Gatte! ich will meinen Gatten sehen!"

Der Officier wollte sich abermals weigern.

Champmeslé näherte sich ihm und sagte:

„Mein Herr, ich kenne den Character dieser Frau, Sie werden sie in Verzweiflung bringen; hat sie einmal die Herrschaft verloren, die sie gewöhnlich über ihre Vernunft übt, so werden Sie erschrecken über ihre Gewaltthätigkeiten. Bewilligen Sie ihr, was sie von Ihnen verlangt."

Der Officier nahm Olympia bei der Hand und ließ sie in das Gebäude eintreten.

Sie gingen ungefähr zwei Minuten, durchschritten Säle und stiegen Stufen hinauf, bis sie endlich in

einem großen Hofe, der voll von sehr geschäftigen Soldaten, angelangt waren.

Der Commandant, welcher Olympia beständig bei der Hand hielt, wandte sich an einen von diesen Soldaten und fragte:

„Ist der Rath versammelt?"

„Ja, mein Commandant."

„Mein Herr," sprach der Officier zu Champmeslé, „ich stelle Madame unter Ihre Obhut. Ihr," fügte er drei Dragoner bezeichnend bei, „ich vertraue Euch diese zwei Personen an. Führet sie in das an den Saal des Rathes anstoßende Zimmer."

„Sieht man dort meinen Mann?" fragte Olympia.

„Nein, Madame, in diesem Augenblick nicht; doch hernach werden Sie ihn sehen."

„Hernach!" rief Olympia. „Nach was? Oh! diese Männer erschrecken mich mit ihren Unheil weissagenden Verschweigungen! Sogleich will ich ihn sehen!"

„Mein Herr!" sprach Champmeslé flehend, weil er eine schmerzliche Krise vorhersah.

„Dragoner," sagte der Commandant, „führet diese zwei Personen auf die kleine Tribune und laßt sie nicht aus den Augen."

„Madame," fügte er bei, indem er sich vor Olympia verbeugte, „ich wiederhole, Sie haben es gewollt. Erinnern Sie sich, daß ich widerstanden habe. Erinnern Sie sich, daß ich, Ihren Wunsch erfüllend, der Furcht, Ihnen durch meine Weigerung mehr Leid zuzufügen, als Ihnen meine Einwilligung sogleich verursachen wird, nachgegeben habe."

Und er ging hastig hinaus.

Die Dragoner führten Olympia, zitternd, bleich, eiskalt mit Champmeslé, der ganz schauerte, in den Saal des Rathes selbst.

Da begann für diese Unglücklichen das traurigste Schauspiel, welches liebenden Herzen in dieser Welt zu erdulden gegeben ist.

Im Saale, einem alten Bau mit Pilastern, welche durch den Gebrauch und die willkürliche Verstümmelung gebrochen waren, befanden sich auf einer Estrade ungefähr zwanzig Officiere beim Scheine von Kerzen, welche Soldaten hielten.

Der Commandant nahm Platz an der langen Tafel, die auf der Estrade stand und an der der Major, für den Oberstlieutenant oder den abwesenden Obersten functionirend, präsidirte.

Die Dunkelheit füllte die Ecken dieses Saales und schien in schwarzen Dünsten von der Höhe der höckerigen Gewölbe herabzufallen.

Der Major rief die Officiere mit dem Namen auf und schrieb die anwesenden ein.

Dann sprach er mit bewegter Stimme:

„Man führe den Schuldigen vor."

Eine Thüre wurde links von der Estrade geöffnet; zwei Dragoner, mit dem Säbel in der Faust, führten Bannière, schwarz gekleidet und bleich wie ein Wachsbild, vor.

„Angeklagter," sagte der Major, „Sie heißen Bannière?"

„Ja, mein Herr."

„Nennen Sie mich Major. Ich bin nicht Herr für Sie, ich bin Ihr Major."

Bannière schwieg.

„Sie anerkennen Ihre Unterschrift unter dieser freiwilligen Capitulation?"

„Ja."

„Sie gestehen zu, von zwei hier anwesenden Unterofficieren empfangen zu haben: 1. Ein Pferd?"

„Ja."

„2. Eine Uniform?"

„Ja."

„3. Einen Säbel und eine Pistole im Holfter?"

„Ich glaube, ja."

„Diese Gegenstände haben Sie verkauft?“

„Ich habe sie gegen bürgerliche Kleider vertauscht.“

„Warum sind Sie entwichen?“

„Ich habe nie gedacht, ich sei ein Soldat des Königs; meine Anwerbung war unterzeichnet worden, um mich dem Gefängnisse des Officials zu entziehen, wo man mich, als aus dem Noviciat der Jesuiten entwichen, festhielt.“

„Das war ein Grund mehr, die Bedingungen Ihrer Anwerbung zu achten. Wie dem sein mag, Sie sind entwichen. Die Thatsache wird durch Ihre materielle Abwesenheit bekräftigt.“

Bannière schwieg.

„Meine Herren,“ sprach der Major, sich an die Officiere wendend, „ist die Bekräftigung genügend für Sie, und scheint Ihnen die Identität erwiesen?“

„Ja,“ antworteten einstimmig die Officiere.

„Nun wohl!“ sagte der Major, „wir wenden auf den flüchtigen Bannière, Dragoner vom Regimente Mailly, die im Artikel 6 der königlichen Ordonnanz enthaltene Strafe an und befehlen, daß diese Strafe im Augenblick vollziehbar sein soll.“

Nach diesen Worten stand er auf; die Officiere ahmten ihm nach, ein großer Tumult erhob sich in dem weiten Saale, der in der Finsterniß Officiere, Soldaten und Verurtheilten zu verschlingen schien

Champmeslé blieb wie an die Stange genagelt, die ihm als Stützpunkt diente.

Erstarrt, als ob sie schon todt wäre, fragte Olympia:

„Nun! die Strafe, . . . welche Strafe?“

„Bei Gott!“ sagte einer von den Dragonern, doch der gute Champmeslé trat ihm dergestalt auf den Stiefel, daß er in seinem begonnenen Satze anhielt.

Mittlerweile kam der Commandant herbei, und als er Olympia noch dastehen sah, sprach er mit sanftem Tone:

„Madame, wenn Sie dem armen Bannière ein paar Worte sagen wollen, so kommen Sie.“

Sie ging oder flog vielmehr dem Officiere nach, bis er sie in den kleinen, an den größeren anstoßenden Saal geführt hatte, wo der Verurtheilte mit gefalteten Händen und irrem Blicke, wie ein Mensch im Delirium oder wie ein in eine Beschauung versunkener Träumer, wartete.

Olympia stürzte auf diese theure Beute zu, umschlang sie mit ihren Armen und erwärmte ihren Gatten wieder an ihrem Herzen.

„Ah!" rief dieser, „Olympia! theure Olympia!"

Und er blieb in derselben Unbeweglichkeit, welche noch viel erschrecklicher, als der Schmerz.

Sie wurde selbst von Angst ergriffen.

„Muth!" murmelte er.

„Warum Muth? Bin ich nicht da?"

„Auf wie lange bist Du da?"

„Für immer. Oh! man wird uns nicht trennen."

„Ich bin nun sehr weit vorgerückt!" sprach er, als ob seine Worte aus einem Marmormunde kämen. „Du wirst mit mir sterben, ein schönes Glück!"

Und er accentuirte diese gräßlichen Worte mit einem scharfen, krampfhaften Lachen.

„Sterben!" sagte sie, „Du? ich? sterben!"

„Allerdings!"

Sie schaute Champmeslé an, der seine beiden Hände auf die Schultern von Bannière hielt.

„Stirbt man, weil man desertirt ist, Herr von Champmeslé?"

„Bei Gott!" erwiederte Bannière mit demselben Tone, mit dem es der Dragoner zu sagen angefangen, als ihn Champmeslé zurückgehalten hatte.

Olympia fuhr mit der Hand über die Stirne und sammelte alle ihre Gedanken.

„Herr von Mailly wird Dich retten," sagte sie, „ist er nicht der Oberste von diesem Regiment? Du bist gerettet."

Sie klopfte heftig an die Thüre, welche sogleich

geöffnet wurde. Im Gange war der Officier, ihr Beschützer, mit einigen Anderen; sie hatte nicht nöthig, zu ihm zu gehen, er lief auf sie zu.

„Mein Herr," sagte sie, „nunmehr weiß ich Alles; lassen Sie mich mit dem Major sprechen."

„Gern, Madame; ich habe ihm so eben Ihre schmerzliche Geschichte erzählt; er läßt den Greffier das Protokoll über diese Sitzung abfassen. Treten Sie hier ein."

Olympia erblickte in seinem Cabinet den Major, welcher an einem Tische stand und dictirte.

Sie warf sich mit einer solchen Eilfertigkeit auf die Kniee, daß der Major erstaunt und verwirrt war.

„Mein Herr," rief sie, „die Wahrheit! Wo ist Herr von Mailly? Hat Herr von Mailly thun lassen, was Sie gethan haben?"

„Madame," antwortete der Major, „dieser Brief ist gestern Abend vom Herrn Grafen von Mailly, unserem Obersten, angekommen."

Er reichte Olympia ein Papier, dessen Schrift sie rasch erkannte.

„Mein Herr," las sie, „ich reise nach Wien ab; meine Gesandtschaft wird vielleicht ein oder zwei Jahre dauern; seien Sie für mein Regiment mehr als je besorgt, vervollständigen Sie die Cadres vom Dienste und empfangen Sie die neuen Officiere, die ich Ihnen schicke; wachen Sie darüber, daß alle Deserteurs festgenommen und unmittelbar, nach dem Befehle des Königs, executirt werden. Ich mache Sie verantwortlich für die geringste Uebertretung meiner Befehle, für den kleinsten Verzug in ihrer Vollstreckung.

„Unterz.: Graf von Mailly."

„Sie sehen, Madame," sagte der Major.

„Wo ist der Herr Graf?"

„Nach Wien abgereist!"

„Oh! ich werde wohl erfahren . . ."

Sie hielt inne.

„Sie sehen, Madame, Alles ist unmöglich.“

„Ich werde nach Wien reisen.“

„Ach! Madame, Sie können nicht in zwei Stunden nach Wien reisen.“

„Nein, aber in acht Tagen.“

„Wir haben Ihnen aber nur vier Stunden zu geben.“

„Unmöglich!“ rief sie. „Sie werden Bannière nicht ohne Aufschub ermorden!“

„Hier ist der Befehl von unserem Obersten geschrieben, Madame.“

„Im Namen der Menschlichkeit, mein Herr!“

„Der Befehl, Madame.“

„Mein Herr, ich flehe Sie auf den Knieen an; ich schleppe mich zu Ihren Füßen.“

„Madame, Sie zerreißen mir das Herz durch das Unvermögen, Sie zu erhören, in dem ich mich befinde.“

„Mein Herr, lassen Sie mir die Zeit, daß ich mit dem König spreche, die Zeit, daß ich an den König schreibe!“

„Madame, wir haben nur vier Stunden,“ erwiederte der Major, der schon vor einer Verlängerung dieser entsetzlichen Scene zurückwich.

Olympia schaute wie irrsinnig umher und schlug sich an die Brust, als wollte sie einige überredende Accente herausspringen machen.

Der Major verbeugte sich und ging hinaus.

Olympia blieb allein mit dem Officier, der sein Gesicht in seinen Händen verbarg.

„Geschwinde,“ sagte sie, „geschwinde, gehen wir zu meinem Mann.“

Und sie wandte sich um und murmelte, ich weiß nicht welche Gebete, die der Himmel selbst nicht zu hören schien.

XCIII.

Zwei brave Herzen.

Seit einer Stunde war das Leben von Olympia von Clèves und von Bannière so gegangen, daß weder die Eine noch der Andere dem wahnsinnigen Laufe ihres Unglückes hatten folgen können.

Als sie sich einander gegenüber fanden, der Eine gebrochen durch seine Verhaftung, die Andere vernichtet, seitdem sie die volle Wahrheit erfahren, hatten sie nicht die Kraft mehr, zu sprechen: sie konnten kaum mehr denken.

Champmeslé suchte, in ihrer Mitte, den Faden seiner Ideen wieder anzuknüpfen und konnte nicht dazu gelangen.

„Nun?" sagte Bannière endlich.

„Ich weiß nicht," antwortete sie.

„Ich bin unter einem unglücklichen Sterne geboren," sprach Bannière: „ich habe mein ganzes Leben das Glück, das mir Gott gewährte, zu nichte gemacht."

„Oh! nein, nein, Du täuschest Dich, Bannière," erwiederte Olympia mit einer erschrecklichen Kaltblütigkeit, „der böse Stern, das bin ich; der böse Genius, das bin ich. Wer hat Dich veranlaßt, zum Theater zu gehen? Ich. Wer hat Dir den Hang zum Vergnügen und zum Verschwenden eingeflößt? Ich. Wer hat Dir das schlimme, verkehrte Beispiel gegeben? Ich. Wer hat im Glauben, Dich zu retten, gemacht, daß Du Dich hast anwerben lassen? Ich. Wer hat Dich genöthigt, in die Stadt Lyon einzutreten, die Du fliehen wolltest? Ich, ich, ich! immer ich. Wenn Du mich nicht verfluchst, gib wohl Acht, Bannière! Gott wird nie genug Strafen haben, um mich zu züchtigen."

Diese Worte wurden mit einer solchen Ueberzeugung und einem solchen Gefühle ausgesprochen, daß Champmeslé schauerte.

Bannière gerieth nicht darüber in Bewegung.

Er schaute Olympia zärtlich, traurig, tief an.

„Das ist wahr," sagte er; „doch neben dem Schlimmen, das Du mir gethan, erscheint das Glück, welches Du mir geschenkt hast. Klage Dich nicht an: ich falle unter meinem Verhängniß!"

Dann schüttelte er den Kopf und fügte bei:

„Auf, auf, man muß ein Mann sein. Treten wir aus dieser Bestürzung hervor, prüfen wir die Hülfsmittel, wenn es gibt; fassen wir den Tod in's Auge, wenn er unvermeidlich ist."

Olympia erhob ihre gebeugte Stirne; diese Worte der Festigkeit fanden in ihr ein edles Echo.

„Von Seiten der Officiere nichts zu hoffen," sagte sie.

„Aufschub?"

„Man hat ihn verweigert."

„Der Recurs an den Obersten?"

„Der Oberste ist in Wien."

„Man würde nicht die Erlaubniß erhalten, zum König zu gehen?"

„Nein."

„Wohlan," sprach Bannière seufzend, indeß er eine neue Stärke in dieser Gewißheit, daß sein Tod unvermeidlich, schöpfte, „wohlan, ich sehe, daß mir nichts übrig bleibt, als zu sterben; doch man kann wenigstens den Augenblick vielleicht um ein paar Stunden verschieben."

Als er diese Worte sprach, öffnete sich die Thüre.

Es war der Officier, ein trauriger Freund von Olympia.

„Entschuldigen Sie, Herr Bannière," sagte er, „der Zufall hat mich Ihre letzten Worte hören lassen. Ich bringe Ihnen einen Aufschub vom Major bis zu Tages-

anbruch. Es ist halb eilf Uhr, Sie haben Frist bis um fünf Uhr."

Olympia bebte.

„Mein Herr," sagte Bannière zu dem jungen Manne, „wäre es mir erlaubt, mit dem Major zu sprechen?"

„Ja, gewiß. Ich mache mich für ihn verbindlich, und er wird sich hierher begeben, wenn Sie es wünschen."

„Nein, mein Herr, ich verlange das nicht; ich müßte es sehr bedauern, wenn ich ihn bemühen würde; wollen Sie mich zu ihm führen lassen."

„Sogleich," erwiederte der Officier.

Und er ging hinaus und ertheilte den nöthigen Befehl einem Piquet von drei Mann, welche Bannière in das Cabinet des Majors führten.

Olympia war maschinenmäßig aufgestanden, um Bannière zu folgen, aber Bannière hatte ihr ein Zeichen mit der Hand, begleitet von einem traurigen Lächeln, gemacht, und sie war wieder auf ihre Bank neben Champmeslé, eine Hand in der Hand des würdigen Priesters, gesunken.

Der Major, den wir einen Augenblick mit Olympia haben sprechen sehen, war ein guter, dicker Herr, beauftragt, das Regiment in der strengen Disciplin und Ordnung zu erhalten, welche Catinat und Turenne bei den Heeren des Königs eingeführt hatten.

Er liebte das Leben, er begriff, daß man daran halten mußte, und ließ nur einen Fall zu, in welchem man aufhören konnte, seinen Verlust zu beklagen: dies war der Fall, wo ein Befehl, ein Commando den Lebenden nöthigte, in den Tod zu gehen.

Er glaubte, Bannière komme, um Wehklagen an ihn zu richten, und er wartete, das Auge auf den Boden geheftet, die Stirne gefaltet, den Schnurrbart starr.

Er war sehr entschlossen, sich nicht durchbrechen zu lassen, von welcher Seite man ihn auch angreifen würde.

„Mein Herr," sagte Bannière zu ihm, „ich bitte Sie, lassen Sie mich Ihnen meine Lage erklären. Ich

bin ein wackerer Mensch, von guter Familie, und liebe meine Frau im höchsten Grade; es scheint, ich habe den Tod verdient, obgleich ich es, unter uns gesagt, ganz und gar nicht glaube, doch das Gesetz ist da."

„Und die Ordonnanz des Königs, mein Herr," sprach der Major.

„Und die Ordonnanz des Königs, gut," fuhr Bannière fort; „ich verbeuge mich also vor dem Gesetze und der Ordonnanz und schwöre Ihnen, mein Herr, daß Sie keine von mir ausgehende Unannehmlichkeit haben werden."

Der Major hob erstaunt den Kopf empor und schaute Bannière in's Gesicht.

Bannière war bleich, aber ruhig und erhaben schön unter dieser Blässe und Ruhe.

Bannière fuhr fort:

„Sie haben mir ankündigen lassen, Sie bewilligen mir Frist bis morgen früh um fünf Uhr; ich gestehe, das ist sehr wenig, und ich komme zu Ihnen, nicht um die Hauptsache zu nichte zu machen, indem mir das Urtheil unwiderruflich gefällt zu sein scheint, sondern um ein wenig um die Bedingungen zu feilschen."

„Ah! das ist gut gesprochen," sagte der Major, lächelnd mit aller guten Laune eines Mannes, der Thränen, Widerstand oder Schwäche befürchtete, und statt dessen eine nicht nur unerwartete, sondern beinahe heitere Entschlossenheit findet. „Das steht Ihnen also an?"

„Ich sage nicht, daß ich froh darüber bin, Herr Major. Und sagte ich es, so würden Sie mir sicherlich kein Wort glauben. Aber ich überzeuge mich, daß Sie ein wackerer und würdiger Edelmann sind. Ich sehe Ihre Augen, welche der Spiegel einer redlichen Seele und eines edlen Herzens, so daß ich nie glauben werde, Sie können ein Vergnügen daran haben, mein Blut aus Laune zu vergießen. Sie trinken keines; Sie lieben mehr den guten Champagner oder Burgunder."

„Was Sie da sagen, ist wahr wie das Evangelium,

Herr Bannière, ich bin in Verzweiflung über das, was Ihnen widerfährt; aber . . ."

„Aber in der Hauptsache ist nichts abzuwenden."

„Auf mein Gewissen, nein, Herr Bannière."

„Nicht der kleinste Recurs an irgend Jemand?"

„An wen wollen Sie recurriren?"

„Wir haben Freunde."

„Recurs, das ist Aufschub. Ich mache Sie zum Richter über die Grenze; hier ist der Brief des Obersten."

Er reichte diesen Brief Bannière, der ihn aufmerksam las und dann wieder zurückgab.

„Hier ist nun die Ordonnanz des Königs über die Deserteurs."

Bannière nahm sie.

„Lesen Sie, lesen Sie laut; um sie zu vollziehen, ist es für mich Bedürfniß, laut wiederholen zu hören, was sie enthält."

Bannière las mit einer belebten Stimme, während ihn der Major aufmerksam anschaute:

„Es wird mit dem Tode bestraft jeder Soldat von der Landarmee oder Seearmee, der ohne Urlaub drei Tage hinter einander von den von seinem Regimente, seinem Corps oder der Equipage, wozu er gehört, occupirten Orten verschwunden ist."

„Ja," sagte Bannière, „der Artikel ist positiv."

Und er gab die Ordonnanz dem Major zurück, wie er ihm den Brief des Obersten gegeben hatte.

„Nein, nein," sagte der Major, „fahren Sie fort; es liegt mir daran, Ihnen zu beweisen, Herr Bannière, daß mir mein Benehmen scharf vorgeschrieben ist, und daß ich weniger streng bin als das Gesetz.

Bannière fuhr fort:

„Der Deserteur, welcher ergriffen, erkannt wird, dessen Identität bestätigt, dessen Vergehen erwiesen ist, wird unmittelbar erschossen, ohne irgend einen Aufschub

oder irgend eine Frist, als die, welche für die Ankunft des Beistandes der Religion nothwendig ist."

„Unmittelbar," wiederholte der Major.

„Ja, unmittelbar."

„Ohne Aufschub oder Frist."

„Erlauben Sie mir, mein Herr," sagte Bannière mit einer vollkommenen Höflichkeit, „mir scheint, nach den Worten ohne Aufschub oder Frist sehe ich ein paar Worte, deren Erörterung wohl der Mühe werth ist."

„Welche Worte?" fragte der Major.

„Ohne irgend einen Aufschub oder irgend eine Frist, als die, welche für die Ankunft des Beistandes der Religion nothwendig ist."

Und er schaute den Major an.

„Nun?" fragte dieser.

„Lassen wir ihm ein wenig Zeit, um anzukommen, diesem Beistande der Religion."

„Aber, mein lieber Herr Bannière," erwiederte der Major, „Sie haben sich dieses Hülfsmittels selbst beraubt: Sie kommen ganz gar gekocht hier an, und Ihre Frau hat Ihnen einen Priester gebracht."

„Den Abbé Champmeslé, das ist wahr," sagte Bannière. „Teufel! Teufel!"

„Sie sehen, daß Ihre Sache in allen Punkten in der Ordnung ist."

„Das ist, bei meiner Treue, wahr."

„Und die Ihnen gewährte Frist bis morgen früh um fünf Uhr ist eine ganz besondere Gunst."

„Ich bin Ihnen hiefür dankbar. Doch was würde geschehen, wenn Sie mir, statt der sechs Stunden, die Sie mir gegeben, vierundzwanzig bewilligten?"

„Es würde geschehen, daß ich cassirt werden könnte, was, ich weiß es wohl, gegen das Leben eines Menschen nichts ist, und was ich gern annähme, wenn das nicht eine Uebertretung, einen Ungehorsam, eine Indisciplin, der ich mich nie schuldig gemacht habe und nie schuldig machen werde, constituiren würde."

„Ich schweige, Herr Major."

„Glauben Sie mir, daß ich Sie von ganzer Seele beklage und daß, wäre ich Oberster des Regiments, statt Major zu sein, die Dinge anders gehen würden."

„Das ist viel Güte . . . Nun also, da es unnütz wäre, hierauf zu beharren . . ."

Bannière unterbrach sich, um die Antwort zu erwarten.

„Völlig unnütz," sagte der Major.

„So komme ich zu der kleinen Bitte, die ich an Sie richten wollte," fuhr Bannière fort.

„Sprechen Sie?"

„Alle unsere Punkte sind abgemacht, bis auf einen einzigen."

„Welchen meinen Sie."

„Sie bewilligen mir Frist bis morgen um fünf Uhr."

„Zugestanden."

„Wo dies?"

„Ei! hier, wie mir scheint."

„Hier, in dieser Kaserne?"

„Gewiß.

„Nun, Sie werden mir erlauben, Ihnen zu sagen, daß dies ein wenig hart ist."

„Wohin des Teufels soll ich Sie denn schicken? auf die Felder hinaus?"

„Geduld, mein Herr, und wollen Sie mich bis zum Ende anhören; Sie werden dann einsehen, daß ich nicht so verstandlos bin, als ich den Anschein habe."

„Ich höre Sie."

„Herr Major, ich bete meine Frau an und ich werde von ihr angebetet. Entschuldigen Sie diese Eitelkeit," fuhr Bannière mit seinem schwermüthigen Lächeln fort; „man kann dergleichen Dinge sagen, wenn man nur noch sechs Stunden zu leben hat. Sie kennen diese Frau, da Sie sie gesehen haben. Sie sehen heißt sie kennen; Sie kennen sie, ich wiederhole Ihnen: das ist

die Schönheit, der Geist, das Zartgefühl in Person. Es schmerzt mich der Gedanke, daß ich die letzten Stunden meines Lebens in einer Kaserne zubringen soll, bei dieser Frau, welche unter der Kälte, dem Tabaksrauche den plumpen Späßen leiden wird; daß sie es nicht wagen wird, mit mir vor Ihren Dragonern zu sprechen, und daß sie mich, noch eiskalt vor Schrecken, Beengung, Stillschweigen, aus ihren trägen Armen zu dem, übrigens ziemlich häßlichen, Tod, den der König, das Gesetz und Sie für mich morgen früh befohlen haben, übergehen sehen wird."

„Nun?" fragte der Major.

„Nun! ich wollte Sie um etwas Anderes bitten," sagte Bannière. „Sie sehen, ich bin ruhig, entschlossen, ich scherze beinahe; doch Sie müssen an meiner Stimme, welche zittert, wenn ich von Olympia spreche, an meinem Gesichte, das erbleicht, wenn ich an sie denke, begreifen, Sie müssen sogar sehen, daß in diesem Namen ein zauberhaftes Interesse liegt, welches viel mächtiger ist, als das Interesse meines Lebens. Ich werde indessen sterben, ohne daß ich zu lächeln aufhöre, aber es hängt von Ihnen ab, mein Herr, daß dieses Lächeln ein Dank, ein Erguß der Dankbarkeit, welche ich meinem Wohlthäter jenseits des Grabes widmen werde, oder eine einfache Prahlerei eines Menschen ist, der Ihre Dragoner nöthigt, zu sagen: „„Das ist ein Braver!"" Wollen Sie mir einen Dienst leisten, Herr Major? Wollen Sie mir in den sechs letzten Stunden meines Lebens das Glück meines ganzen Daseins geben? Wollen Sie, der Sie mich ohne Zorn tödten, eben so sanft für mich sein, als die Musketenkugel, die mich morgen ohne Schmerz tödten wird?"

„Sprechen Sie," sagte der Major ganz bewegt, ganz erschüttert durch diese von einem tief liebenden Herzen ausgehende Beredtsamkeit.

„Ich bitte Sie, mit meiner Frau in mein Gasthaus, in das kleine Zimmer, das noch voll ist von ihren

Wohlgerüchen und unserer Liebe, zurückkehren zu dürfen; die Jasminblüthen und die Rebwinden stiegen in der vergangenen Nacht bis zur Höhe unseres Fensters herauf und sandten uns während unseres Schlummers ihre Düfte zu, die mich bis zum hellen Tage schlafen gemacht haben. Dieses Zimmer ist geschlossen, ein Fenster geht auf den Garten, eine Thüre auf die Treppe, ein anderes Fenster auf die Straße: stellen Sie zwei Dragoner unter jedes von diesen Fenstern, einen Dragoner unten an die Treppe; thun Sie etwas Besseres, nehmen Sie mein Ehrenwort und das meiner Frau, daß wir Ihnen nicht zu entwischen suchen werden; ich werde Ihnen dies mit meinem Blute unterzeichnen, Herr Major, wenn es sein muß; morgen um fünf Uhr bin ich bereit, aber mittlerweile seien Sie edelmüthig, als ein guter, braver, rechtschaffener Officier, der Sie sind; lassen Sie mich bei meiner Frau alle Zeit zubringen, die mir zu leben bleibt."

Der Major fühlte, daß ihm sein Herz bis zur Kehle aufstieg; er fing damit an, daß er sich am Kopf kratzte; er schüttelte seine von einer Thräne, die an ihrem Ende zitterte, gequälten Wimpern; er hustete, ging in seinem Cabinet auf und ab und suchte das tiefe Mitleid auszureißen, welches in seine Seele gerade die Kühnheit dieses Vorschlags gepflanzt hatte.

„Ah! Major," fügte Bannière mit sanftem Tone bei, „wenn Sie es abschlagen, schlagen Sie es spät ab: ich habe so viel Zeit, um zu leiden; wenn Sie es bewilligen, bewilligen Sie es rasch: ich habe so wenig Zeit, um glücklich zu sein."

Der Major stieß ein sehr kräftiges Hum! aus und trat so gewaltig auf dem Boden auf, daß die Sporen an seinen Stiefeln klirrten.

Er erstickte, dieser würdige Major.

Endlich schien er plötzlich einen Entschluß zu fassen und stampfte mit dem Fuße.

Auf den Ruf seines Fußes trat ein Dragoner-Unterofficier ein.

„Sechs Mann," sagte er, „um Befehle zu empfangen, und . . ."

„Und ein Wachtmeister?"

„Nein, ein Officier."

Bannière hatte begriffen, daß ihm seine Bitte bewilligt worden war; er hatte sich auf die Kniee geworfen; er küßte die Hände des Majors, er weinte.

„Donner!" brummte der Major; „machen wir ein wenig ein Ende, mein Braver!"

Ohne Zweifel horchte Olympia an der Thüre, denn in diesem Augenblick trat sie ein und fiel Bannière um den Hals.

„Olympia," sprach Bannière, „danken Sie dem Herrn Major, wir kehren Beide bis morgen früh um fünf Uhr in das kleine Zimmer unseres Gasthauses zurück."

Olympia antwortete nichts; sie machte mit dem Kopfe und den Lippen ein schwermüthiges Zeichen des Dankes.

„Ehe wir weggehen," fügte Bannière bei, „gib dem Herrn Major, der uns dieses Glück bereitet, Dein Wort als adeliges Fräulein, daß Du nichts thun wirst, um mich dem Schicksale entgehen zu machen, welches mir vorbehalten ist."

„Nichts," sagte sie, „ich gebe mein Wort darauf."

„Und ich, Herr Major," sprach Bannière, „ich füge das meinige bei; überdies hält Sie nichts ab, Ihre Garantien zu nehmen. Morgen, wenn es mir gestattet ist, Sie noch einmal zu sehen, erwartet Sie der aufrichtigste, der glühendste Dank, mit dem je ein menschliches Herz eine Wohlthat erwiedert hat."

Der Major drückte Bannière die Hand und gab dem mit der Ueberwachung des Gasthauses beauftragten Officier seine Befehle.

Olympia und Bannière gingen mit Champmesl-

voran, um über das Boulevard zu schreiten, das nach ihrer Wohnung führte.

Der Officier ging an ihrer Seite.

Die Mannschaft folgte ihnen auf zehn Schritte.

Champmeslé, als sie in das kleine Zimmer gekommen waren, segnete Bannière, umarmte weinend die zwei Unglücklichen und flüsterte Bannière die traurigen Worte in's Ohr:

„Um wie viel Uhr wollen Sie, daß ich Sie morgen, im Namen Gottes, wiedersehe?"

„Um vier Uhr, mein theuerster Freund," erwiederte Bannière.

Als sie ihre Thüre schlossen, schlug es eilf Uhr in der benachbarten Kirche. Olympia fiel schluchzend in den Lehnstuhl, den Bannière ihr vorgerückt hatte.

XCIV.

Höchste Freude. — Höchster Schmerz.

Die Jasmine und die Rebwinden stiegen, wie Bannière gesagt hatte, längs der Mauer bis zum Gesimse des Fensters empor; sie umrahmten mit ihrem grünen Blätterwerk und ihren weißen Blüthen diese Oeffnung, durch welche die reine Luft und die Mondstrahlen stillschweigend eintraten.

Die Dragoner setzten sich in den Garten, lagerten auf der Straße und unter der Treppe, wie es Bannière verlangt hatte.

Da begann unter den zwei sich selbst überlassenen Liebenden der Austausch süßer Worte, unterbrochen von

Thränen, welche der Stolz bei Bannière, die Klugheit und die Verzweiflung bei Olympia zurückgehalten hatten.

Eine entsetzliche Nacht, in der jeder Seufzer eine Minute, jedes Wort einen Fortschritt bezeichnete!

Die Sterne glänzten am Himmel, diese Sterne, welche Olympia am andern Tage abermals um dieselbe Stunde von demselben Fenster aus würde sehen können, während die Augen ihres theuren, vielgeliebten Bannière nie mehr etwas Anderes, als die Finsterniß des Grabes sehen sollten.

Bannière lebte, er betäubte sich, er sammelte alle seine Liebe für diese Frau, an die ihn morgen nichts mehr binden würde.

Bleich und kalt wie eine Leiche, erhob Olympia nicht einen Augenblick den Kopf von der Brust ihres Gatten.

Sie sagte ihm in vier Stunden nicht ein Wort, aus Furcht, ein einziges von denjenigen zu verlieren, welche von diesem Munde fielen, den der Tod auf immer schließen sollte.

Auf der Schwelle des Todes, vergaßen sich diese Liebenden so in den Extasen des Lebens.

Der Tag graute indessen am Horizont.

Eine bleiche Linie öffnete jenseits der Berge das Himmelsgewölbe, und die Flüsse fingen an aus der Finsterniß hervorzukommen wie unheilvolle Schwerter, welche düstere Engel aus ihren Scheiden ziehen würden.

Die Kühle drang ins Zimmer ein und machte einen Schauer über die zarten Glieder von Olympia laufen, welche durch ein Schluchzen ihr Stillschweigen brach.

Man hörte sodann den Gesang eines Vogels im Garten und beinahe gleichzeitig die Stimme eines Soldaten auf der Straße.

Es schlug vier Uhr in derselben Kirche, in welcher am Abend vorher unempfindlich die Glocke den Anfang dieses tödtlichen Glückes geschlagen hatte.

Sie schlug ebenso das Ende desselben.

Ein kleines Geräusch, ähnlich dem Kratzen der Höflinge an der Thüre der Könige, machte sich an der Thüre von Bannière hörbar. Es war Champmeslé, der die Nacht in Gebeten im anstoßenden Zimmer zugebracht hatte und, seinem Versprechen getreu, nun eintrat, um mit seinem Freunde von Gott zu reden.

Eine seltsame Freude, welche die Vorsehung diesen Unglücklichen bereitete! Der Priester, der dem Verurtheilten den Tod ankündigte, war diesmal nur ein zärtlicher Freund mit sanftem Gesichte, mit liebkosendem Auge; ein Freund voll von Herz und Verstand; ein Engel, der, statt traurig die Pforten des Lebens zu schließen, herbeikam und mit einem unbeschreiblichen Lächeln der Barmherzigkeit die Pforten des Himmels öffnete.

Er setzte sich Bannière und Olympia gegenüber, welche ihre Hände verschlungen hielten.

„Sprechen Sie zu uns Beiden, mein Freund," sagte Olympia.

„Oh! ich habe Ihnen nichts zu sagen. Sie sind beredter, als ich; ich kenne Ihr Herz auf einen Seufzer, auf ein Wort; Gott hat Ihnen vergeben, Gott segnet Sie, Gott wird Ihnen im andern Leben belohnen, was Sie in diesem erdulden werden."

„Nicht wahr, mein Freund," sprach Bannière, „Sie finden, daß Gott uns sehr leiden läßt?"

„Ja, da er Sie trennt."

„Oh!" erwiederte Olympia mit einem Lächeln, das den Ursprung und den Grund ihrer ganzen Ruhe enthüllte, „Gott wird uns nicht trennen, mein Vater."

Dann fügte sie leiser und die Augen zum Himmel aufschlagend bei:

„Ich hoffe es wenigstens."

„Wie, und was wollen Sie damit sagen?" fragte Champmeslé erstaunt.

„Ich sage, Gott ist groß und gut, mein Vater,

und er mißt den Schmerz nach der Stärke; das ist es, was ich sage."

Bannière begriff und schloß seine Frau zärtlich in seine Arme.

Elektrisirt durch diese Dankbarkeit, fühlte sich Olympia beherzt und sah nichts mehr für ihren Heldenmuth Unmögliches.

Sie umarmte Bannière und zog in die Mitte des Zimmers die große Kiste, welche am Tage vorher der Frachtwagen von Paris unter der Adresse des Ehepaars gebracht hatte.

„Was suchst Du, mein Kind?" fragte Bannière.

„Ich suche frische Wäsche gestickt für meinen Geliebten, damit er zum Tode nicht wie ein gemeiner Soldat, sondern wie ein Edelmann geht," antwortete Olympia.

„Ah! das gefällt mir," sagte Bannière.

Champmeslé schüttelte den Kopf und sprach zu Olympia:

„Das ist ein Gedanke der Hoffart, meine Tochter. Warum ihn von Gott und seinem Seelenheile in diesen letzten Augenblicken durch die Sorgfalt für den Putz abziehen?"

Aber Olympia hörte nicht auf die sanfte Vorstellung ihres Freundes; sie hatte durch einander aus der Kiste Hemden und Spitzen genommen und streute unnöthige Dinge auf dem Boden umher.

Dann kleidete sie Bannière an, so daß er frisch war, als der Officier mit seinem Degenknopf ein Viertel nach vier Uhr an die Thüre klopfte.

„Treten Sie ein," rief Bannière dem Officier zu. Und da er eingetreten war, sprach er mit Heiterkeit zu ihm:

„Sehen Sie, mein lieber Herr, wir sind pünktlich."

Der Officier verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor diesem unter der Bläſſe des jungen Ehepaars blendenden doppelten Muthe.

„Wenn Sie bereit sind, so wollen Sie mir folgen," sagte er.

Olympia warf einen Mantel auf ihre Schultern und war zuerst bereit.

Der Officier schaute sie mit Erstaunen an.

„Lassen Sie uns gehen!" sagte sie.

„Wohin, Madame?" fragte er Olympia, indem er sie am Arm zurückhielt.

„Wohin mein Gatte geht."

„Sie können unmöglich die Absicht haben, Ihrem Gatten zu folgen, Madame," rief der Officier.

„Ei! ich bitte, warum nicht?" fragte Olympia das Haupt erhebend.

„Weil das empört, Madame. Meine Soldaten sind keine Henker, und nicht ein Dragoner wird auf einen Mann in Gegenwart seiner Frau feuern."

„Ah! das ist ein Grund mehr!" rief sie.

„Seien Sie doch vernünftig," sprach der Officier, der sich Gewalt anthat, um nicht seiner Gemüthsbewegung zu unterliegen. „Meine Befehle sind bestimmt."

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte Bannière, der bei dem Streite in das Mittel treten wollte, „ist es denn einer Frau nicht erlaubt, ihrem Manne den Arm zu geben, wenigstens bis zu . . ."

„Auf keine Weise, mein Herr," erwiederte der Officier, „und ich rechne auf Sie, daß Sie Madame bewegen, sich nicht in eine solche Lage zu versetzen."

„Nie," sprach Olympia; „ich werde in diesem Punkte weder Ihnen, noch ihm gehorchen. Wohin er geht, werde ich auch gehen."

„Madame," sagte der Officier, „Sie zwingen mich zur Strenge."

„Mein Herr!" rief Olympia.

„Es ist nicht meine Schuld."

Der Officier wandte sich nach der Thüre um und rief:

„Dragoner!"

Zehn Mann erschienen, denn es war Verstärkung von der Kaserne geschickt worden.

„Sechs Mann, um den Verurtheilten zu escortiren," sagte der Officier, „vier Mann, um Madame in diesem Zimmer zu bewachen und nicht aus den Augen zu lassen."

Dann zu Champmeslé:

„Auf, Herr Abbé, was Teufels! helfen Sie uns doch!"

Diesem Aufruf und mehr noch seiner eigenen Vernunft gehorchend, strengte sich Champmeslé an, um Olympia zu bewegen, deren Schmerz, bis zu diesem Augenblick durch Bande zurückgehalten, welche endlich zerreißend dem Sturme Schwung gaben, nun ausbrach.

Bannière selbst hatte mit seinen Ermahnungen, mit seinem Flehen nicht die Macht, seine Frau zu beruhigen. Zwischen zwei Todeskämpfen getheilt, fing Champmeslé an seinen Muth und seine Entschlossenheit zu verlieren.

Sollte er mit diesem Sterbenden oder mit dieser Verzweifelten von Gott, der einzigen Zuflucht des Menschen im Tode oder in der Verzweiflung, reden?

Der Officier machte dieser Scene, diesen Schreien, diesen Thränen mit der Unbeugsamkeit eines Soldaten, der der Sklave einer Pflicht ist, ein Ende.

Die sechs Dragoner von der Escorte zogen Bannière fort, und die vier anderen schlossen Olympia ohne Drohungen in einen Kreis ein, den sie nicht durchbrechen konnte. Sie sank mitten in diesem Kreise, erschöpft, mit trockenen Augen, auf die offene Kiste, aus der noch alle die geliebten Gegenstände, welche Bannière gehört hatten, heraus lagen.

Champmeslé hielt den Verurtheilten unter dem Arm, zerfloß in Thränen, drückte Bannière an seine Brust, ließ ihn das Crucifix küssen und rührte so tief das Herz der Soldaten, daß mehr als Einer die Straße entlang unter dem Gewichte seiner Gemüthsbewegung und seiner Thränen schwankte.

Man erblickte bald, das heißt nach hundert und fünfzig bis zwei hundert Schritten, das an die Kaserne anstoßende Gehege, wo die Hinrichtung stattfinden sollte.

Durch einen erschrecklichen Zufall konnte von diesem Gehege aus die ganze Compagnie von Bannière, welche mit geladenen Gewehren aufgestellt war, deutlich das Fenster mit den Jasminen und Rebwinden sehen, hinter dem die entsetzliche Trennungsscene vorgefallen war, welche in allen ihren Einzelnheiten zu erzählen wir nicht den Muth gehabt haben.

Als Olympia wieder zu sich kam oder vielmehr sich in sich selbst fand, hatte bei ihr die Aufregung der tiefsten Erschlaffung Platz gemacht.

Sie schlug die Augen auf, schaute umher und erblickte vier Dragoner, welche, jeder in eine der Ecken des Zimmers zurückgezogen, allen ihren Bewegungen mit einer Art von Furcht folgten.

Die Sanftheit ihrer Augen, das Zittern ihrer Hände, das Schauern ihres ganzen Leibes bewiesen ihnen, daß die Krise vorüber war.

Keiner von diesen vier Männern wagte es indessen, ein Wort, auch nur ein einziges Wort an die arme Frau zu richten.

Einer von ihnen näherte sich seinem Kameraden, berührte ihn bei der Schulter und sagte:

„Wahrhaftig, wir müßten diese kleine Dame nicht hier lassen.“

„Und warum nicht?“ fragte der Dragoner.

„Schau doch; aber schau, ohne daß es das Ansehen hat, als schautest Du.“

Und mit dem Ende seines Musketon bezeichnete er seinem Kameraden das Fenster, das nach dem Garten ging.

Von da aus erblickte man in der That, jenseits der mageren Bäume des Gärtchens und von zwei bis drei anderen Gärten das Gehege, in welchem die Dragoner zu Pferde und das commandirte Reservecorps mit den Officieren die Ankunft des traurigen Zuges erwarteten.

Um dahin zu gelangen, hatte Bannière mit seiner Escorte einen ziemlich großen Umweg machen müssen.

Ueberdies marschirte man langsam.

Einige wegen der frühen Morgenstunde und der Unwissenheit, in der sich die Stadt über das, was vorging, befand, noch seltene Neugierige fingen an die Mauern zu ersteigen, auf die Bäume zu klettern und die Straßen zu besetzen.

Der Dragoner, den sein Kamerad auf Alles dies aufmerksam machte, fühlte sich sehr unbehaglich.

„Ah! es ist wahr," sagte er leise; „die Unglückliche wird von hier aus hören; versuchen wir es, sie wegzuführen."

„Oder wenigstens das Fenster zu schließen."

„Sie wird dennoch hören."

Dieses Gespräch entzog nicht Olympia der bodenlosen Niedergeschlagenheit, in welche sie versunken war.

Maschinenmäßig sich bewegend, irrte ihre Hand über die Wäsche, die Spitzen, die Stoffe hin, welche zerstreut in der Kiste und um diese lagen, — süße Reliquien, theure Verlassenschaft, wie der lateinische Dichter sagt, Erinnerungen an eine Zeit, welche die Liebe war.

Nach der Hand erwachten die Augen, welche auch die Gegenstände um sie her erkannten.

Und als ob der abwesende, schon auf der Reise nach der Ewigkeit begriffene Bannière sich bei seiner Frau in die Erinnerung hätte zurückrufen wollen, war der erste Gegenstand, den die Blicke von Olympia trafen, der Rock, in welchem Bannière in der kleinen Kirche Notre-Dame-de-Lorette sich hatte trauen lassen.

Von der Kammerfrau zusammengelegt und fest eingepackt, entriß dieser von den Wohlgerüchen der Echarpe oder der Handschuhe, welche in seiner Nähe lagen, durchduftete Rock Olympia von Clèves einen schmerzlichen Seufzer.

Ach! sie dachte eben so wenig an das, was sie that, als die Tochter Jairi an das Leben dachte, da sie am Rande des Grabes wieder zu sich kam; aber sie

fühlte zugleich etwas wie einen Schmerz und wie ein Vergnügen.

Der Schmerz, das war das gegenwärtige Leben, das Vergnügen, das war die Erinnerung an die Vergangenheit.

Olympia entfaltete langsam diesen Rock; es schien ihr, als müßte sie Bannière in demselben wiederfinden. Ihre Finger wurden indessen verletzt durch das so feine Gewebe des Futters, und das Gewicht des Kleides, so leicht es war, ermüdete ihren leidenden Arm; mit einer langsamen, abgemessenen, beinahe automatischen Bewegung hob sie den Rock bis zu ihren Lippen empor, verbarg ihr Gesicht im Stoffe, brach in Thränen aus und ergoß sich in einem so schmerzlichen Schluchzen, daß Alles im Zimmer, Blumen, Geräthe, Vorhänge, bebte und schauerte, Alles bis auf das Herz der vier Soldaten.

Diese jammervollen Erschütterungen, welche eine so vollkommene Schönheit vernichteten, schienen einem von den Dragonern so unerträglich zu sein, daß er das Zimmer verließ, da er sich lieber einer Bestrafung, als der Qual, ein so trostloses Schauspiel anzusehen, aussetzen wollte.

Einer von seinen Kameraden ahmte ihm nach. Olympia hatte nichts bemerkt.

„Siehst Du," sagte der Erste zum Andern, „das Gefängniß, die Ketten, was es auch sein mag, — doch ich will nicht da sein, wenn sogleich die Flintenschüsse ihren Rauch dieser Frau bis ins Gesicht treiben werden."

Und der Dragoner hockte auf die Stufen der Treppe nieder und drückte seine beiden Hände an seine Ohren.

Olympia schluchzte fortwährend und küßte dabei den Hochzeitrock von Bannière.

Plötzlich näherte sich einer von den Soldaten, welcher widerstanden hatte und trotz des Schluchzens und der Thränen, die ihm das Herz zerrissen, an seinem Posten geblieben war, dieser Soldat, sagen wir, näherte sich

Olympia, um ein wenig den Lauf ihres Schmerzes zu verändern, und sagte zu ihr, da er nicht wußte, wie er mit ihr sprechen sollte, damit sie Mitleid mit sich selbst hätte:

„Verzeihen Sie, mein Frauchen, Sie verlieren etwas.“

Und er hob einen viereckigen Umschlag auf, der aus dem Rocke gefallen war, und reichte ihn Olympia.

Die Kälte dieses Papiers, die spitzige Ecke, an der sich ihre Hand stieß, erweckten die junge Frau; sie schaute den Sprechenden an, nahm zerstreut das Papier und erkannte den Brief von Herrn von Mailly, den weder Bannière, noch sie an ihrem Hochzeitabend hatte lesen wollen, und der, da er im Rocke ihres Mannes geblieben, von der Kammerfrau mit dem Kleide in die Kiste geworfen worden war.

Die Erinnerung an Herrn von Mailly erregte bei Olympia weder Zorn, noch Haß.

Das Herz war schon vor Bannière gestorben, welches nun sterben sollte.

Indessen war der Graf wohl der Urheber dieser Katastrophe; er hatte wohl an den Major geschrieben, um ihm diese strengen und entschiedenen Instructionen zu geben, kraft welcher man Bannière jeden Aufschub und jede Gnade verweigert hatte.

Herr von Mailly war also wohl die Ursache des Todes dieses Unschuldigen.

Olympia erbrach maschinenmäßig das Siegel, um etwas zu berühren, was Bannière berührt hatte.

Der Umschlag fiel, der Brief blieb in den Händen von Olympia, welche die Augen auf folgende Zeilen heftete:

„Madame,

„Da Sie zu heirathen im Begriffe sind, so habe ich Ihnen ein Hochzeitgeschenk zu machen, und ich

glaube Ihnen kein kostbareres bieten zu können, als die Freiheit Ihres Gatten.

„Herr Bannière hat eine Anwerbung bei meinen Dragonern unterzeichnet: man hat ihn gesucht, man verfolgt ihn als Deserteur, und wenn man ihn wiederfände, würde man Sie seiner berauben; denn da ich nach Wien abreise, so wäre ich nicht da, um ihn zu beschützen. Ich habe außerordentlich strenge Befehle für die Bestrafung solcher Verbrechen unter meinen Soldaten gegeben, und die Ordonnanzen des Königs sind bestimmt.

„Sie werden also unter diesem Umschlag einen antedatirten Urlaub finden, den ich auf den Tag nach dem, an welchem er aus dem Gefängniß gekommen, das heißt gerade auf den Tag, wo er aus der Kaserne entwichen ist, zurückgehen lasse.

„Auf diese Art ist er vor allen Verfolgungen geschützt und gehört ungestört Ihnen. Bin ich im Stande gewesen, etwas zur Sicherung Ihres Glückes beizutragen, welches seitdem ich Sie kenne, das beständige Ziel meiner Wünsche gewesen ist, so werde ich mich noch ein Mal Ihren seligen Diener nennen.

„Graf von Mailly."

Olympia erhob sich und stieß einen so durchdringenden Schrei aus, daß selbst diejenigen Dragoner herbeiliefen, welche das Zimmer verlassen hatten.

Sie hatte in einer Hand diesen Brief des Grafen von Mailly und in der andern Hand ein Papier, das folgende Zeilen enthielt:

„Gültig als unbegrenzter Urlaub, bewilligt durch mich, den Obersten des Regiments Mailly, dem freiwillig eingetretenen Dragoner Bannière.

„Lyon, den 28. März 1729."

„Aber," rief Olympia keuchend und das Papier vor dem Gesichte der Dragoner schüttelnd, „aber er ist also gerettet."

„Gerettet, sagen Sie? wer?“

„Bannière, mein Mann!“

Die Dragoner schauten sich an und zuckten die Achseln beim Anblick der Freude dieser armen Frau, die sie für wahnsinnig hielten.

Sie sah, was in ihrem Geiste vorging, und sagte ungeduldig, Ihnen begreiflich zu machen, was vorgefallen war:

„Leset doch, leset doch! sein Urlaub, sein Urlaub gegeben vom Obersten! Laßt mich vorbei! laßt mich vorbei!

Die Dragoner versperrten ihr den Weg.

„Aber leset doch!“ rief sie in Verzweiflung.

Gott wollte, daß Einer von ihnen lesen könnte.

„Es ist wahr! es ist wahr!“ sagte er; „es ist der Urlaub des armen Jungen, unterzeichnet vom Obersten.“

„Ei! geschwinde, geschwinde!“ riefen die Andern; „kommen Sie, kommen Sie, arme Frau.“

„Du,“ sagte Einer, “lauf voraus, lauf, lauf!“

„Oh! mein Gott! Oh! mein Gott!“ rief Olympia, welche von fern dem Soldaten auf dem Boulevard nachrannte.

Aber Bannière war schon sehr weit entfernt, er hatte eine Viertelstunde vor denjenigen, welche ihm nachliefen, voraus.

Olympia rief Gott und seine Engel an; sie wünschte Flügel dem braven Soldaten, der ihr voraneilte und selbst lief, um toll zu werden.

Endlich erreichte sie den Eingang des Geheges, schrie Gnade, und schüttelte über ihrem Kopfe den Urlaub von Herrn von Mailly.

Sie sah die aufgestellten Dragoner ihr Geschrei durch Geschrei erwiedern, sie rollte unter die Reihen, sie durchschnitt die Menge, immer Gnade rufend und ihre Hand bewegend.

Plötzlich, in dem Augenblick, wo sie Bannière

aufrecht und vereinzelt vor einer Mauer erschaute, erschütterte eine furchtbare, tödtliche Explosion die Luft, und der Körper, den sie so eben noch kräftig und stolz auf seinen Beinen gespannt gesehen hatte, schwankte und fiel, halb durch eine Rauchwolke verschleiert, auf den Sand.

Tausend schmerzliche Schreie antworteten auf den Schrei von Olympia.

Sie stürzte in die Arme von Champmeslé; zwanzig Officiere umringten sie seufzend.

Sie reichte ihnen kalt, stumm, erschrecklich, das Papier, das eine Secunde früher ihrem Gatten das Leben rettete.

Ein langes Schauern des Schmerzes durchlief die Reihen der Soldaten, und man sah selbst die Officiere sich unter dem Gewichte dieses unschuldigen Blutes beugen, das in Feuertropfen auf ihr Haupt zurückgefallen war.

Der Eindruck war so mächtig gewesen, daß Alle den Todten über der Witwe vergessen hatten.

Auf dem Boden ausgestreckt, verlor Bannière sein Blut durch fünf tödtliche Wunden, alle in der Brust. Eine sechste hatte ihm einen Arm zerschmettert.

Die Kugeln hatten sein Gesicht verschont, das edler und schöner in seinem Todeskampfe, als es je in den seligsten Tagen seines Glückes gewesen war.

Olympia näherte sich ihm, kniete nieder, neigte sich über diesen bebenden Körper und rief Bannière bei seinem Namen.

Er öffnete seine schon geschlossenen Augen, erkannte seine Frau, und seine Züge erleuchteten sich mit einem letzten Lächeln. Er wollte den Arm gegen Olympia ausstrecken, doch der Vorderarm konnte die Erde nicht verlassen: er war, wie gesagt, von einer Kugel zerschmettert worden.

Olympia drückte ihre Lippen auf die ihres Gatten,

tauchte ihre Augen in die des Sterbenden, und trank langsam den Tod aus dieser letzten Verschmelzung.

Sie gab einen leichten Schrei von sich. Ihr Herz war gebrochen.

Ihre Kräfte verließen sie alsbald, ihr Kopf erschwerte sich, sie verlor das Gleichgewicht und rollte verschlungen mit demjenigen, welchen sie so sehr geliebt, in das laue, frischrothe Blut, das Bannière mit dem Leben verlor.

Da wandte Bannière, dem Gott, daß er sich dieser letzten Umarmung erfreue, sie zu überleben gestattet hatte, einen Blick der Danksagung dem Himmel zu, lenkte diesen Blick wieder auf das edle, nach ihm getroffene und dennoch vor ihm todte Geschöpf zurück und sprach:

„O mein Gott! ich danke Dir, sie wird also nur mir gehören in dieser und in der andern Welt!“

Und er verschied.

Champmeslé kniete in den Sand zu den zwei Märtyrern nieder und verließ sie dann nicht mehr, bis sie in einem Grabe vereinigt waren.

Er hatte für sie seine erste Trauungsmesse gelesen, er las für sie seine erste Todtenmesse.

Epilog.

Ungefähr in der Stunde, in der in Lyon Olympia und Bannière verschieden, öffnete sich geheimnißvoll eine Thüre der kleinen Gemächer in Versailles, und eine schöne, belebte Frau trat, in einen Mantel gehüllt, verstohlen aus dem Cabinet, das mit dem Zimmer von Ludwig XV. in Verbindung stand.

Sie schien mit den Augen Jemand zu suchen, den sie nicht fand.

Zwei Männer warteten indessen unten an den Stufen.

Der Eine war der Herzog von Pecquigny, der an diesem Tage den gezwungenen Dienst, und der Andere der Herzog von Richelieu, der an demselben Tage den freiwilligen Dienst hatte.

Der Zweite hielt den Ersten zurück, welcher, um zu plaudern, einen bequemeren Platz, als eine Treppe suchen zu wollen schien.

„Aber was Teufels hast Du denn, daß Du mich zurückhältst, wenn ich anderswohin gehen will?" fragte Pecquigny.

„Bleibe noch ein paar Secunden."

„Warum?"

„Weil ich Dich etwas sehen lassen will."

„So sprich, was willst Du mich sehen lassen?"

„Schau'," erwiederte Richelieu. Und er zeigte Pecquigny eine Dame, welche die Stufen herabstieg.

„Ah!" rief Pecquigny, ganz verblüfft durch diese

Erscheinung, welche so verrätherisch Richelieu seinem Nebenbuhler bereitet hatte.

„Sie hat vielleicht Seine Majestät um die Gnade gebeten, ihrem Gemahl nach Wien nachfolgen zu dürfen," sagte Richelieu, während er ein Pirouette machte. „Nun laß uns gehen, wenn Du willst, ich habe Dir nichts mehr mitzutheilen."

Und er zog seinen Nebenbuhler im Wirbel seines spöttischen Ungestüms fort.

„Ah! bei meiner Treue," sprach Pecquigny, „Olympia hat wohl daran gethan, daß sie weggegangen ist, um in der Provinz Schäferei zu treiben; sie wäre besiegt worden.

„Die Schauspielerinnen sind entschieden nicht von der Stärke der Herzoginnen."

Arme Olympia!

Ende von Olympia von Clèves.

An den Leser.

Das ist eine beklagenswerthe Geschichte, nicht wahr? und zwar um so beklagenswerther, da das Laster darin beinahe eben so traurig ist, als es Thränen sind.

Nicht, als hätte ich nicht in dem Augenblick gezögert, wo ich Bannière über dieser erschrecklichen Mißachtung eines in einer Rocktasche vergessenen Briefes sterben ließ; aber die Geschichte war da, die Geschichte verbot mir, Gnade zu üben: ich habe der Geschichte gehorcht.

Denn es ist eine Geschichte, was ich Ihnen erzählt habe, und nicht ein Roman, was Sie gelesen. Das arme Herz, dessen Schläge Sie haben aufhören sehen, hat wirklich geschlagen; diese Brust, die Sie zuckend und blutig gesehen, ist wirklich von Kugeln durchbohrt worden.

Sie suchen, und der Name Bannière ruft keine Erinnerung in Ihnen zurück. Nein, das war ein dunkles Leben, ein dunkler Tod, worauf einen Lichtstrahl fallen zu lassen mir eines Tags die Lust angekommen ist.

Bezweifeln Sie es? So werfen Sie einen Blick auf folgende Notiz, die ich der Biographie der dramatischen Künstler von Lemazurier entlehnt habe.

Bannière.

„Wenige Debuts haben eine so vollständige Vereinigung seltsamer Ereignisse geboten, wie das des Schauspielers, von dem die Rede ist; der Empfang, der ihm vom Publikum bei seinem ersten Versuche zu Theil wurde, hätte genügt, um zwanzig der unerschrockensten Debutanten aus der Fassung zu bringen, aber Bannière war Gasconier, und den Bewohnern der glücklichen Gegenden, welche die Garonne bespült, fehlt es eben so wenig an Kühnheit, als an Witz.

„In Toulouse am Anfange des achtzehenten Jahrhunderts von einer der besten Familien dieser großen Stadt geboren, erhielt Bannière eine sehr gute Erziehung. Zum geistlichen Stande bestimmt, brachte er einige Jahre in einer regelmäßigen Congregation zu und machte vortreffliche Studien. Er legte sich besonders auf diejenigen, welche für den Stand nöthig waren, den seine Eltern ihn wählen lassen wollten, und die günstigen Erfolge, die er erreichte, gaben Anlaß zu dem Glauben, er habe Talent für die Kanzel. Er verfolgte indessen diese mit Glück begonnene Laufbahn nicht, fand, die Rechtsgelehrsamkeit biete ihm wesentlichere Vortheile, und vertauschte seinen kleinen Ueberschlag mit der Robe eines Advocaten. Doch er trug sie nicht lange. Seinem unbeständigen Character nachgebend, hörte er bald auf, Reize im Studium der Jurisprudenz zu finden, und widmete sich ganz dem der Geometrie, in der er Fortschritte machte.

„Nachdem er die Gottesgelehrten den Rechtsgelehrten zu Liebe und diese, um zu den Geometern überzugehen, verlassen hatte, konnte man ihn vielleicht

für fixirt halten, aber dem war nicht so. Durch eine bei einem jungen Manne ziemlich natürliche militärische Gluth fortgerissen, vertauschte er die Rechnungen mit den Waffen und ließ sich bei einem Dragoner-Regimente anwerben, wo er eine Zeit lang diente.

„Die Muße der Garnisonen machte es ihm leicht, die Wissenschaften zu cultiviren; er verfaßte eine Tragödie betitelt: der Tod von Julius Cäsar, ließ sie aufführen und spielte selbst die Hauptrolle darin. Da er das Glück hatte, das Sprüchwort Lügen zu strafen und Prophet in seiner Heimath zu sein, so machte der Beifall, den er als Verfasser und als Schauspieler erntete, in ihm den Wunsch entstehen, sich der Darstellung dramatischer Werke zu widmen, und der Streit den er mit einem Schauspieler von Profession hatte, welcher behauptete, er besitze denen von Bannière überlegene Talente, bestimmte ihn vollends hiezu.

„Ohne je bei einer Provinztruppe gewesen zu sein, und mit keiner andern Erfahrung ausgerüstet, als mit der, welche er zuweilen in bürgerlichen Gesellschaften spielend hatte erlangen können, war er nicht unschlüssig, sich den Kammerherren vorzustellen. Betroffen von seiner Dreistigkeit, bewilligten sie ihm einen Debut-Befehl, mittelst dessen er zum ersten Mal am Donnerstag den 9. Juni 1729 in der Rolle von Mithridates auftrat.

„Getreu dem Charakter seiner Heimath, ließ er den Souffleur einige Zeit, ehe der Vorhang aufging, rufen und sagte zu ihm: „„Mein Herr, ich muß Ihnen zum Voraus bemerken, daß ich Ihrer Hülfe gar nicht bedarf, denn ich bin meines Gedächtnisses sicher; ich bitte Sie also, mir nicht zu souffliren, selbst wenn ich fehlen würde.““

„Der Souffleur versprach ihm Alles, was er wollte, und der Vorhang ging auf. Bannière hatte die Studien nicht vergessen, die er in der Zeit gemacht, wo er

nach glücklichem Erfolge als Redner trachtete; er trat an den Rand der Bühne vor, raffte seine ganze Rhetorik zusammen und richtete an das Parterre eine sehr wohl gedrehte und geformte Rede, in welcher er um die Nachsicht bat, der er bedürfe, und geschickt das Lob von Baron, den er sich zum Muster vorstelle, einfließen ließ. Dieses Compliment wurde mit starkem Beifallklatschen aufgenommen und stimmte das Publicum günstig für ihn. Doch kaum hatte der Debutant zehn Verse von seiner Rolle gesprochen, als er völlig das nothwendige Maß verlor und in sein Spiel und seine Declamation, außer der Lebhaftigkeit seiner Heimath, so viel Ungestüm, eine so stürmische, so wenig der Majestät der Tragödie entsprechende Wuth legte, daß die Zuschauer, statt gerührt oder von Schrecken ergriffen zu sein, sich eines schallenden Gelächters während des ganzen Stückes nicht erwehren konnten.

„Bannière verlor die Fassung nicht und setzte seine Rolle in demselben Sinne bis zum letzten Verse fort, ohne sich entmuthigen zu lassen, und als er geendigt hatte, redete er das Publicum abermals mit folgenden Worten an: „Meine Herren, so demüthigend auch die Lection ist, die ich so eben in meiner ersten Vorstellung erhalten habe, so lade ich Sie doch auf Samstag Abend ein, um zu sehen, ob ich sie zu benützen gewußt haben werde."

„Mit Kühnheit gesprochen, verdoppelten diese Worte das Gelächter und wurden mit Applaudissements bedeckt, unter denen ohne Zweifel viele ironische waren; diese Worte führten zu dem Urtheile, daß der Schauspieler, wenn er auch zu den außerordentlichsten Ausschweifungen fähig, doch wenigstens ein Mann von Geist und Entschlossenheit sei.

Das Gerücht von dem, was in der Komödie vorgefallen, von den Reden, von dem Ungestüm und der Dreistigkeit des Touloner Schauspielers verbreitete sich bald in Paris. Man sprach nur von Bannière in allen Gesellschaften, und der Zustrom war groß am Samstag,

an welchem Tage er, nach seinem Versprechen, den Agamemnon in Iphigenie in Aulis spielte.

Diejenigen Zuschauer, welche ihn am Donnerstag gesehen, diejenigen sogar, denen man von seiner regellosen Wuth erzählt hatte, hegten die Erwartung, über den Debutanten zu lachen und sich wenigstens ebenso sehr, als in der heitersten Posse, zu belustigen. Sie waren alle gleichmäßig getäuscht. Bannière hatte die Lection des Publicums so gut benützt, daß es ihm gelungen war, sein Spiel völlig zu ändern, es zu regeln und in die schicklichen Schranken zurückzuführen; statt Gelächter zu erregen, rief er einstimmigen Beifall hervor, und die strengsten Kenner gestanden zu, daß er ihn verdiente.

„Er schien ein wenig jung für die Rolle, in der er auftrat, und man kann in der That in einem Alter von sieben und zwanzig Jahren, welchs Bannière 1727 hatte, keine völlige Illusion in den Rollen von Mithridates und Agamemnon hervorbringen; aber man fand im Uebrigen vortheilhafte Eigenschaften in ihm, welche richtig geschätzt wurden. Er war groß, wohl gewachsen, hatte ein männliches Gesicht, schwarze Haare, ein schönes Bein und eine stolze Haltung. Was das Moralische betrifft, so wurden diesem Schauspieler Verstand, Gemüth und ein bewundernswürdiges Organ zuerkannt.

„Er spielte sodann den gasconischen Marquis der Menechmes auf die originellste Art und fand großen Beifall; ebenso in den Rollen von Pyrrhus in Andromache von Joad in Athalia und von Cinna, welche zur Fortsetzung seiner Debuts dienten.

„Bis dahin ging Alles gut für Bannière. Man fand, er besitze wirklich Talent, und man hielt es für wahrscheinlich, daß man ihn bei der Comédie annehmen werde. Ein erschrecklicher Vorfall endigte aber seine Debuts und sein Leben. Er hatte sich, wie wir erwähnt, bei den Dragonern anwerben lassen. Der Oberste seines Regiments erfuhr, er spiele Tragödie in Paris, statt in

seiner Garnison zu exerciren. Er ließ ihn verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen, das ihn zum Tode verurtheilte. Viele Personen, die Schauspieler der Comédie Française besonders, baten um seine Begnadigung. Nichts konnte ihn retten, nichts vermochte die Strenge der militärischen Gesetze zu erweichen, welche damals das Todesurtheil über die Deserteurs aussprachen. Bannière war dies indessen nicht; er hatte sein Corps nur vermöge eines Urlaubes verlassen, der noch nicht abgelaufen war, doch er hatte das Unglück gehabt, ihn zu verlieren, und bezahlte diesen Verlust mit seinem Leben."

Sie wissen nun, was die Geschichte gethan hat, und können sie mit dem Werke des Dichters vergleichen.

Die Geschichte hatte Bannière gemacht; ich habe Olympia gemacht.

Habe ich Unrecht gehabt, diese Person zu schaffen, welche das Verderben unseres Helden herbeiführen sollte, so steht mir wenigstens zur Absolution ein achtenswerther Vorgang zur Seite, der von Gott, welcher aus der Rippe von Adam das Weib machte, das nicht nur den Mann, sondern auch die Menschheit in's Verderben stürzen sollte.

Was Frau von Mailly betrifft, so habe ich mich in Beziehung auf sie in keiner Hinsicht von der Wahrheit entfernt. Dem König von Herrn von Fleury und von Richelieu beigesellt, beherrschte sie Ludwig XV. zehn Jahre, ohne über Frankreich zu herrschen.

Eines der Mittel, das sie anwandte, um ihr Reich fortdauern zu machen, war, daß sie sich selbst ihre zwei Schwestern zu Nebenbuhlerinnen gab. Was sage ich, ihre zwei Schwestern? ihre drei Schwestern:

Frau von Lauraguais, Frau von Vintimille und Frau von Tournelle, welche Frau von Chateauroux wurde.

Zum Unglück für Frau von Mailly wollte Frau

von Chateauroux, welche weniger duldsam als sie, keine Nebenbuhlerin haben und verlangte vom König die Verabschiedung ihrer Protectrice.

Von der Höhe der königlichen Gunst herabgestürzt, zog sich Frau von Mailly aus der Welt zurück; sie flüchtete sich, eine zweite la Vallière, in den Schooß der Religion. Diese Frau, welche man einst zierlich und herrlich gekleidet sah, machte sich nur noch, wie der Chronikschreiber des achtzehnten Jahrhunderts sagt, durch die Bescheidenheit ihres Aeußern, durch ihre Sanftheit und durch ihre demüthige Frömmigkeit bemerkbar.

Als Frau von Mailly eines Tags in die Kirche ging, um die Predigt des Pater Renaud zu hören, kam sie erst, als der Redner schon auf der Kanzel stand und die Predigt begonnen hatte. Sie mußte sich zu ihrem Stuhle begeben, und das gelang ihr trotz aller Vorsicht nicht, ohne eine gewisse Störung zu verursachen und ein gewisses Geräusch zu machen.

„Das ist viel Lärmen für eine Courtisane," sagte ein Mann, an dem sie vorbeiging.

„Da Ihr sie kennt, so betet für sie," sprach Frau von Mailly.

Das ist das letzte Wort, welches die Geschichte als von den Lippen der Exfavorite ausgehend gesammelt hat. Gestehen wir, daß es erhaben an Reue und Demuth ist.

Wichtige Notiz für die Leser und besonders für die Leihbibliotheken!

Zeitfolge

der im Franckh'schen Verlage erschienenen Romane von Alexandre Dumas mit Beziehungen zu der Geschichte der Franzosen, übersetzt von Dr. August Zoller.

1. **Die beiden Dianen,** beginnt 1551 unter Heinrich I. und spielt weiter unter Franz II.

2. **Königin Margot,** spielt 1572 unter Karl IX.

3. **Die Dame von Monsoreau,** beginnt 1578 unter Heinrich III.; hiemit steht in unmittelbarer Verbindung:

4. **Die Fünf und Vierzig,** auch unter Heinrich III.
Von diesen beiden Romanen ist eine Fortsetzung versprochen.

5. **Die drei Musketiere,** beginnt 1625 unter Ludwig XIII. Die Fortsetzung hievon bilden:

6. **Zwanzig Jahre nachher,** 1645, unter der Regentschaft von Anna von Oesterreich. Und

7. **Bragelonne** oder **zehn Jahre nachher,** 1655 am Anfang der Regierung von Ludwig XIV.

8. **Der Frauenkrieg**, Episode von 1650, zur Zeit der Fronde.

9. **Olympia von Clèves**, beginnt 1727, am Anfang der Regierung von Ludwig XV.

10. **Eine Tochter des Regenten**, 1719, unter dem Regenten.

11. **Denkwürdigkeiten eines Arztes.**

I. Abth. **Joseph Balsamo**, beginnt 1770 und umfaßt die letzten Lebensjahre von Ludwig XV.

II. Abth. **Das Halsband der Königin**, beginnt 1784 unter Ludwig XVI.

III. Abth. **Ange Pitou**, spielt 1789, zur Zeit der Erstürmung der Bastille.

Von den Denkwürdigkeiten eines Arztes sind Fortsetzungen bis zur Restauration versprochen.

12. **Der Chevalier von Maison-Rouge**; Episode von 93.